

poetischen Inhalts.



Neue Folge

Band I



LELAND • STANFORD JUNIOR • UNIVERSITY



833.7
D1141

FELIX DAHNS

Sämmtliche

Werke

poetischen
Inhalts.



JOH. GEHRTS. Df. 97.

Neue Folge. Band I.

Breithopf & Härtel, Leipzig.

[illegible][illegible][illegible]

129383

Sigwalt und Sigridh.



Eine nordische Erzählung

(frei erfunden)

von

Felix Dahn.



Leipzig

Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel

1903.

Alle Rechte,
insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

•

Vollendet zu Salzburg am 3. August 1898

und

meiner lieben Frau

Therese

zu diesem Tag

unserer silbernen Hochzeit

zugeeignet.

I

Die Sonne sank blutrot in die See. Die Schlacht war geschlagen am einsamen Fjord. Allzu viele Speere hatten die Landwüster geschwungen, die, aus den Drachenschiffen gesprungen, Mord, Brand und Raub in die Gehöfte getragen von Halgaland.

Auf schaumbedecktem Roß hatte ein Bote um Hilfe gerufen bei König Sigwin Weißbart. Der hatte gerade auf seinem Hochsitz in der Halle zu Halga-Björg das Horn erhoben zum Nachtrunk; er setzte es nieder, bevor er's zum Munde geführt. „Zu Roß!“ sprach er. „Königshilfe eilt.“ Und mit den wenigen Helmen, die er um sich hatte in der Halle, war er den Wikingern entgegen geritten, seine Banern zu schützen.

Nun lag er speerwund auf zerस्पelltem Schild; der weiße Sand der Düne ward rot von des alten Mannes Blut. Tot neben ihm lagen fast all' seine Gefolgen: in die Ferne, landeinwärts, — gen Mittag — tobte der Lärm der verfolgenden Sieger hinter den Schlachtlüchtigen her. — —

Die Wellen der beginnenden Ebbe wichen mählich, mählich zurück: immer leiser, leiser, — wie absterbend Leben. Es war nun totenstill auf der Strandheide, darauf vor kurzem der rasselnde Kampf getoßt.

Der wunde König hatte die Augen geschlossen: nun

schlug er sie auf: denn von Niedergang — aus dem nahen Föhrenwald — rauschten zwei Raben dicht über seinem Haupte hin, als wollten sie ihn wecken. Dann bäumten sie auf in der alten, morschen Dünen-Weide.

Der König hob den Kopf und sah gegen Westen. Und nickte stumm. — Er schien ihn zu kennen, den Wanderer, der von daher nahte, langsam heranschreitend aus dem Saum der düstern Bäume. Erwartet schien er ihn zu haben. Denn als der sich schweigend auf den schwarzen Bauta-Stein zu seinen Häupten setzte, den Speer über die Schulter gelehnt, die der dunkelblaue Mantel bedeckte, das gewaltige Haupt unter dem Schlapphut zu ihm gebeugt, da sprach der Wunde: „Du hältst mir Wort.“

„Wie du es mir gehalten.“

„Nach unfrem Bund und Vertrag! Sieg und Glück hattest du mir versprochen: und hast sie gewährt all' diese langen Jahre. Dafür sterb' ich jetzt den Bluttod und folge dir nach Walhall, unter deinen Einheriar für dich zu kämpfen.“

„Und Walhalls Wonnen zu teilen. Schau empor! Schon nahen dort im Gewölk auf ihren grauen Rössen die Walküren. — Aber du blickst nicht freudig. Fürchte nicht das Sterben: es schmerzt nicht. Nur das Leben schmerzt: — — zuweilen.“

„Ich fürchte nichts für mich. Aber mein Knabe! Wenige Winter erst zählt er. Einen Spätling gebär ihn mir die Mutter. Und starb. Schutzlos spielt er im Baum-anger von Falga-Björg. Meine Gefippen, meine Gefolgen liegen tot. Wer wird ihn schützen?“

„Ich! Sein Pate! Der ihm den Namen gab: — Sigwald Odinsfreund — schulde ihm Patengabe. So gelob' ich dir: ich rette ihn jetzt vor allen Feinden. In diesen Mantel geschlagen trag' ich ihn hoch durch die Wol-

ken auf ein fernes Eiland sicher vor Schaden wächst dort er heran. Zur rechten Zeit kehrt er zurück, sein Erbe zu erstreiten mit sieghaftem Schwert. Alsdann geh' ich ihm zum Schutz einen Schild Einen lebendigen Schild."

"Einen lebendigen Schild?" staunte der Wunde. "Ich kann's nicht fassen."

"Einen lebendigen Schild, der ihn schützt immerdar. Wenn er nicht selbst ihn zerstört."

"Das wird er nicht."

"Weißt du das? Selbst die Nornen wußten's nicht, als ich sie fragte. Denn was sie weben, — nicht wissen's die Weber. Auch nicht die Schicksal-Weberinnen! Sie weben, was sie müssen, nicht, was sie wollen. Aber gesorgt wird für das Patenkind so treu der Pate sorgen kann. Du weißt: reich lohnt Odin . . ."

"Treue Freundschaft!" nickte der Held. "Ich danke dir. Sieh, mit letztem Blicke schau' ich dort die Walküre nahn. Ich höre das Schnauben ihres Rosses. Nun wird es Nacht vor meinem Auge . . ."

"Bald wirst du wieder strahlend Licht erschauen. Rasch, Helmwine, trag ihn empor!"

II.

Zwanzig Winter waren vergangen.

Der linde Lenz war gelandet auf dem Eiland der Angelsachsen. Auch in den Königsgauen von Kent. Lieblieh blaute dort an der Ostküste das Meer um die vorspringenden Landspitzen und kleinen Eilande, kleine rosig behauchte Wolken zogen über den hellen Himmel hin bei

lanem Südwest: in Blust und Blüte stand Weißdorn und Rotdorn: um die stark duftenden Dolden flogen emsig die Bienen.

An den feinen weißen Sand des Strandes spülten sanft die Wellen des leise atmenden Meeres: Sehnsucht weckte die sanfte Bewegung, unbestimmte, in die Ferne hin wünschende, hoffende Sehnsucht. Sie stutete auch in den Träumen des Jünglings, der, den Rücken an die steil aufsteigende Dünenwand gelehnt, hinaus schaute in die unabsehbare See, aus der die Morgen Sonne, die Nebel wie mit goldnen Wurfschlangen vor sich niederstrahlend, sieghaft aufstieg wie ein junger Held.

„Soll ich dich freudig grüßen, neuer Tag?“ sprach der Träumer leise vor sich hin. „Warum freudig? Ich habe keinen Grund zur Freude. — Oh, das war ein undankbar Wort. Hörten's König Hengist und die Thane und Hallgenossen und — nun, und andere! — mit Recht würden sie dem Unzufriedenen grollen, an dem sie Gutes getan — nur Gutes! — diese zwei Jahrzehnte. — —

Wenn ich's gedenke! Ein zarter Knabe war ich — in einem bäumereichen Ager — nah einem stolzen Königshaus — war ich eingeschlafen auf blumiger Wiese. Wie im Traum war mir, als würd' ich aufgehoben und davongetragen von einem Gewaltigen in faltigem, langwallendem Mantel über Wälder und Felsen und Meereswogen dahin. Als ich erwachte, saß ich in sadelheller Halle auf eines hohen Mannes Schoß: ringsum standen und staunten seine Thane. „Heil!“ riefen sie. „König Hengist! Das war Wodan, deiner Sippe Alnherr selbst, der urplötzlich hier vor deinem Hochsitz stand: — nicht hatten die scharfen Torhunde angeschlagen! — in Gut und Mantel und dir den schlafenden Knaben auf den Schoß setzte, den

Finger mahnend hob und aus der aufgesprungenen Türe wieder verschwand wie ein dunkelblauer Rauch.⁴

„Ja,“ sprach der gute König. „Das war Wodan. Und mein Schoßsohn soll der fremde Knabe sein, da mir meine Königin nur eine Tochter gebär, bevor sie starb. Aber wer mag er sein? Wie mag er heißen? Da, schaut auf der Silberspange an seinem Arm, die Runen: „Sigwald Odinsfreund! — Reich lohnt Odin treue Freundschaft.“ — Aus Norland stammt er: Odin sagen sie dort für Wodan.“

Da, deutlich zeigt es heute noch die breite Spange. — Und wie einen Sohn wahrlich hat alle Zeit der greise König mich gehalten. Und seine Thane. Und Guntfride, seine Tochter, das viel gute Kind: zur Schwester hat ihre Güte sie mir gemacht. Und Waffen eigne ich, Ringe und Rosse und breite Weizenäcker in drei Shiren: neben dem König sitz' ich in der Halle, manchen Sieg ersocht ich ihm über die schlimm heerenden Wifinger aus Seeland: schon rühmen Harjen-Skalden mein rasches Schwert . . .!

Und doch!

Unfroh schlägt mir, leer, unausgefüllt das junge Herz in der Brust. Und ein Fremdling bin ich im Lande.

Jüngst sah ich am Ufer des raschen Midway einen stattlichen jungen Baum, eine freudige Buche: mit allen Wurzeln hatte die Überslutung ihn losgerissen von der nährenden Scholle der Heimat und ihn fortgetragen im Braus: nun lag er am Sande: die fröhlichen grünen Zweige welkten gelb: er konnte nicht Wurzel fassen in der Fremde: so starb er hin! —

Und so zehrt an mir ein seltsam Weh. Ist's Heimweh? Oft zeigt mir ein Gott im Traum ein fernes Land, mit hohen Eisbergen, mit rauschenden Fjorden — einen Baumanger, darüber ragend ein altes Königshaus — wie ich's in Kindheit-Tagen um mich gesehn — mein Land,

mein Vaterhaus! Aber fremde, feindliche Männer schalten darin. Dorthin zieht mich der Seele Drang. Dorthin gehör' ich nach Pflicht und Recht! —

Und auch da drinnen tief in der Brust — da klappt schmerzend eine Leere. Nicht der milde König, nicht die Hallgenossen, nicht das holde Kind füllen sie und stillen das Sehnen. Ach, ein Andres begehr' ich so heiß! Allein was? Wen? Wohin zielt dies Sehnen? Alles liegt mir verhüllt: — verschleiert wie die ferne See dort von weißem, flirrendem, wogendem Nebel! — —

Aber halt! Was seh ich? Was taucht auf über jenem Nebeldunst, hoch, hoch ob der Seeslut? In den Lüften des Himmels! Eilend jagt es heran, unhörbar die zergleitenden Wolken zerteilend! Ein eisengrau Roß! Darauf ein Weib! Eine rasche Reiterin! Wie fließt aus dem Helm ihr das goldene Haar! Wie glänzt ihr die Brünne im Sonnenglast! Sie naht! Schon ist sie da! Schon hält vor mir — im Wasser des Strandes — das schnaubende Roß! Wie zauberschön ist sie! Wer bist du, Jungfrau der Wunder?"

Da lachte sie freudig, die herrliche Maid und bog sich zu ihm herab, den Hals dem Rosse klopfend: „Sigrith heiß ich. Siegvaters Tochter rühm' ich mich und seiner Schildjungfrauen jüngste. Heil dir, Sigwalt, mein Gesell! Denn dir zur Gefellin hat mich Siegvater bestellt. Wohl tat er daran: denn du gefällst mir, Siegwalt! Gern werd' ich dir des Sieges walten. Schau dort gen Nordost! Schau scharf! Weichet, ihr Wolken! Siehst du nun? Ein Drachenschiff rauscht heran. Das führt Arn, deines Vaters alter Waffenträger. Er holt dich heim, Herr Jungkönig von Halgaland. Die Zeit ward reif. Der rechte Erbe soll sein Erbe reißen aus böser Nachbarn Gewalt. Wohlanf, zum Kampf, zum Sieg, mein Geselle!“

„Oh halt! Halte noch! Nicht wende das Roß! Nicht enteile schon, du Herrliche! Wo — wo — wann schau ich dich wieder?“

Da sprach die Jungfrau ernst, warnend die Rechte hehend: „Nicht wünsche dir das, mein Geselle. Wann je du mich wieder siehst, droht dir Verderben. — — Ich aber werde dich gar oft schauen, aus den Wolken herab, und dieser Schild wird oft dich beschirmen. Du jedoch — wünsche dir nicht, Sigridh wieder zu schauen! Und gelobe zu schweigen von dieser Begegnung.“

„Ich gelob' es — bei deinen wunderbaren Augen.“

Sie nickte lächelnd und schon verschwanden Roß und Reiterin im sonnendurchflimmerten Nebel hoch in den Lüften.

III.

König Hengist im grauen Bart saß auf dem Hochsitz in seiner reichen Halle, um ihn her seine Gefolgen, seine Schildgenossen, ihm zunächst die tapfersten, treuesten. Unter ihnen eilten hin und her mit hochgehenuelten Krügen voll Metes und Alles weißarmige Maide. Und nicht verschmähte es ihre Herrin, des Herrschers junge Tochter, aus goldenem Krug den Geehrtesten der Thane die versilberten Hörner zu füllen. So tat sie auch Sigwald und den drei vor kurzem gelandeten Gästen, die, in voller Rüstung seefährtiger Männer, neben ihm an einer runden Tafel unterhalb der Stufen des Hochstuhls saßen. Bögernd, traurig ruhte dabei der Blick der sausten dunkelbraunen Augen auf dem Jüngling.

Der sah es nicht: ein freudiges, ein strahlendes Lächeln

spielte um die halbgeöffneten Lippen, auf denen der blonde Flaumbart sproßte; die blizenden grauen Augen hingen an dem Mund des Königs, der nun das hohe Wisenthorn zur Seite schob und begann: „Selten schreitet Frau Saelde unbegleitet über der Erden-Männer Schwelle: ein Schatte folgt ihrem Leuchten. So kam auch in diese Halle Freude geschritten, Hand in Hand mit ihrem Zwillingssbruder, Schmerz. Freude muß es ja sein jung Sigwalts Freunden, daß ihn eine Raubertat Wodans . . . ich kann es kaum glauben, konnte es nicht ganz verstehn! Berichte genauer, Arn, Arnsteins Sohn! Wohl kannt' ich dich schon vor vielen Wintern als wahrhaft und treu, König Sigwins Schildträger, als wir alle drei noch in braunen Haaren gingen. Darum glaub' ich deinem Wort, auch was nicht glatt zu glauben. Sprich, wie war es doch?“

Der Alte hob sich vom fellbedeckten Sitz zur Rechten Sigwalts, neigte sich dem König und, indem er fast zärtlich die Linke auf des Jünglings Schulter legte, hob er an: „Reichen Dank schulden wir alle dir, wir Männer aus Halgaland, milber König, für alle die Milde, die du unsrem Jungkönig getan hast immerdar: der Dank fliege — wie eine weiße Taube — meinen Worten voraus. Nun hört, was wunderbar, aber wahr.

Ihr habt wohl durch fahrende Skalden, auch durch eure Rauffschiffe etwa, die nicht selten in unsre Fjorde einsegeln, reichere Güter als unser rauheres Land eignet, uns zu bringen, — ihr habt wohl vernommen, was bald nach unsres teuren Herrn Fall geschah. Ich und mein Bruder Arnstein hier und mein Nefse Arngrimr, Arngrers Sohn, sind die einzigen aus seinen Gefolgen, die ihn überlebten: denn wir weilten damals zu Lethra auf Seeland bei dem Dänenkönig als seine Boten. Als wir heimkehrten, fanden wir herrschend in der Halle zu Halga-Björg Swen, Jarl

in Hardaland, einen fernversippten Vetter unsres Königshauses. Der war auf das erste Gerücht von jenem blutigen Tag herbeigeeilt in das verwaiste, das meisterlose, unverteidigte Land: denn die Wikinger waren hurtig wieder abgesehelt, nachdem sie ihren reichen Raub auf die Drachen geschleppt. Ewen aber, der Finstere, hätte wohl auch des Königsknaben, des echten Erben, nicht geschont, fand er ihn in der leeren Halle! Aber der geplante Mord des Gesippen blieb ihm erspart: denn wie durch Zauber war das Kind entrückt aus dem wohl umhegten Obstanger, in dessen Rasen schlummernd es die Wärterin verlassen.

Carl Ewen griff nach dem entsunkenen Königsstab: seine mitgebrachten Gauleute — die landfremden! — erzwingen seine Wahl. Vergebens eiferten wir drei und unsre Gesippen gegen den Anmaßer: wir forderten, der solle nur als Muntwalt des Königsknaben der Herrschaft einstweilen walten! — Denn wir gaben die Hoffnung nicht auf, den Verschollenen wiederzufinden. Aber der Schwarzlockige lachte: „Tot ist der Nestling des alten Adlers! Wünscht nicht, mir ihn lebend zu bringen! Oder vielmehr den, welchen ihr für ihn auslegt: wenige Atemzüge hätte er dann noch zu leben.“

Wir aber verzagten nicht: wir vermuteten, die Wikinger hätten ihn gefunden und mit den andern Ergriffenen fortgeführt: freilich sollte er ja schon am Abend verschwunden sein, noch bevor in der Nacht die Räuber die Halle erreichten: allein wir hofften gegen die Hoffnung und unermüdlch zogen wir aus jedes Frühjahr, sobald die Fjorde eisfrei geworden, und forschten und suchten in jener Wikinge Heimat — in Svearike — und sonst an allen Küsten Nordlands, ja auch Sachslands und sogar Francias nach dem Verschwundenen: auch in mancher Hafenstadt eures weltfernen Eilands: alles vergeblich!

Als wir aber wieder einmal heimgekehrt waren aus dem fundlosen Suchen, da empfing uns in allen Hallen, Höfen und Hütten verzweiselndes Klagen über des Gewalt-herrn grausam hartes Walten. Von Winter zu Winter trieb er's ärger! Nicht als ein König herrschte er, der doch nur um seines Volkes willen waltet über uns freie Nordleute: nein, sein Wille — laut sprach er's aus in frevler Überhebung! — sein Königswille sollte oberstes Gesetz sein in seinem Reich. Das aber ist unerhört bei allen Nordleuten, so lange sie schreiten auf der Männer-Erde! Und er ließ es nicht bei dem frevlen Wort recht-losen, maßlosen, ruchlosen, wahnfinnigen Königstolzes: frevle Thaten führten es aus. Wer ihm widersprach, war er noch so tapfer im Heerkeil, — noch so weise im Rat, verbannt ward er aus seinem Angesicht! Gewalt-Druck gegen jeden freien Nacken, der sich nicht beugte seinen Königslaunen, füllte das Land. Da beriefen wir Arninge ein All-Land-Ding nach Halgastein an dem Alf-Fjord, zu beraten über den Jammer des Volkes und wie ihm zu helfen sei. Aber der Gewaltherr erfuhr's: mit seinen Gefolgen, den wilden Gefellen aus Harbaland, und mit vielen geworbenen Söldnern, — Wikingern, Landräubern, üblen Zauber-Finnen, — überfiel er uns, sprengte uns auseinander, mordete, wen er erreichte, vertrieb die übrigen aus der Heimat und wütete nun ohne Widerstand wilder als zuvor!“

Da stöhnte jung Sigwalt, die Hand des Alten abschüttelnd und mit der Rechten an die Stirne schlagend: „Und ich saß hier und trank Schoßvaters Met und ließ mein Volk verderben! Aber Geduld, Halgaland! Dein König kommt!“ Und zornig schlug er mit geballter Faust auf den Tisch, daß die Hörner und Becher erkirrten.

„Gut gekreisch, junger Adler!“ lächelte der Graubart

wohlgefällig, „ja, bald sollst du die Fänge brauchen! — Wir drei und wenige Genossen waren den Mordbuben entkommen. Noch einmal begannen wir die hoffnungslose Suche: — diesmal bis Friesland! Vergeblich! Wir ankerten zuletzt vor einem kleinen friesischen Werder. Traurig lagen wir drei eines Nachts auf Deck der kleinen Fischernaue, auf der wir entflohen waren. Es war ein nebelreicher, düsterer Herbsttag gewesen: aber jetzt drang zuweilen der Vollmond durch zerrissen Gewölk, das vor dem Winde trieb: und dann erglänzte unser Schifflein, Mast und Luvsegel silberhell. Zum Tode betrübt sprach ich da zum Bruder: ‚Untragbar Hartes legte Odin uns auf. Weder den Königserben läßt er uns finden noch den Nachträuber, den Rechtsbrecher stürzen: mit ansehen müssen wir's, wie unser Volk zertreten wird. Ich mag's nicht länger tragen. Ich binde mir den schweren Drei-Anker dort um den Hals und . . .‘ — ‚Nicht also, mein Bruder,‘ sprach Arnstein kopfschüttelnd. ‚Wohl wollen wir ein Ende machen. Aber nicht hinab zu Ran, in ihr graußiges Reich . . .‘ — ‚Und dann gar nach Hel,‘ rief mein Nefse, dieser Arngrimr da. ‚Nach Hel! Dem ewig freudlosen, wo bleiche Schatten seufzend schweben, noch einmal zu sterben wünschend, um nie mehr zu erwachen. Graunhaft ist Hel! Nein, heraus die Schwerter, alle drei. Keiner soll den Kampf überleben! Und nach dem Bluttod: — auf, nach Valhall!‘ — ‚Ja,‘ schloß ich und griff ans Schwert. ‚Was frommt's zu leben, da jung Sigwast tot!‘

‚Jung Sigwast lebt!‘ sprach da eine Stimme hinter uns, vom Strande her, — eine Stimme, deren gleichen ich noch nie gehört: nicht laut: verhalten, aber alldurchdringend. Wir sprangen auf, wir sahen hinter uns: da glitt dicht an unfrem Backbord hin, aus dem Nebel in den

Bereich des Vollmonds tauchend, ein winzig kleiner Kahn: an dessen Steuer stand ein Gewaltiger in dunklem Mantel mit breitrandigem Hut. Wir erschrakn über dem plötzlichen Auftauchen von Schiff und Mann, die nun dicht Bord an Bord mit uns lagen. Bald aber faßte ich mich und sprach entgegen: „Der du unhörbar nahst und geheime Zwiesprach erlauschest, wie lautet dein Name?“

„Nur eines Namens genügt mir nie, seit ich unter die Völker fuhr.“ — „Und dies Schifflein?“ fragte Arngrimr. „Wie kannst du auf diesem Baumbblatt in See gehen?“ — „Skidbladnir,“ lachte der Wirrbart, „ist der Schiffe bestes.“ — „Einen Kaufmann achte ich dich, einen schlauen Friesen,“ meinte mißtrauisch der Bruder. — „Ja,“ fuhr ich fort, „der nach Golde geht. Aber wähnstest du, durch günstige Kunde, durch täuschenden Trost Gold als Votenlohn von uns zu erlisten und Gabe . . .“ — „Da irrst du, Freund,“ lachte traurig mein Nefse, „leer sind uns Ranzen und Tasche.“ — „Alle Lande haben wir durchforscht nach Sigwalt,“ schloß ich unwillig. „Nichts fanden wir! Warum sollten wir dir glauben?“ — „Nicht glauben sollt ihr: — sehen! Schaut her!“ sprach der Fremde befehlend. Er reckte den rechten Arm aus dem Mantel vor, bog ihn, stemmte die Faust auf die Hüfte und gebot: „Seht durch dieses Arm-Bogens Rund. Schaut in die Halle des Königs von Kent.“

Wir drängten uns vor, dicht heran, die Köpfe dicht aneinander und oh Wunder! Wir sahen . . .“ — „Run?“ rief mit weitgeöffneten Augen auf den Erzähler starrend die Königstochter. Aber glühende Röte der Scham übergoß sofort die Wangen der Jungfrau, die in die Rede der Männer geredet. — „Ihn sahen wir, hold Königskind! Und dich! Und König Hengist dort auf jenem Hochsitz und viele dieser Thane hier sitzen an diesen Tischen.“ —

„Ja,“ fuhr der Nefse fort, „und so deutlich und hell zeigte ihn uns der Vollmond wie ihn hier die vielen Fackeln nicht zeigen.“ — „Und so ähnlich sah er seinem Vater,“ . . . unterbrach Arn. — „Und so ganz ähnlich auch dem Knaben in den Tagen, da er verschwand . . .“ — „Daß wir alle drei jubelnd riefen: ‚ja, er ist’s: er lebt! Heil, König von Halgaland!‘“ — „Und als wir nun die Augen endlich von ihm lösten und dem Zaubermann dankend ins Antlitz sehen wollten, . . .“ — „Da verschwamm der plötzlich in wallendem Nebel . . .“ — „Dunkel Gewölk zog über den Mond . . .“ — „Und verschwunden waren Nachen und Mann!“

„Und erkannten wir da alle, wer der Fremdling gewesen.“ — „Und erschauernd sanken wir auf die Kniee und riefen: ‚Dank dir und Heil, Odin von Asgardh! Du — wahrlich der Wunschgott!‘“ — „Und noch in derselben Nacht lenkten wir unser Schifflein nordwärts, landeten alsbald an abgelegener Felsenbucht der lieben Heimat, beriefen die nächsten Gesippen, Nachbarn und andre treue Männer in nächtiger Heimlichkeit, verkündeten ihnen die frohe Kunde und fragten, wer mit uns anziehen wolle, den Königssohn würdig abzuholen nach Halgaland zum Kampf um sein Erbe?“ — „Und meldeten sich da so viele, — denn der Haß gegen den blutigen Eber war noch immer gestiegen! — daß wir gar manche zurückweisen mußten von dem einen Drachenschiff, das wir nur aufbringen konnten für so weite und so wichtige Fahrt.“ — „Und glücklichen Fahrwind, freudigen Ostnordost, blies uns der Wunsch- und Wind-Gott in die Segel, daß wir in nie erhörter Raschheit diesen Strand erreichten . . .“ — „Und gleich unsern Jungkönig trafen, einsam auf dem Dünenstrand liegend, voll Sehnsucht, wie er uns sagte, nach der Heimat und hinweg von hier.“

Da traf Sigwald ein schmerzlicher Blick der sanften braunen Augen. — —

IV.

Allein abermals sah er das nicht, wie er nun aufsprang und, die Rechte zu dem König emporreckend, freudig rief: „Ja! Mich verzehrte ein Sehnen: — ich wußte nicht, nach was? Nach wem? Nun weiß ich's: nach der Heimat, die den Retter, den Rächer ruft. So heisch' ich denn Urlaub, König Hengist, Schoßvater: — nein, den Blutsvater hast du mir ersetzt. Habe denn Dank, mein Vater, für alle Liebe und Güte! Urlaub heisch' ich für immerdar!“

Da schwebte unhörbar ein Seufzer aus den zuckenden Lippen des Mädchens.

Der alte König aber sprach gar ernst: „Leicht wird dir, kurz machst du das Scheiden — nach so langen Jahren! Doch ist's der Jugend Art: in die Zukunft schaut sie, freudig hoffend, vor-, nicht rückwärts blickt sie auf das Vergangene! Und ich darf nicht schelten, nicht wehren. Dich ruft dein Volk, dich entsendet der waltende Wodan. So zieh hin im Schutze guter Gewalten. Zum Abschied — als letzte Gabe! — geb' ich dir mit mein bestes Orlogschiff und hundert Helme: ich brauche sie nicht zu bannen zu dieser Heerfahrt: ich weiß, viel mehr als hundert werden sich drängen unter deine Fahne: denn aller Herzen — ach aller! — Liebling warst du hier. In wenigen Nächten sind Schiff und Schar gerüstet: dann magst du scheiden — wie du es wünschest! — für immer.“

Des Alten Stimme bebte: er stockte: ein rascher Blick suchte der Tochter Auge: aber diese hielt die dunkeln

Wimpern tief gesenkt. „Doch,“ schloß er, „vergiß in der Heimat nicht ganz dieses Landes . . .“ — „Zweite Heimat ward es mir!“ rief der Jüngling. — „Noch der treuen Herzen, welche dir hier schlagen.“ — „Oh mein Vater! Oh Guntfride! Laß dich Schwester nennen! Aber . . . wohin — wie — entschwand die Jungfrau so rasch?“



V.

Und nach wenigen Nächten lag das mächtige Königsschiff neben dem kleineren aus Halgaland segelfertig wie dieses. Und auf beiden Decken standen hinter den hohen und dichtgefügtten Schildwehren der Flanken die hundert Krieger von Kent und die sechzig aus Halgaland in voller Waffnung.

Von der Königsburg her führte — außer der breiten Königs- und Heer-Straße — nach der Küste herab ein schmaler Pfad durch einen schönen Wald: diesen Weg, ihm allvertraut und lieb, wählte Sigwast für seinen letzten Gang, nachdem er von dem König und dessen Thauen Abschied genommen hatte und nun die Seinen auf den Schiffen aussuchte zur Abfahrt. Langsam schritt er: oft blieb er unterwegs stehen, mancher Stunde des frohen Weidwerks gedenkend, auch mancher des Ballspiels mit der Königstochter und deren Maiden, von manch altem Baum Abschied nehmend, wie von altem Freund.

Gerade hatte er sinnend zu einer mächtigen Eiche hinaufgeschaut, — ‚dem Wodan-Wipfel‘, wie die Krone hieß — und wollte nun fürbaß schreiten: da rauschte es in dem dichten Buschicht von niedrigen Hainbuchen um

den Stamm her und eine sanfte Stimme sprach: „Nimm noch was mit!“ Und aus dem Dickicht trat des Königs-
kinds zarte Gestalt.

„Guntfride!“ rief der Jüngling freudig überrascht. „Das ist gütig, ist freundlich: dieß Letzte wie alles zuvor. Umsonst forschte ich nach dir oben im Fran'nsaal, Abschied zu nehmen. Deine Gürtelmaid wußte nicht, wo . . .“

„Ich aber wußte, du werdest ihn nochmal grüßen, den Wodanwald. Denn du bist treu in deiner — Freundschaft. Und hier, vor unsern lieben Bäumen, solltest du ein Andenken nehmen an Guntfride.“ Sie schlug den lichtgrünen Mantel auseinander und reichte ihm dar ein viereckig Stück blaugrauen Tuches, das war in Gold reich mit Runen benäht und mit Bildern bestickt. Sie hielt es ihm nun, auseinandergespreitet, vor die Augen. Freudig griff er danach: „Eine Fahne! Meine Fahne, wie der alte Arn mich gelehrt. Durch den graublauen Himmel hin schweben Siegbaters Raben. Und sieh, ringsherum der Runenspruch auf meiner Spange: ‚Reich lohnt Odin treue Freundschaft.‘ Ich danke dir, liebe Schwester! Wer hat dich all' das gelehrt?“

„Nun: Arn. Und — das Herz. Aber eifrig galt es sticken und nähen. Hatte ich doch nur wenige Tage! So nahm ich die Nächte dazu.“ — „Deshalb also sah man dich fast nie mehr all' diese Zeit!“ — „Wahrscheinlich deshalb,“ lächelte sie traurig. — „Möge stets der Sieg in dieser Fahne rauschen ob deinem Haupt!“ — Da gedachte Sigwald der herrlichen Walküre, die ihm das Gleiche gewünscht, — nein, geweißt. Schon öffnete er die Lippen, ihr davon zu sagen: doch er gedachte, wie er Schweigen gelobt. Und er schwieg.

„Aber nicht nur Siegbater befreunde dich,“ fuhr sie fort und sah zur Erde. „Frigga führe dir zu die freundige

Frau, dir zu dienen in Demut, dir die Halle, dir all dein Leben zu schmücken durch Schönheit. Denn solches, dünkt mich, ist Frauen Art und Amt." — Da gedachte Sigwalt der schönen Walküre, aber auch ihres Warnworts, sie wieder schauen werde sein Verderben. So schüttelte er leise das Haupt. „Guntfridens aber," schloß sie, „sollst du nur dann gedenken, wann du ihrer bedarfst. Du oder . . . die Deinen. Wohl bin ich nur ein Weib: aber viel mag Weibesfreundschaft frommen, ist sie treu. Und ich bin tren." Schon war sie im Buchen-Dickicht verschwunden. „Guntfride! Habe Dank! Verweile noch." Aber schon nickten ganz fern die Büsche, durch die sie dahinglitt. Noch einen kurzen Blick warf der Jüngling ihr nach; dann schlug er das Fahnentuch um die Schulter und jauchzend sprang er hügelab hinunter zur Küste.

Nun traten von links her — von der andern Seite des Schmalpfades — aus dem wildverwachsenen Buschicht ein hoher Mann und — in linnenblüten-farbenem Gewand — eine wunderherrliche Frau. Jener sah dem eilenden Helden, diese der verschwundenen Jungfrau nach.

„Arger Gott!" sprach zuerst die königliche Frau. „Abermals führst du deiner Liebliche einen zu deinen stolzen Zielen und wenig kümmert's dich dabei, geht der Weg dabei über zuckende Herzen. Mich erbarmt des lieben, stillen Kindes, des pfeilwunden jungen Rhe's! Ich will ihr Vergessen in die Seele zaubern."

Obhin zuckte leise die Achseln: „Tu's, wenn du willst. — Aber wie sprachest du, als ich die gleiche Günst Hilde gönnen wollte nach Helgis Fall? Wie sprach da die Göttin der echten, weil der treuen Liebe, nicht Freia, die heiße, die wechselfrohe? Besser um Liebe leiden, ja um

Liebe sterben als ohne Liebe leben.' Hast du seither deinen Sinn gewandelt?"

"Du weißt, Frigga ist unwandelbar," sprach die schöne Frau und legte ihre beiden herrlichen Arme auf seine beiden Schultern. "So bleibe ihr der Liebe Leid. Auch das ist Glück. Und vielleicht wird ihr doch noch ein Lohn ihrer Treue."

"Niemand weiß sinniger Treue zu lohnen, als Frigga, der Treue Göttin selbst," sprach er und küßte sie auf die Augen.

VI.

Und wäre nun viel davon zu sagen, wie Sigwald mit seinen beiden Schiffen, vor gutem Winde treibend, gar rasch an die Küste seiner Heimat gelangte, wie sie landeten, wie aus allen Heraden und Fylkir die Männer herbeieilten, auf die Kunde, König Sigwins Sohn sei heimgekehrt, sein Erbe zu nehmen von dem Landräuber und die gequälten Odalbauern und Bonden zu befreien von Druck und Jochzwang. Und wie sein Hause schnell anwuchs — wie ein Schneeklumpen, der vom Gletscher herabrutscht, — so daß er nach wenigen Nächten den Gewaltherrn aussuchen konnte in seiner festen Zwingburg, die er sich nahe der alten Königshalle aufgetürmt hatte am Hangar-Fjord, unter harter Fron der Bauern ringsum. Und wie bei dem ersten Sturmloch jung Sigwalts Adlerhelm der früheste war, der auftauchte oberhalb des äußern Ringwalls, wie der Schwarzkönig von dem höheren inneren Ringwall herab mit beiden Händen einen viel hundert Pfund schweren zackigen Felsstein wohlgezielt auf dessen

Helm schleuderte, unvermerkt von dem Jüngling, so daß der alte Arn hinter ihm, ohnmächtig, seinem jungen Herrn zu helfen, laut aufschrie vor Schreck, wie aber der Fels, gerade bevor er die Spitze der Adlerschwingen erreichte, seitwärts absprang, wie von unsichtbarem Schild aufgefangen, zum Staunen von Feind und Freund. Wie dann der Königssohn auch den zweiten Ball erklomm und auf der Krone Ewen, der sich grimmig wehrte, mit dem Speere durchstach. Wie dann alles Volk zum Ding gebannt wurde bei der alten Galga-Björg und wie der Sieger, hier von allen Männern zum König von Halgaland gekoren, den Hochsitz seines Vaters in der Halle bestieg. Aber oft kömmt kurze Runde dem Ehr willkommener als langes Lied und auch wichtigem Werk genügen oft wenige Worte.

König Sigwalt sandte nun die hundert Kentuwaren, reich bedankt und reich beschenkt für sie selbst, für König Hengist und dessen Tochter nach Hause, und wandte all seine Sorge dem so lang und schwer bedrückten Volke zu. Er erließ die Schatzung, die der Goldgehrende allen Freimännern und Freihöfen aufgebürdet und spendete reich aus dem Horte, den der Harte habjüchtig hochgehäuft. Und sangen bald die Skalden seiner Taten im Kampf und im Frieden Lob in Liedstäben, von denen manche auch in diese Schlichtrede einschlüpften.

Allein der junge Herrscher ward gar oft abgerufen aus den milden Werken des Friedens durch neue und alte Feinde. Tostig, Ewens Sohn, den der zum Jarl von Hardaland bestellt hatte, war auf Raubfahrt fern gewesen in den blauen Meeren von Græka-Land, als der Gewaltherr fiel. In die Heimat zurückgekehrt, gelobte er Blutrache für den Vater und fiel heerend ein in Halgaland: mächtig und gefährlich war er durch die Waffen ungezählter Wikinger, die, seine alten Raubgenossen in gar

mancher kühnen Fahrt, dem Jarl gegen Goldsöld und um der Beute willen eifrig halfen: denn Tostig hatte ihnen geediet, schonungslos sollten sie morden, brennen, rauben, Weiber und Kinder fortschleppen, das ganze Land wüsten und öden dürfen. Das taten sie denn nach Herzensbegehr und desgleichen Tostig der Bluträcher und seine grimmigen Männer aus Hardaland. So mußte denn König Sigwald gar oft anziehen bald zu Land, bald zur See, seine Bauern zu schützen. Dabei staunten nun wieder gar mächtig Feind und Freund: nicht nur, daß er niemals sieglos ward, — tren, wie ein zahmer Edelfalk, sangen die Skalden — schwebte der Sieg ob dem blaugrauen Banner — stärker noch, daß der Held unverwundbar schien, wie durch Zauber gezeit. Jachzend warf er sich in die Speere, in jede Gefahr: und nicht die Haut ward ihm gerißt in so vielen, vielen Gefechten. Ohne Gesichtsberge war sein Helm: offen trug er das Antlitz dem Feind entgegen, in den dichtesten Keil der Speerwerfer von Hardaland sprang er, in das Schwirrgewölk der Pfeile der finnischen Vogensützen, die der Jarl geworben: jede Spitze, mit dem Saft der Tollkirsche oder dem Gift der Kupferrotter bestrichen, trug den sichern Tod in jeden Riß der Haut: — aber hart vor seiner Stirn prallten sie zurück, wie erschrocken vor der grauen Augen zornigem Blick.

Einmal sprengte er — allzukühn! — den Seinen weit voraus einen fahlen Steilsfels hinan, von dessen Krone die Feinde zu vertreiben. Sein Schwarzroß stranchelte und fiel auf die Kniee: der Reiter konnte es nicht aufreißen: in der Linken, der Zügelhand, trug er zugleich den schweren Schaft des Rabenbanners, das er nicht preisgeben wollte, sowenig wie in der Rechten das Schwert: denn schon waren die Lanzenträger des Jarls, von oben herabgesprungen in wilden Sähen, ganz nahe: lebend hofften

sie den hilflosen Reiter im wankenden Sattel zu greifen: — da riß — so schien es — eine unsichtbare Hand den schnaubenden Hengst in die Höhe und nieder zu Boden rannte er in raschem Anlauf die Vordersten.

Ein andermal war Sigwalt, nur von Arngrimr begleitet, zur Nacht ausgefahren in kleinem Boot, die Ankerungen zahlreicher Wikinger aus Dänemark heimlich zu erkunden, die sich vor dem Hangar-Fjord geschart hatten, alsbald ein paar hundert Räuber zu lauden und abermals alle Schrecken der Heerung in Sigwalts Königsfrieden zu tragen. Trefflich war die Spähung gelungen: die wenig Vorsichtigen schmauseten, zechten und lärmten an Bord: kurz vor Sonnenanfgang wandten die Röhren das Schifflein gen Norden, ungelesen nach Hause zu kommen mit wichtiger Kundschaft. Aber plötzlich erhob sich — gerade als die Sonnenscheibe über die Meeressfläche gestiegen war und sie weithin erhellte — ein furchtbarer Sturm aus Nordnordost, dem weder Segelkunst noch Ruderkraft gewachsen war: trotz alles Wider-Ringens der vier starken Arme ward das kleine Fahrzeug wie ein schwimmender Strohhalbm zurückgeworfen nach Südsüdwest, zurück ganz in die Nähe der feindlichen Drachen. Bald hatte man nun von deren Mastkörben aus die hilflos Treibenden entdeckt, erkannt: und jene hochbordigen, tiefgehenden, steuergehorsam gebauten Orlogschiffe, von hundert Rudern besänfelt, konnten es wagen, dem Sturm entgegenzufahren, — wie oft taten sie das zu eitel Lustbarkeit! — und jene Rüsschale abzufangen oder durch das bloße Anfahren umzustürzen. Alsbald sahen die Bedrängten die stolzen Drachen von vorn und von beiden Flanken heranrauschen.

„In die Schären dort, gen Osten, nah zu Land!“ gebot der König, der — stehend — das Steuer führte. „Leg dich aus! Zieh so stark du kannst. In jenes Seicht

können uns die Tiefgänger nicht folgen: sonst zerfchellen sie am Geklipp ringsum!" Mit der Kraft der Verzweiflung arbeiteten die beiden Männer. Und wirklich gelang der verwagene Plan: ohne aufzurennen — Arngrimr staunte über des Königs Steuerkunst, aber dieser selbst noch mehr! — schoß der flache Kiel durch einen gefährlich schmalen Spalt mitten in das Gewirr der Basalt-Klippen, die zum Theil aus dem Wasser ragten, zum Theil wie schwarze See-ungethüme hart unter der Oberfläche zu lauern schienen. Und die feindlichen Schiffe vermieden es weislich, den Flüchtlingen hierher zu folgen. Aber, o Schrecken! Sie ließen vor der einzigen Öffnung der kreisförmigen Schären die Anker nieder und hielten jene enge Spalte bewacht, durch die das Boot allein wieder ausfahren konnte.

Die beiden schienen verloren! Verhungern oder sich gefangen geben: — es blieb nichts drittes: sie waren schon gefangen in dem Kessel, in welchem die Brandung, wütend kreiselnd, den weißen Gischtſchaum der giftig-hellgrünen Wogen hoch über die Klippen, über die Helme der Männer schleuderte, das kleine Boot fortwährend im Kreise herumwirbelte und so tief mit Wasser füllte, daß es zu sinken drohte: es war ein ohnmächtig Bemühen, diese Wassermengen mit den beiden gewölbten Schilden auszuschöpfen.

„Wir sinken,“ sprach der König, das nutzlose Werk aufgebend; „Dank für deine Treue. So greifen sie uns doch nicht lebend.“ Und er ließ den Schild auf den Boden des Rachens gleiten.

„Halt!“ rief Arngrimr. „Schau dorthin — dort im Westen. Plötzlich! Was fliegt da Weißes, was läßt sich herab hoch aus der Luft?“ — „Ein weißer Schwan!“ — „Unmöglich! So weit im Meer!“ — „Bei solchem Sturm!“ — „Da! Zwischen uns und dem Lande schwimmt er.“ — „Sieh, er schwebt hoch auf den Wellenkämmen, die müssen

ihn tragen. Nach Osten schwimmt er pfeilgerade.“ — „Nun muß er zerschellen an jener schwarzen Felswand.“ — „Nein! Schau! Da öffnet sich vor ihm ein gährender Spalt.“ — „Den sah ich doch zuvor nicht!“ — „Brandung deckte ihn und Schaum.“ — „Der Schwan schwimmt darauf los.“ — „Durch schwimmt er. Er ist verschwunden!“ — „Er ist draußen, in der Weitsee!“ — „Folgen wir ihm!“ — „Wir sind gerettet!“

Und sie ruderten mit allen Kräften auf den neu entdeckten Spalt zu: haarscharf schoß das schmale Schifflein durch die Enge, nicht ohne an beiden Borden scharf angeschrammt zu werden. Aber nun waren sie draußen, ostwärts vor dem Kreise der Klippen und durch deren hohe Wände hier den Blicken der Feinde entzogen.

„Schau! Der Schwan! Er fliegt. Denn der Sturm läßt nach.“ — „Er sucht Land! Der kennt sicher den Weg. Er zeigt ihn uns! Folgen wir ihm. An Land!“ — „In die Heimat! In die Freiheit!“

Als aber der alte Arn das von dem Schwan vernahm, nickte er bedeutsam mit dem Haupte: „Das war kein Federvieh! Fliegt nicht im Meersturm. Das war eine Schwanenjungfrau, Siegvaters rettende Botin.“ — „Du magst wohl Recht haben,“ meinte Sigwald. — „Ach, nur einmal wieder sie schauen!“ seufzte er leise und traurig.

VII.

Denn — seltsam zu sagen! — trotz seines durch all' Nordland schnell wachsenden Ruhmes —, trotz aller Siege — auch jene Dänenflotte war in der folgenden Nacht,

danf der gelungenen Eripähung, durch Überfall auf kleinen Boten mit Feuer und Schwert vernichtet worden, bevor die Drachen ihre arge Brut hatten an Land werfen können: es war ein großer, stolzer Sieg! — Sigwast, in der Blüte der Jugendkraft, war nicht fröhlich: traurig war er wieder, wie einst an der Küste von Kent: ja noch viel trauriger. Ein träumerisches Wünschen, ein schmerzliches Sehnen schien geheim an ihm zu zehren. Nicht öfter, nicht länger als die Königspflicht der Wirklichkeit gebot, weilte er in der Al-Halle an den Gastabenden: früh suchte er sein Lager, das er mehr, als sonst kraftstrotzende Jugend, zu lieben schien. Sein einsam Lager! Denn vergebens mahnten, ja drängten ihn Arn und die andern Hallgenossen, nun, nachdem seine Herrschaft gefestigt, dem Königshaus die Königin zu geben.

Eines Abends sprach der Alte zu ihm — abseits der andern: „Leer steht der Plaz zur Linken neben deinem Hochsiß. Das soll nicht sein. Deiner reichgeschmückten Halle fehlt der schönste Schmud: die Hall-Herrin. Und wohlgetan wär' es auch, durch Verschwägerung einen der Nachbar Könige eng uns zu verbinden. Keiner sagt dir nein. Und noch weniger eine ihrer Töchter! Nicht Thorgerd von Thronheim, nicht Alfheid von Upsala, nicht Rauthild von Raumariki. Schön sind sie alle drei und reinen Herzens. Oder“ — fügte er zögernd, mit prüfendem Blicke, hinzu — „darf ich ein Eilschiff rüsten als Brautschiff, Mast und Rahe bekränzen und, — ein grauer Freiwerber — treten in König Hengists Saal? Sei gewiß: nicht allein komm' ich zurück! Schön Guntfrid . . .“

„Ist meine treue Schwester. Und bleibt es. Gute Nacht, Alter. Du meinst es gut. Aber laß mich schlafen, . . . träumen!“ Und er hob die letzte Hall-Fackel aus der Pfeiler-Nische und ging langsamen Schrittes, leise seufzend,

in sein Schlafhaus. Dort angelangt löschte er das Licht, warf sich auf das aus gehäuftem Wildfellern hoch geschichtete Lager, schloß die Augen und griff mit beiden Armen in die dunkle leere Luft: „O komm, komm, Schlaf, und bringe den Traum, den holden: zeige mir wieder die schlanke Gestalt, die einzige Sehnsuchtsbeschwichtigerin, das einzige Glück meines Lebens: ach ein Traumglück! Aber nur dieser Traum ist mein Leben!“ Und bald entschlief er; und ein seliges Lächeln spielte um seine Lippen.

VIII

Zur gleichen Stunde saßen Odin und Frigga nebeneinander auf dem Doppelhochsitz zu Hlidskialf, Odins Halle, von wannen er alle neun Welten überblicken mag. Und beide schauten durch das flimmernde Mondlicht der Sommernacht in das offene Fenster zum Schlafhause und sahen ihn liegen, den lächelnden Träumer, der im Schlaf weilings abgerissene Worte sprach und mit dem rechten Arm manchmal ausholte, aber nicht gar weit, als wolle er eine nahe Gestalt noch näher an sich ziehen.

Die Göttin hatte den Arm vertraulich auf die linke Schulter des Vatten gelehnt, der, den Speer zwischen den beiden Füßen auf den Boden gestützt, die Spitze über die rechte Schulter gelehnt, sinnend hinabblickte: langsam strichen die Finger seiner Linken durch den wirren Bart. Scharf sah sie auf ihn, wie um hinter der gewaltigen Stirne seine Gedanken zu lesen, aber nicht umsonst hieß er der unergründliche Grübler.

„Ärger Gott . . .“ begann sie. Da wandte er ihr

voll das Antlitz zu: schön stand ihm das heiter überlegne Lächeln, das die bärtigen Lippen leis öffnete: „Dieser Aussprache hast du mich gewöhnt. Auswendig kann ich sie. Willst du sie nicht künftig weglassen? Sie versteht sich von selbst!“ Und ruhig sah er wieder hinab. — „Wie lange noch,“ fuhr sie ungeduldig fort, „soll dieses Spiel währen?“ — „Es ist kein Spiel. Ich sorge, es wird bitterer Ernst.“ — „Seit lange, lange — seit er sie zuerst gesahnt! — quält ihn die sehnennde Liebe. Und länger noch quält liebendes Sehnen Guntfride, meine sanfte Lieb-
slingin. Der stattliche Held, ihm gebührt die Gattin am Herde. Und soll das nicht mein brunn jung Nchlein werden, — warum gibst du ihm — deinem Patsohn, deinem Schüßling! — nicht ein ander würdig Gemahl!“

Odin lupfte leicht die Schultern, wie er pfleg, lehnte er ab. „Bin ich der Gott der Verliebten? Anse Freia. Die versteht das und tut das. Und wie gern!“ lachte er. — „Du entschlüpfest mir nicht!“ — „Arger Gott!“ lächelte Odin. — „Warum gaufelst du dem Sehnennden so oft — wie gerade jezt wieder! — im Traum ihr Bildnis vor?“ — „Der arme Junge! Solchen Liebesgenuß — außer der Ehe! — selbst deine Gestrengheit mag ihm den doch gönnen!“ — „Warum tust du das?“ — „Er — er soll ihrer nicht vergessen. Und soll gern in Kampf und Schlacht reiten, weil er weiß, sie ist ihm dann helfend nah.“ — „Und weshalb führst du die beiden zusammen mit der Linken und hältst sie auseinander mit der Rechten?“ — „Weil . . . : — viel fragt forschende Frau! Weil die Nornen mir verkündet, ihr Geschick sei eng verbunden. Und um dieser sehnennden Liebe willen werde er den Blut-
tod sterben. Dann aber kann er eingehn unter die Ein-
heriar nach Walhall, wie vor ihm sein Vater.“ — „Nun wohl, so gib ihm Sigridh zum Weibe.“

Leicht kopfschüttelnd blies er mit leisem Spott in den Bart: „Puh! Weiter nichts? Meine Walfüren sollen nicht Kindlein wiegen. Brauche sie zu besserem Werk!“ — „Nicht besser Werk ward dem Weibe.“ — „Meinst du? Anders denkt Sigridh, mein kühnherzig Kind. Frage die Frohe.“ — Da erhob sich die Göttin vom Sitze, hoheitvoll: ein edles Feuer leuchtete aus ihren großen Augen: „Ich habe sie gefragt.“ — „Run?“ meinte Odin sehr ruhig. — „Vielmehr — sie fragte mich.“ — „Das wäre!“ rief er jetzt, unwillig. — „Ja, grübelnder Ase, Vielkluger, Vielwissender: alles weißt du denn doch nicht.“ — „Ach nein! Nicht einmal die Nornen!“ — seufzte er. — „Viele Rätsel weißt du zu raten! Doch in der Mädchen Herzen, in der Weiber Seelen . . .“ — „Ost schaltest du schon,“ lächelte er, „der ‚arge Gott‘ sei darin nur allzuviel erfahren;“ er lächelte vergnüglich vor sich hin. — „Spotte nicht! Ich fürchte, diese beiden machen dir den Spott vergehn! — Höre denn. Wenig Freude hab’ ich an deiner Wunschmaide wilder, tobender Schar: nicht meine Töchter sind es!“ — „Es wären dir wohl zu viele geworden,“ flüsterte er lächelnd, aber unhörbar, sie nicht zu kränken. „Ehelos gezeugt sollen sie der Ehe fremd bleiben.“ — „Das sollen sie! Höherer Freuden genießen sie.“ — „Aber zuweilen durchbricht die echte Weibesart in ihnen deine Pläne. Gedenkst du noch Hildens? Und ist es dir etwa nach Wunsch und zu Freude geraten, daß du durch allerlei Zauber deinen Liebling Brunhild und deinen Enkel Sigurdh getrennt?“ — „Schweig mir davon!“ growlte er finster. — „So trotzt auch Sigridhens Weibesherz deinem Willen. Längst hatt’ ich’s erkannt: — du nicht, du großer Ergrübler! — nicht die Walfüre, die Liebende in ihr war’s und ist’s, die so eifrig, so treu ihn beschützte und beschützt, wie nie Walfüre getan.“ — Ein

ungläubiger Blick traf sie von der Seite: „Eia! Nein! So wollte ich nicht. Nur er sollte . . .“ — „Ja,“ lachte die schöne Göttin und warf die dichten weizenblonden Doppelflechten über die Schultern zurück, „so wolltest du. Aber so will nicht sie! Wisse denn: manche Nacht, wann du ihm ihr Traumbild gezeigt, saß sie selber leibhaftig an seinem Lager.“

Auf sprang der Gott und stieß den Speer auf den Estrich, daß der erdröhnte. „Sie hat es gewagt? Die Walküre! Und du, strenge Göttin, du hast es gewußt und geduldet?“ — „Gern! Denn kein Unrecht geschah dabei. Sittig saß sie neben seinem Pfühl, unerreichbar seinem greifenden Arm.“ — „Er sah sie ja nicht!“ — „Doch! Ich hatte ihm die Augen berührt, daß er sie sah mit geschlossenen Lidern. Ei, seliger machte ihn das als dein Traumgespenst.“ — „Und du — Frigga! — hast meine Walküre betört, hast mit ihr zusammen . . .“ — „Behüte! Sie ahnt nicht, daß ich um ihre Liebe weiß, daß ich sie schweben sah in sein Gemach.“ — „Aber warum . . .?“ — „Weil ich will, — nachdem Guntfrid ausgeschlossen! — daß diese Liebe Ehe wird. Nur Ehe ist echte Liebe.“ — „Nimmermehr! Eh' töt' ich ihn: Jungfrau bleibt mir Sigridh und Walküre. Sie wird! Sie will's selbst.“

„Glaubst du? — Wohlان, so höre alles. Gestern suchte sie mich in dem stillsten Gemach von Jenseal, trat vor mich hin und sprach: — zwar übergoss ihr holde Scham dabei die Wangen, aber fest sah sie mir ins Auge: ‚Hilf, Ehgöttin! Nicht Freia ruf' ich an: wir bedürfen ihrer nicht: — Sigwald, mein' ich, der Held, und ich. Er liebt mich, oft rief er's im Schlaf. Und sein ist mein Herz. Und mein Leben. Hilf, daß wir zusammen kommen am ehelichen Herd. Siegvater hat verwehrt, mich ihm zu

zeigen, bis er selbst mich entsendet: sonst droh' ihm Verderben. Das allein hält mich ab: sonst hätt' ich längst dem Verbote getroht.“ — „Verwegene!“ — „Du aber,“ — fuhr sie fort —, „die sie die Harte schelten, ich weiß: du schirmst, ja, du bist selbst die wahre Liebe. Dich ruf' ich an. — Du bist nicht meine Mutter: — die Erdenfrau starb, sobald sie mich geboren: — aber als die gütige Mutter aller Weiber ruf' ich dich an: wende Siegvaters Willen.“ — Unmutig schüttelte der das mächtige Haupt. — „Oder erfinne — listig, sagt man, ist dein Sinn! — erfinde einen Ausweg aus seinem Verbot.“ — Da lachte Obin grimmig vor sich hin: „Wird dir schwer werden!“ — „Ich will nicht erlischen: erweichen, erbitten will ich dich!“ Und leise zog sie ihm Haupt und Nacken näher an ihren Busen. — Aber ungestüm riß er sich los und schritt hinaus: „Spare das! Nie! Sie bleibt Walküre.“

IX.

Wenige Tage darauf ging König Sigwald in den Haugar-Wald zur Jagd: die Bären, die zahlreich in jenen Felshöhlen hausten, rissen gar viele Rinder und Schafe der Bauern auf der Sommerweide: die Dorfshirten wagten sich gar nicht mehr aus den Gehöften mit ihren Herden.

Mehr um der Schutzpflicht willen des Königs als aus Lust am Weidwerk war er ausgezogen: denn wie alle Lust war auch diese aus seiner Seele gewichen, verdrängt von sehndem Gram, der ihn auch die Gefellung der Freunde meiden ließ: so hatte er auch diesen gefährlichen Gang allein angetreten.

Bald hatte er am frühen Morgen des Brachmonds im tauigen Waldgras und weichen Moos die Doppelspur von Bär und Bärin ermerkt und daneben die flacheren Stapfschritte des Jungen: um diese Zeit, kurz nach dem Wurf, wann der Bär noch bei der Mutter bleibt, wird das — neben dem Saugen — auch schon gewöhnt, Beeren, Honig und Fleisch zu schmecken: in diesen Tagen sind die Viehschäden am stärksten, die Tiere am gefräßigsten und bösesten; wohl wußte das der Jäger: drum hatte er außer dem Kurzschwert im Wehrgurt zwei starke Speere mitgenommen, gleich geschickt zu Wurf und Stoß.

Ohne Mühe verfolgte er die Spuren bis zu der Fraßstätte, die nahe der Lagerhöhle zu liegen pflegt: schon sah er in einer Waldblöße die Alten und das wollige, täppische, drollige Junge liegen: sie fraßen alle drei an einem mächtigen jungen Stier, den der Alte draußen auf der Weide gerissen und so weit in den Urwald geschleppt hatte.

Obgleich die beiden Alten ihm den Rücken zeigten, trug doch der Wind ihnen gar bald den Ruch des Menschen zu: beide wandten sich: und sobald der Bär den Jäger eräugte, richtete er sich, grummig brummend, auf und schritt, die Pranken aneinanderschlagend, daß sie klirrten — ein Zeichen schlimmsten Zorns! — aufrecht auf den Feind zu, während die Mutter bemüht war, das Junge durch Stoßen und Schieben mit dem Kopf von dem lederen Fraß hinweg, den es winselnd nicht lassen wollte, in das dichteste Gebüsch hineinzudrängen und zu flüchten.

„Tapfer ist Thors Tier und des Todes würdig tapftrer Thane,“ dieser keltische Weidmannspruch kam Sigwalt zu Sinn, als der Bär gegen den hochgeschwungenen Speer mit der blühenden Bronze Spitze furchtlos heranschritt: auf halbe Speerwurfweite ließ er ihn heranstapfen: das ging ziemlich

langsam, während die Schweren, scheinbar Schwerfälligen, auf vier Füßen unglaublich schnell laufen können.

Scharf zielte er nun, den Arm hin- und herwägend: mit Verdruß erkannte er, daß die Herztelle durch die umgebogene linke Vorderpranke jetzt gedeckt war: so mußte er die rechte Brustseite zum Ziele nehmen: nochmal wog er den Speer: nun flog der und fehlte nicht: der Bär fiel, getroffen, auf die rechte Seite und rührte sich nicht mehr.

An ihm vorbei sprang hurtig der Jäger: denn er wollte die Alte und die Brut nicht entkommen lassen. Und nicht lange wahrlich hatte er nach jener zu suchen: die tapfre Bärin war sofort umgekehrt, sobald sie das Junge in dem für Menschen undurchdringbaren Dorngehege des Unterholzes gesichert sah: sie eilte zurück, dem Gatten im Kampfe zu helfen: wild brummte sie, als sie den regungslos liegen sah und lief den Sieger an, sie wagrecht, ohne sich aufzurichten. Schwerer ist — wie der Weidmann weiß — dem Tier in solcher Stellung beizukommen: denn das Herz ist dann von vorn unerreichbar und hält es im Anlauf den Rachen noch geschlossen, ist es nur im Genick tödlich zu treffen. Wohl erwog das der Jüngling: so sprang er erst, als das Untier schon fast seine Schuhe erreichte, behend zur Seite und bohrte dem Vorbeirennenden die scharfe Spitze des Speers mit aller Kraft tief in das Gefüge, das den Hinterkopf und den Rückenwirbel scheidet und verbindet zugleich.

Die Bärin sank auf allen Vieren zur Erde nieder, tot. Der Sieger beugte sich vor, den Speer aus der Wunde zu ziehen. Da schlug an sein Ohr ein lauter Warnschrei: — hoch aus den Lüften schien er zu kommen: „Sigwald! Schau um! Der Bär!“

Zu spät! Der Bär, nicht tödlich getroffen, hatte sich auf die vier Füße erhoben und den langen Speerschaft in

seinen Rippen mit der furchtbaren Pranke zerbrochen: aufrichten konnte er sich nicht mehr: aber auf allen Vieren war er rasch und unhörbar herangerannt: nun schlug er die beiden Vorderpranken dem Vorgebeugten von hinten in die Hüften: unter dem wuchtigen Schläge fiel Sigwald auf das Antlitz: er war verloren.

Da hörte er das scharfe Säusen eines Wurfspeers: laut auf schrie der Bär, der grimme Halt seiner Taten glitt ab, er sauf von dem Ergriffenen zurück. Der sprang auf und wandte sich: tot lag das Ungetüm, in dem Genick aber stak ihm — gerade in der tödlichen Stelle — ein Wurfspeer. Vergeblich sah er sich rings in der Runde nach dem Werfer, — seinem Retter — um: niemand und nichts war zu sehen, weit und breit. Nur über den Wipfeln der hohen Tannen über ihm rauschte Bewegung, während sonst nirgends ein Windhauch wehte.

Er zog nun den fremden Wurfspeer aus dem Nacken des toten Tieres: staunend betrachtete er ihn: nie hatte der Waffenkundige dergleichen gesehen: unbekannt war ihm das Holz des schlanken Schaftes: am oberen Ende waren — zur Beschwingung des Wurfs — links und rechts die Federn des weißen Schwans in zwei goldenen Ösen eingefügt und eine goldene Zwinge hielt die leuchtende Spitze: oberhalb der Zwinge war mit Gold eingelegt die Rune: S (8).

„Sigridh!“ jauchzte er da selig. „Ja, auch deine Stimme war’s! Nur einmal, ach! hab’ ich sie gehört. Aber unvergeßbar hielt sie mir Ohr fest und Seele. Sigridh, Sigridh, wo bist du?“ Sehnsüchtig, laut rief er es in die Lüfte hinauf. Aber alles blieb still: nur das leise Wiehern eines Rosses glaubte er über den Wipfeln zu vernehmen.

Da mahnte ihn brennender Schmerz der Wunde von

dem Bärengriff: er hatte ihrer nicht geachtet, sie kaum gefühlt in der Erregung. Nun fiel ihm ein, daß ganz nahe, bei einer Felsenhöhle, in der er oft auf der Jagd geruht, ein schöner Waldquell entsprang: in dessen reinem Raß wollte er das Blut abspülen.

So nahm er neben seinem Wurfspeer den fremden mit: „Komm, Geliebte! hole deinen Speer. Er bleibt mein Pfand, daß ich dich wiedersehe.“

Bald war die Quelle erreicht: wohlthätig kühlte das frische Raß die wundte Stelle. Nun lockte der Duft frisch-geschnittnen Heues, das die Jäger in der Felswölbung gehäuft hatten, behufs weicherer Raß für den müden Weidmann: er bückte das hohe Haupt mit dem grünen Jagdhut unter dem überhängenden Fels des Eingangs der dämmerdunkeln Höhle und streckte sich auf das einladende Lager.

X.

Aber er konnte, er wollte nicht einschlafen! Bärtlich strich er, streichelte er den glatten Schaft des schwanenflüglichen Speers: „Hier haben ihre lieben Hände gehaftet! Oh Sigridh! Was alles dank' ich dir, wie oft mein Leben! Wie getreulich schirmend schwebst du mir zu Hälften all' die Zeit, im Kampf und im Traum! Und heute! Heute hast du mich beim Namen gerufen! Und ein sichtbar Zeichen von dir halt' ich in Händen! Dank dir! Heißen Dank! Aber ach, tiefer als der Dank ist das Weh, dies verzehrende Sehnen! Hätt' ich dich doch lieber nie geschaut! Oder wär' ich gleich gestorben nach jenem ersten seligen Anblick! Dank? Nein, ich kann dir

nicht danken für ein Leben, das ich als Qual dahinschleppe. Oh nur einmal noch dich schauen! Du sagtest, das werde mein Verderben? Oh willkommenes Verderben! Sigridh, Sigridh, höre mich! Komm, komm zu mir! Dann will ich gerne sterben!"

Raum war der Widerhall der leidenschaftlichen Worte verhallt an den Wänden der Höhle, als von außen her — hoch von oben — eine liebliche Stimme erklang: „Sigwast! Sigwast! Ist so dein Wille? Ist das deine Wahl?“ — „Ja, ja,“ jubelte er, aufspringend. „Dich schauen, dich — einmal! — küssen und dann sterben!“ — „Du wirst dies Wort nie bereuen?“ — „Niemals! Oh komm!“ — „Du willst es . . .: dir werde dein Wille. — Komm, Falka, abwärts, mein Roß!“

Wieder ein leises Wiehern — diesmal ganz nahe, vor der Höhle — und in der schmalen Öffnung des Eingangs stand die Walfüre.

„Geliebte!“ rief er vorspringend und beide Arme gegen sie hebend. — „Geliebter!“ erwiderte sie. „Ich bin dein.“ Und stürmisch warf sie sich an seine Brust.

XI.

Nun ward es still in der Höhle, geraume Zeit ganz still. Sie schwiegen, die beiden Seligen da drinnen! das höchste Glück ist stumm. — — — Nichts vernahm man als draußen das eintönige, kaum hörbare Geriesel des Waldquells über die glatten Kiesel. Weit weg im Walde klopfte der scheue Schwarzspecht an die Rinden der Eichen; durch den Wacholderstrauch hart an dem Höhleneingang

schlüpfte einmal ein Zaunkönig und guckte neugierig hinein mit den klugen Augelein: er hatte wohl früher hier Halme geholt zum Nest oder nach Heu-Mücken gejagt: aber wie er die beiden da drinnen ruhen sah Brnst an Brust, huschte er draußen vorbei mit silberhellem Ruf: er hatte alles verstanden. — Endlich begann Sigridh, das entfesselt flutende Gelock — der Schwanenhelm war ihr längst vom Haupt geglitten — aus dem glühenden Antlitz streichend, sich sanft aus den Armen zu lösen, die sie noch immer nicht lassen wollten.

„Oh bleibe noch! Du darfst mich nicht schon verlassen!“ — „Mein Sigwalt, ja, ich bleibe. Ich werde dich nie mehr verlassen.“ — „Wie? Sigridh, mein Weib . . .?“ — „Das ward ich. Und das — nur das! — bleib’ ich. Die Walküre — deine Beschirmerin!“ — hier zuckte es wehmütig um die vollen Lippen — „sie ist dahin, für immerdar dahin!“ — „Wie? Du hättest . . .?“ — „Ich habe mich dir gegeben: ich kann nicht mehr Siegvaters Schild . . . Schildjungfrau sein.“ Schänig barg sie die Augen an seinem Hals. — „Geliebte! Welch Opfer!“ — Da hob sie wieder das Haupt und sah ihm selig in die Augen: „Opfer? Die Liebe kennt kein Opfer. Und du? Was hast du hingegeben für diese Stunde? Dich selbst, dein Leben in den sichern Tod! Denn, glaube mir, die Nornen lügen nicht und Siegvater — mein Vater! — scherzt nicht. Wehe dir,“ — sie erschauerte leise — „entdeckt er alles.“ — „Ich fürchte nicht Nornen, nicht Odin. Dich will ich und das Verderben. Sterben um Liebe: — wie selig!“ — „Sterben um Liebe — wie selig!“ wiederholte sie, ernst mit dem Haupte nickend. „Sieh, als zuerst ich dich sah, dort, an jener fernen Küste, — wie keine Schau vorher entzückte mich dein Bild . . .“ — „Und ich! Seither . . .!“ — „Ich weiß,“

lächelte sie und küßte ihn auf die Stirne. „Ich weiß alles, was du gelitten in wachen Nächten, in fieberndem Traum. Wie ergriff mich dein Sehnen — ja, es ergriff mich: teilen mußte ich es. Wie gern hätt' ich dich geweckt in mancher Nacht mit glühendem Kuß und geflüstert: ‚Sigridh, nach der du ruffst, sie ist da, sie ist dein!‘“ — „Warum dann . . .?“ — „Warum ich's nicht tat? Oh Geliebter, nicht aus Stolz: — Weibesstolz zerschmilzt wie Eis in Blut in Weibesliebe. Nicht aus Kälte: — heiß schlug dir mein Herz entgegen! Aus Sorge um dich! Durfte ich — nach kurzer Wonne! — dein Verderben werden? Nach langem Ringen rief ich Frigga an: die Ehegöttin — ach, sie hatte wohl schon viel entdeckt — sie mußte wollen, daß diese Liebe Ehe werde: denn daß sie nicht mehr erlösche — das wußte sie. ‚Volliebe, das ist Ewigkeit,‘ sprach sie ernst mit dem Haupte nickend, als ich flehend ihre Kniee umfaßte. Gütevoll — wie eine Mutter — erhob mich die sonst so strenge Frau, wischte mit dem eignen Goldhaar die Tränen von meinen Wangen und sprach: ‚Mich freut's, sucht das Weib statt des Kampfs auf der Walstatt den Frieden des Herdes. Getrost, mein Töchterchen! Manches willigt mir Allvater zu, streich' ich ihm bittend das Kinn. Ich will's versuchen.‘ Und sie hat es versucht. Ach, umsonst!“

„Grausamer Gott! Wie sagt dagegen doch sein Spangenspruch? ‚Reich lohnt . . .‘“ Rasch verhielt sie ihm den Mund: „Schilt nicht Siegvater. Er will ja dir und deinem Vater treue Freundschaft lohnen. Ich soll dich schützen, wie er dem Sterbenden versprach, nicht dir nahn: zu deinem Verderben.“ — „Ich aber will um dich verderben!“ — „Als ich das erkannt — unzweifelhaft — aus tiefstem Ernst deiner Seele das vernommen, — da beschloß ich — ach nein! nicht beschließen, wählen! — ich

mußte, hingerissen, hingezwungen, dir willfahren — zu deinem Verderben!“ — „Glück auf zum sel’gen Untergang!“ rief er und riß sie ungestüm wieder an seine Brust. „Dank dir, ewig Dank. Diese Stunde ward unser: kein Gott, kein Schicksal kann sie uns mehr rauben. Und trifft mich Odins Zorn zu Tode, — dich, die Tochter, kann er nicht strafen.“ Da lächelte sie traurig und sprach: „Wenig weißt du von Walvaters Wut.“ Erschrocken sprang er auf: „Und du, die sie kennt, du trodest ihr? Und du liebst ihn doch, deinen Vater?“ — „Mehr als alles — nach dir!“ Sie erhob sich nun auch von dem Lager und beide traten vor die Höhle hinaus.

Da stand, mit dem Bügel an eine junge Erle gebunden, ein eisengraues, herrliches Roß; das wieherte freudig der Herrin entgegen, und scharrte mit dem rechten Vorderhuf ungeduldig den Moosgrund, müde des langen Harrens und lustigen, raschen Rennens begehrt. Sigrith zerdrückte eine Träne in den Augen, unsichtbar für den Geliebten. Aber sie konnte nicht hindern, daß ihre Stimme ein wenig bebte, als sie, den gelösten Zaum dem treuen, klugen Tier auf den Rücken legend und ihm den schlanken Hals klopfend, sprach: „Nein, Falka! Nie mehr wirst du mich tragen in freudigem Ritt hoch durch die Luft, über schimmernde Helme, durch der Wurflauzen graues Gewölk. Nie mehr! Ledig läufst du zurück nach Walhall! Grüße mir Frigga, grüße mir Helmwine, grüße Waltraute und alle die Schwestern. Sag ihnen: ‚Sigrith tat wie sie mußte.‘ — Auf und empor!“ Sie gab dem Tier einen leichten Schlag auf den Vorderbug: einen staunenden, traurigen Blick warf es noch auf die Reiterin: dann schwang es sich mit mächtigem Satz vom Boden empor schräg in die Luft und war bald den nachschauenden Augen in den Wolken verschwunden.

Nun senkte Sigridh das Haupt und sprach: „Und wohin nun? Der Himmel ist mir verschlossen. Wo hat Sigridh nun Heimat?“ Ganz leise, nur zu sich selbst hatte sie gesprochen: aber er hatte es gehört: „Hier,“ rief er, „an meinem Herzen. In meiner Halle! Komm, Frau Königin von Halgaland.“ Und rasch zog er sie an der Rechten mit sich vorwärts auf dem Weg aus dem Walde nach Halga-Björg.

So sah er nicht, wie sie leise das Haupt schüttelte, hörte nicht, wie sie hauchte: „Nicht Jungfrau, nicht Ehefrau! Nur mein Vater kann mich ja zur Ehe geben! — Aber,“ — und hier leuchtete stolze Freude aus den goldbraunen Augen — „sein Lieb, sein Eigen, sein Glück! — Zwar,“ schloß sie ernst, „auf wie lange? Rasch reisen Siegvaters Raben, hurtig erkennt Hugin. Und doch: — gesegnet, kurze Seligkeit.“

Und tapfer folgte sie seiner führenden Hand.

XII.

Alein viel länger, als die Rühnen gehofft, ließen sie auf sich warten, Odins Raben und Rache. Sie wußten ja nicht, — auch nicht Sigridh — daß am frühen Morgen des Tages ihrer Vereinigung schlimme Botschaft aus Riesenheim den König der Asen und fast alle seine Scharen abgerufen hatte zu langer, langwieriger Heerfahrt.

Die Fenerriesen hatten vom Südde Mithgardhs, von Muspelheim her, den Erdwall, den die Menschen dort unter Thors Leitung errichtet, in plötzlichem, unaufhaltbarem Einsturm durchbrochen, indem sie — auf Lokis

geheimen Rat — nicht wagrecht, von außen, sondern senkrecht, aus der Tiefe aufsteigend, aus feuerspeienden Bergen, Erdspalten und heißen Wasserdampf zischenden Geisern, von unten nach oben, das müheschwere Werk in einer Nacht zerstört hatten. Unhemmbar ergossen sie nun flammende Zerstörung über die Siedelungen der Menschen, die verzweifelt die Hilfe der Götter anriefen.

Allwater eilte, sie zu bringen. War doch die Lohe so plötzlich und so hoch emporgezüngelt, daß sie sogar Hugin, des schnellen und klugen Raben, linke Schwinge angefangt und der treue Vögel, nur mühsam flatternd, mit seiner Schreckenskunde die goldenen Zinnen von Asgardh erreicht hatte. Sofort befahl Odin Heimdall, in das gellende Horn zu stoßen und sobald Frigga ihn vollgewaffnet hatte — obwohl sie mit Rinde ging, ließ sie sich das nicht wehren! — stürmte er auf dem raschen Lustroß dem ganzen Aufgebot der Götter und der Einheriar voraus gen Mittag: zum Schutz Asgardhs und der Göttinnen hatte er nur Heimdall an der Regenbogenbrücke, dann eine Schar Einheriar zurückgelassen — und die Walküren.

So hatte Sigridh, vor Tagesanbruch enteilt, keine Mahnung zur Heerfahrt erhalten: ihr Fehlen fiel auch später nicht gleich auf: waren doch die Schildmaide, denen einzelner Helden Beschirmung übertragen, gar oft und lang über die Länder und Meere verstreut.

Monde, viele Monde vergingen und die Scharen von Asgardh weilten immer noch fern: nicht zu bemeistern war in der Glut der Sommerhitze der feuerflammende Feind, auch nicht in dem warmen Herbst des Südens: erst während des kalten Winters gelang es allmählich, die Feuerriesen langsam zu bändigen und endlich zurückzudrängen.

Das Fernbleiben Sigridhs — nach geraumer Zeit — blieb Frigga freilich nicht verborgen: sie ahnte deren Tat,

erriet deren Aufenthalt. So bestätigte nur, was sie gefürchtet, Gna, ihre rasche Botin, die sie in Schwalbengestalt entsendet hatte nach Halgaland. „Man ehrt sie dort hoch in der Halle,“ berichtete die Wohlwollende, „als echte Herrin. ‚Frau Königin‘ grüßen sie Hallmänner und Gäste. Freilich,“ fügte sie zögernd bei, „nicht Ehgürtel trägt sie, nicht Ehring.“ — „Nicht möcht’ ich’s ihr raten,“ grollte die Göttin. — „Sie ist so schön, so rührend in ihrem Glück — in ihrer Bärtlichkeit . . .“ — „Weh ihr und ihrer freveln Umarmung! Ich kann sie nicht mehr schützen vor ihres Vaters Born: sie strafen ist sein Recht: ich greife ihm nicht vor.“

So hatte das Paar geraume Zeit ungestörten Glückes gewonnen. Als aber Odin endlich — nach neun Monden — siegreich heimgekehrt war und der scharsäugige Hugin bei einem Flug über Halgaland hin sofort alles erschaut und seinem Herrn in Asgardh verkündet hatte, da entbraunte der in so furchtbaren Born, wie ihn Frigga und die andern Asen nie an ihm gesehen. Nicht rote Lohes des Grimmes, wie sonst wohl, stiegen ihm in Wangen und Stirn, — er erblichete vor Wut. Wort und Stimme versagten ihm. Stumm hob er den Speer, ihn drohend gen Halgaland schüttelnd, und gewaltig ausschreitend gen Osten, wo Sigwalts Lande lagen. Aber plötzlich blieb er stehen und wandte sich nordwärts.

„Wohin?“ rief ihm Frigga von der Schwelle nach, bis wohin sie ihm erbangend gefolgt war.

„Erst zu den Nornen: dann zu — — ihr,“ sprach er zurück, an der Türe vorbeischreitend. „Nicht ihm zürne ich: nichts habe ich ihm verboten, nicht er brach meinen Willen. Daß Mannes Heißliebe auch einer Jungfrau nicht schont, — man hat’s schon oft erlebt.“

„Du selbst. Man weiß es,“ grollte Frigga.

„Aber sie, mein Kind, mein Blut . . .“

Freia im roten Gelock war lauschend in die offene Türe getreten: „Wohl eben deswegen!“ wagte sie zu lächeln. Aber erschrocken, verschüchtert entwich sie ins Haus, als er ihr zuherrschte: „Du, ew'ge Verführerin, schweig! — Sigridh! Sie soll's bereuen!“ — „Das wird sie nie,“ sprach Frigga, „wie ich sie kenne. Wahrlich, vor vielen andern war sie würdig des Ehrings,“ schloß sie seufzend.

Als Odin von den Nornen wiederkehrte, war der heiße Born kalter Ruhe gewichen; unheimlich ruhig — lächelnd, — sprach er, den gefürchteten Speer an die Hallenwand lehrend: zu Frigga, die Widar, den Anaben, an der Brust hielt, den sie während des Vaters Abwesenheit geboren: „Nun brauche ich nicht mehr ihr die Strafe zu ersinnen. Das Schicksal wird sie strafen an meiner Statt. Und das ist gut. Das Schicksal ist unerbittlich, nicht — wie du weißt! — Allvater.“

XIII.

Wenige Nächte darauf ward König Sigwald von seinem Nordhag her gemeldet, abermals habe Jarl Tostig viele Helme seiner Herade aufgeboden und dänische Seeräuber um Sold geworben, abermals sei er eingefallen in die Nordmark von Hålgaland und abermals heere er furchtbar, mit Brand und Mord, nicht Weiber, nicht Kinder verschonend.

Sofort zog der Landschirmer gegen ihn aus. Hart ward ihm der Abschied von Sigridh: denn einer schweren

Stunde sah die entgegen in den nächsten Tagen. Und auch das junge Weib schmiegte immer wieder das blasse Gesicht an seine Schulter und hielt ihn umfaßt mit den Armen. Und er fühlte an seinem Hals ihre Tränen.

„Mußt nicht weinen!“ tröstete er. „Unzählige Weiber haben's gesund bestanden und waren dann — bei des Kindes erstem Schrei! — glücklicher als je zuvor. Fürchte dich nicht, Walfüre!“

Laut auf schluchzte sie da und schlug die lichten Hände vor die Stirn. „Walfüre! Ja, das ist's! Meinst du, Sigrith weint um drohende Weibes-Wehen? O nein! Aber daß ich dich — zum erstenmal! — unbeschirmt muß ausziehen lassen in die schwirrenden Speere, — das ist das Untragbare! Weh uns, wir haben ihn selbst zerbrochen, den Schild, den Odin deinem Vater für dich versprach. Weh, wenn sie mir dich auf vier Speeren in die Halle tragen, wie ich so viele todwunde Männer habe tragen sehn! Oh Siegvater, strafe mich! Aber ihm zürne nicht! Ich — ich warf mich ihm in die Arme. Ich allein heische die Strafe für meine alleinige Schuld!“

Mit den eignen waffenvertrauten Händen waffnete sie ihn sorgfältig vom Helm bis zum Sporn: jede Schutz- und jede Trutz-Waffe prüfte sie genau, bevor sie ihm sie anlegte oder hinreichte. Traurig streichelte sie seinem Rappen Hals und Mähne: „Reich füllt' ich dir mit goldgelbem Weizen zum Abschied die Kause. Trage mir treulich den Trauten zurück!“

Aber der Hengst ließ den Kopf hängen und sah zur Erde. —

Und von der Zinne der Burg blickte sie den Ausziehenden nach, — es waren alle Hall-Männer, bis auf den Torwart — bis sein ragender Adlerhelm auch ihrem

scharfen Auge nicht mehr sichtbar war. Da brach sie zusammen mit schrillum Schrei. Rasch trugen ihre Frau'n sie auf's Lager.

XIV.

In der zweitfolgenden Nacht — schon begannen die Sterne zu bleichen — pochte es ungestüm an das Thor der Burg. Der greise Thorwart tat auf: entsezt fuhr er zurück: der Schlüssel entfiel ihm: hoch hob er die Riensackel vor sich hin und klagte: „Hilf Odin! — Herr König — was ist Euch? Bleich wie der Tod — ohne Helm, ohne Schild — von Blut überströmt — Ihr wantt!“

„Schweig! Schließ das Thor! Wirf den Notriegel vor! Wo ist . . .?“ — „Die Herrin ist eines Knaben genesen. Aber die Frauen sagen . . .“

Schon war er enteilt. Schon lag er auf den Knien an ihrem Schmerzens-Pfuhl — neben der Schildwiege —, das blutende Haupt auf ihre Füße gebeugt. — Stumm wies er die Frauen hinaus. Er schwieg. Auch der höchste Schmerz ist stumm. — Aber ein leiser Schrei — ein Kindes-schrei — weckte die Mutter: sie schlug die Augen auf: bei dem fahlen Schein einer Wandfackel ersah sie ihn, — ersah alles!

„Oh Geliebter,“ hauchte sie, „wir müssen scheiden. Ich sterbe. Und du . . .“

„Ich folge dir. Oder gehe dir voraus. Alles verloren! Sieg und Leben! Während ich auf dem Heidestrand Tostig bekämpfte, landeten die Seeräuber in unsrem Rücken. Schon hatten sie meine Fahne errafft. Ich entriß sie ihnen wieder — der Schaft zerspaltte — aber da!

— um meine Brust wand ich das Tuch: ich will darin verbrannt sein. — Nun fiel mein Hengst, mein Schwert zerbrach, mein Schild zerbarst: — „Alle auf den König!“ — ich hörte den Losungsruf, durch meinen Helm schlug ein Enterbeil . . .“

„Oh,“ stöhnte sie und rang die Hände, „und deine Walküre! Hier lag sie und wand sich in Wehen, ein unnütz Weib!“

„Die Freunde schützten mich Wehrlosen, Wunden mit ihren Leibern. Alle drei fielen sie, Arnstein und Arngrim und zuletzt, meine Flucht deckend im Engpaß, Arn der Alte. Um sie her liegen all’ meine Speerge nossen, tot. Ich allein entkam, verfolgt, gejagt, geheßt von ihren Reitern, zuletzt auf steilem Felssteig mich bergend. Aber bald, bald müssen ihre Gäule wiehern vor unserem männerleeren Haus und . . .“

Er wollte sich erheben, aber er sank vornüber: Ohnmacht schloß ihm den Mund. Mit Anstrengung hob die Matte die Hand und strich ihm über das blutige Gesicht, das auf ihrem Busen lag.

Und stille ward es nun in dem Gemach: — wie damals dort in der Höhle. — —

Draußen aber, auf der breiten Heerstraße, nahte klirrend und rasselnd die Vorhut der Verfolger, an der Spitze seiner Reiter Jarl Tostig: schon ersah er im steigenden Morgenlicht die Zinnen der Burg.

„Ah, seht die Thürme von Galga-Björg!“ rief er, sich auf dem Gaul zurückwendend. „Bald sollen sie brennen lichterloh und alles Leben darin und darunter! Und er schwang die Fackel, die er statt des Speeres in der Rechten trug.

„Nein, Hausbrenner! Das sollen sie nicht!“ erscholl da eine furchtbare Stimme aus dem dichten Buschwerk zur Rechten der Straße. „Stirb, Landwüster! Aber nicht nach Walhall mit dir. Unblutig fällst du! Hinab in den Eiszstrom der Rattern, Weibermörder, Rinderflächter!“ Und Odin trat aus dem Dickicht in die Mitte der Straße in all’ seinen strahlenden Waffen, den Schreckenshelm mit den drohend entgegengesträubten Adlerflügeln auf dem Haupt.

Da erschrak das Rotroß des Jarls, bäumte sich in wildem Entsetzen, überschlug sich nach rückwärts und begrub unter sich den Reiter mit gebrochnem Genick.

„Odin über uns! Odin hat uns alle!“ schrien die Seiner warfen die Gäule herum und stoben zurück, in wilder Flucht entschart.

„Nun komm!“ sprach der Gott in das Gebüsch hinein in schwerem, schwerem Ton. „Komm, Frigga. Das Ende naht.“

XV.

Als bald standen die beiden — durch das offene Fenster des Schlafhauses waren sie unvermerkt eingeschwebt — vor dem Lager, auf dem Sigwald und Sigridh ruhten.

Es war jetzt lichter Morgen: die Sonne hatte hell auf das Pfühl geschienen: plötzlich schloß sie ein dunkler Schatten aus.

Da erwachte Sigwald aus seiner Betäubung: „Das ist Odin,“ sprach er.

Auch das bleiche Weib schlug die Augen auf: „Und

seine Strafe. Ich erwarte sie. Aber das Helle da neben ihm . . . das ist . . .“

„Frigga,“ sprach die Göttin, vortretend. „Unselige! Sprich! Gib acht, wie du jetzt antwortest: bereu'st du?“

Da lächelte sie: „Ich tät's nochmal.“

Einen bedeutungsvollen Blick warf Frigga auf den Gemahl.

Der aber sagte ruhig, ohne Born: „Deine Strafe, verblendet Kind, ist: — ewige Trennung von ihm. — Komm, König Sigwald, Sigwins Sohn, mein Patkind. Nicht dir zürn' ich. Tapfer und treu stirbst du mir den Bluttod. Bereite dich! Ich rufe Waltraute: sie trägt dich nach Asgardh, zum Vater, mit ihm in Walhalls Wonnen zu wohnen.“

„Und — sie?“

„Das sterblich gewordene Weib, — es sinkt nach Hel.“

Da schloß er beide Arme um die rührende Gestalt: „Und ich mit ihr.“

„Unsiniger! Traurig ist Hel, elend das Leben der bleichen Schatten! Wahrlich, lieber mücht' ich als Pflugknecht des ärmsten Bonden atmen auf der sonnenbeschienenen Erde, denn in Hel den Königstab schwingen über alle Schatten. Auf! Dein wartet Walhalls Glanz.“

„Sie gab Walhall dahin um ihre Liebe: — wähnst du, Sigwalts Liebe ist schwächer?“

Da verstummte Odin. — —

Aber Frigga sprach, die Hand auf seine Schulter legend: „Das war noch nie!“

Allein der Gott beharrte: „Und dein Vater: — was sag' ich ihm von dir?“

„Sag ihm: ‚Dein Sohn gab Liebe um Liebe und Treue hielt er für Treue.‘“

„Ich sage dir — ich sah's! — traurig ist der bleichen Schatten Leben in Hel.“

„Sie wird dort leben.“

„Odin,“ flüsterte die Göttin, „das ist größer als dein Born, stärker als dein Verbot: heb' es auf. Die Walküre ist dir doch verloren. Tu das deiner Würdige: — das Große. Wie lautet es doch: ‚reich lohnt Odin . . .‘“ — Da sprach der Gott: „Treue Freundschaft.“ Zwingen nach Walhall kann ich nicht: das ist ein Recht, nicht eine Pflicht.“ Nun beugte er sich vor und beider Hände zusammensfügend fuhr er fort: „Ich, meiner Tochter Sigrith Muntwalt, vermähle sie zur Ehefrau König Sigwalt von Halgaland. Auf den Muntschatz verzicht' ich: mit dem Leben hat er ihn bezahlt.“

„Und hier, junge Frau, nimm du diesen Ring: Friggas Ring. Die Weiber in Hel sollen als Eheweib dich begrüßen.“

„Dank, Dank! Aber . . mein Kind . . . verwaist . . . es wird vergehn . . .!“

„Sorge nicht! Auch nicht verdursten soll's!“ lächelte die Göttin, nahm das kleine Wesen so zärtlich wie nur sie es versteht aus der Schildwiege, öffnete ihr weites Busengewand und legte sein Mündlein an die schwellende, die wunderschöne Brust: sofort begann es gierig, die Göttermilch zu saugen. „Trinke nur,“ sprach sie, sich mütterlich herabbeugend, „es bleibt noch genug für Widar. Und wann der Knabe der Muttermilch nicht mehr bedarf, — nach Kent bring' ich ihn behütlich. Dort lebt ein Mädchen . . .“ — „Guntfride!“ hauchte Sigwalt. „Sie ist treu. Ja, sie soll ihn aufziehen.“ — „Zu einem Helden,“ sprach Odin, „wie sein Vater war und sein Ahn. Skioth Odinsenkel soll er heißen und — mit dem Namen ziemt es sich, Gabe zu geben! — sein Ruhm soll ganz Nord-

land erfüllen. Ihr aber, heiße Herzen, — ruhet nun.“ — „Ja, in Hel,“ sprach Sigwalt, „aber . . .“ — „Bereint auf immerdar!“ lächelte Sigridh. — Da starben beide.

Schweigend standen die Götter eine Weile bei den Toten. — Dann sprach Odin, der Gattin Hand ergreifend: „Ich danke dir, Frigga. Du konntest das Schicksal nicht wenden, aber . . .“ — „Versöhnen. Das ist Frauen-Amt.“



Stilicho.



Historischer Roman aus der Völkerwanderung

von

Felix Dahn.



Leipzig

Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel

1903.

Alle Rechte,
insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Erstes Buch.

I.

In dem Palatium des großen Kaisers Theodosius zu Mailand diente ein umfangreicher, auf allen vier Seiten von Säulengängen umgebener Hof den kriegerischen Spielen der vornehmen Knaben und Jünglinge wie der Römer so der vielen befreundeten oder auch unterworfenen Völker, die als Höglinge, als „Gäste“, in Wahrheit oft als Geiseln, unter Aufsicht und Gewalt des Imperators in Italien lebten.

In diesem Hofe tummelten sich gegen Ende des vierten Jahrhunderts unter Römern, Griechen, Asiaten auch zahlreiche junge Germanen von mancherlei Stämmen. Der Älteste von diesen, auch seiner Volksgenossen hohe Gestalten um Haupteslänge überragend, aber das blonde Haar nach Römersitte kurz geschnitten und den sprossenden Flammbart beschoren, in römische Tunika gekleidet, mit römischen Sandalen beschuht, hatte sich aus dem Getümmel der wettspielenden Genossen zurückgezogen und auf eine der hohen Stufen des Säulengangs gesetzt, von wo er sinnend das Auge über die eifrig, ja hitzig mit Ringen, Speertwurf, Pfeilschuß Wettkämpfenden gleiten ließ.

Lange saß er so, ruhig, verhalten, mit ernsterem Ausdruck als seinen Jahren zukam. Da störte ihn aus seinem

Nachdenken auf ein etwa fünf Jahre jüngerer Freund, der, ebenfalls unverkennbar ein Germane, nichts Römische an sich trug, sondern in allen Stücken die Tracht seines Volkes.

„Eh Stilicho, höre!“ rief er mit heller, wohl lautender Stimme in der Sprache der Westgoten, einen gotischen Wurfspeer schwingend, „hast du gesehen wie ich eben den Schild der römischen Legionare — aus norischem Erz! — dicht am Stachel mit dem Wurfspeer durchbohrte? Hei, gotischer Speer bricht römischen Schild! Nicht du könntest stärker werfen!“ — „Vielleicht nicht,“ lächelte der andre. „Aber schärfer zielen. Hast du vergessen . . .?“ — „Beim Schwerte Gottes, ich vergeß es nicht! Wie du neulich meinen Speer, der den Zielring der Scheibe getroffen, mit deiner Lanze zerspalt!“ — „Scharf zielen, mein Marich, ist noch besser als stark werfen.“

„Wohl, wohl! — — Aber laß doch dies Latein. Sprich dein Vandalisch wie ich mein Gotisch: wir verstehen uns damit prächtig. Sind wir doch alle Goten, deine Vandalen wie wir.“ — „Ja, aber ich habe seit des Vaters Tod fast ganz vergessen sie zu sprechen, die Sprache der . . .“ — „Barbaren, willst du sagen,“ rief Marich zornig. „Hei, darüber ließe sich viel reden.“ — „Gewiß, mein Wildfang! Aber ich fürchte, wir sind — beide! — noch zu jung, was Gescheites darüber zu reden.“ — „Magst Recht haben!“ rief Marich, ließ die Lanze fallen und sprang mit einem Satz die mehreren Marmorstufen hinan, sich neben ihm niederlassend und vertraulich an seine Schulter lehrend: „W! Macht Speerwerfen heiß in diesem schönen, aber schwülen Land! Oh, Better Ataulf, sorg' uns für einen kühlen Trunk!“

„Gern,“ antwortete ein ihm ungefähr gleichaltriger, aber ganz hervorragend, ganz auffallend schöner Jüngling in wallendem Goldgelock. „Komm mit, Heraclian, hilf

aussuchen: du verstehst dich auf die Falerner des Imperators." — „Aber nicht für Goten und Vandalen," erwiderte ein junger Römer mit feindseligem Blick. „Ihr Bären!" — „So spüre denn des Bären Pranken!" rief Ataulf, sprang von vorn auf ihn zu, hob ihn im Ringkampf flugs in die Höhe und hätte ihn auf den Rücken in den hochaufgeschütteten Sand geworfen, wäre nicht ein anderer junger Römer plötzlich hinterrücks herangesprungen und hätte ihn niedergerissen, so daß beide Ringer auf den Boden rollten.

Sofort war Ataulf wieder auf den Füßen und faßte den Überfallenden an der Gurgel: „Carinus! Elender Reiding!" — Aber dieser Römer war stark und zäh: er riß sich los, sprang zurück, raffte eine Lanze aus dem Stand der Speere an der Wand und fällte sie gegen Ataulfs Brust. — Da fauste mit einem Sprung Stilicho herab und warf sich zwischen den Römer und den Goten: „Halt! Haltet an! Wollt ihr des Imperators Haus und Wirklichkeit mit Blut beflecken? Er riß Carinus den Speer aus der Hand.

Auch Alarich trat jetzt herzu: „Was hast du, Vetter, mit den beiden Walen?" — „Ah," meinte der die Faust drohend erhebend, „der eine gönnt uns keinen Tropfen Wein, der andere überhaupt gar nichts." — „Am liebsten nicht einmal das Leben. Ihr Barbaren seid das Unglück des Römerreichs," sprach Heraclian, eines Senators Sohn, und schritt hinaus. — „Und Carinus?" fragte Stilicho. Bevor Ataulf antworten konnte, rief jener: „Wenn dieser gelbzottige Skythe noch einmal wagt, der Kaisertochter Placidia auf seiner mißtönigen Harfe vorzuklimpern — so tief sind wir gesunken im Haus des Imperators! — reiß' ich ihm die blauen Glogaugen aus." Damit folgte er seinem Freund Heraclian.

„Sind liebe Leute!“ lachte Alarich, ihnen nachblickend. — „Bei aller imperatorischen Pracht, — ich find' es unbehaglich in diesem Palatium. Ah, hoffentlich ruft der Vater mich und den Wetter, seinen Mündel, bald ab aus dieser — wie soll ich sagen? — Erziehung oder Vergeisung? hinaus in die rauhen Wälder und zu den Auerstieren am Danubius! Sind mir lieber als diese giftgeschwollenen Walen. Ungern, Freund Stilicho, laß ich dich hier zurück.“

„Warum? Ich gehöre hierher. Wohin sollte ich gehen?“ — „Du kannst fragen? Zu deinem Volk! Dahin gehörst du.“ — „Ja,“ meinte Alarich, „zu den tapfern Vandalen in Pannonien. Man sagt ja, du stammest aus ihrem Königsgeschlecht, den Asdingen.“ — „Gewiß! Aber der Vater befahl mir sterbend, — für den großen Imperator starb er, nach einem Sieg über die Franken — todwund brachten sie ihn mir über die Alpen hierher — er befahl mir, bei Theodosius und dessen Haus solange ich lebe anzuharren in treuem Waffendienst für Rom. Er stammelte dann noch was von Dankespflicht, von Sühnen einer Schuld, — ich konnt' es nicht mehr verstehn. Aber er ließ mich schwören. Ich schwor: und nun halt ich meinen Eid.“

II.

Und viele Jahre verstrichen. — Aus dem Jüngling Stilicho war ein reifer, ein herrlicher Mann geworden, ein Held, der in vielen Schlachten die germanischen Reitergeschwader Roms zum Siege geführt hatte: gegen Anmaßer,

die sich wider Theodosius erhoben, aber auch gar oft gegen Germanen von allerlei Stämmen. Jedoch auch ein Staatsmann war er, der, von aller Bildung der damaligen Römerwelt durchdrungen, in dem Rat des großen Imperators eine stets befragte, meist befolgte Stimme führte.

Jetzt kam dieser edle Herrscher zu sterben: und er wußte das und bestellte sein Haus und sein Reich. Er entließ die vornehmen Beamten des Palastes, die er zu sich beschied, und gebot, Stilicho zu rufen. Mit feindseligen Neidesblicken sahen die scheidenden Römer den „Barbaren“ — allein — über die Schwelle des kaiserlichen Schlafgemachs schreiten.

Der Imperator winkte ihm, sich auf den Rand des niederen Pfühls zu setzen, richtete sich auf aus den Kissen und begann: „Ich schließe die Augen leichter, Magister militum, hat mein letzter Blick auf dir geruht. Denn — mag es meinen Stolz — den eines Römers vom ältesten Adel der Quiriten! — schmerzen — das Reich Cäsars, das Reich Trajans ist so weit gekommen, daß nach meinem Tod ein Germane seine stärkste, ach fast seine einzige Stütze sein wird. Stütze, Schild gegen Feinde auf allen Seiten — vor allem gegen deine Germanen. Großes, Größtes vertrau' ich dir an. Wohl hab' ich dich schon bisher hoch geehrt, dir mehr vertraut als allen Römern meines Hofes: meine Lieblingsnichte, die fromme Serena, hab' ich dir vermählt, dich so zu einem Glied meines Hauses erhoben: aber jetzt erst — nach meinem Tode — sollst du mein höchstes Vertrauen . . .“ Er stockte: Schwäche hemmte ihm die Zunge. Nach einer Weile fuhr er fort: „Nimm die Urkunde dort aus jener Kapsel. Du weißt, meine Erben sind zwei Knaben: Arcadius, der ältere, soll in Byzanz das Ostreich . . . ach, beherrschen?“ Ihn und das

Ostreich wird Rufinus leiten.“ — „Mein Todfeind,“ dachte Stilicho, „schon seit der Schulzeit.“ Aber er verneigte sich und schwieg. — „Honorius aber, das Kind, und das Westreich sollst du mir schützen, zum Guten führen, beherrschen: du, der Vandal, das ewige Rom!“ — „Du ehrst mich hoch, Imperator.“ — „Aber versprich mir: nie, niemals Krieg zwischen den Brüdern!“ — „Behüte! Welch Unheil wär's für beide!“ — „In allen Stücken, die das Ostreich angehen, gehorchst du Arcadius.“ — „Und Rufinus,“ dachte Stilicho. — „Er ist dein Herr wie Honorius. Und nun kommt das Letzte, Schwerste für dich zu vernehmen. Ich hab' es dir erspart bis zur letzten Stunde meines Lebens. Erfahre jetzt, daß ich besondern Grund habe, dir zu — mißtrauen.“

„Theodosius,“ rief Stilicho tief verletzt und sprang auf. — „Still. Höre! Ich habe nicht mehr viel Zeit. — Wenn nun doch einmal der Germane, der Vandal in dir — das liegt ja im Blut! — sich so mächtig regte, daß du — bei aufgezwungener Entscheidung! — mehr als Germane denn als Römer fühltest, dächtest, handeltest?“ — „Oh Imperator! Allüberall, im Palast, im Heer, in Italien, in den Provinzen, tritt mir dies Mißtrauen, dieser Haß gegen den ‚Barbaren‘ entgegen: bald heimlich, bald offen drohend. Das hemmt meine Schritte, das verbittert, vergiftet mein Leben. Die Germanen schelten mich abtrünnig, die Römer schelten mich den rohen, treulosen Barbaren. Wohl: es ist mein Schicksal, es wird der Kampf meines Lebens — mit andern. Aber, daß auch mein Kaiser, daß du . . .! Du hast kein Recht zu solcher Kränkung.“ — „Doch . . . vielleicht. Wär's denn ein Wunder, wär's ein schändliches Geschehnis, wenn im Widerstreit deines römischen Staates und deines germanischen Blutes dieses einmal — vorübergehend! — siegte?“

„Das ist unmöglich!“ — „Das ist möglich: denn es ist geschehn.“ — „Wie? Wer? Welcher Verräter . . .?“ — „Schweig! Schilt ihn nicht: denn es war dein Vater.“

Stilicho fuhr auf: „Mein . . . mein Vater? Nein!“

„Ja. Er focht lange tapfer und treu für mich. Aber kurz vor seinem Tode drangen in das Reich — dort in Pannonien — seine Volksgenossen, die Vandalen: sie verhandelten mit ihm, der den Rimes verteidigte — in seiner Sprache: lange hatte er sie nicht gehört: mächtig drang sie an sein Ohr, allzumächtig in sein Herz: er wollte zu ihnen übergehn — gegen Rom.“ — „Undenkbar!“ — „Dort . . . in jenem Schrein liegt sein aufgefangener Brief an König Wisumer. Ich rief ihn ab, bevor er den Plan ausführen konnte. Hier, in diesem Gemach, an jenem Fenster dort, zeigte ich ihm den Brief und — begnadigte ihn.“ — „O Theodosius!“ — „Er fiel mir zu Füßen und rief: ‚Ach Imperator, du weißt nicht, wie stark, wie zwingend das Blut, das Volksblut im Manne wirkt. Sollte ich die Meinen zusammenhauen? Du weißt nicht . . .!‘ Aber ich wußte. Auch ich habe ja ein Volk, bin ein Römer. Und ich verzieh ihm, ließ ihm Rang und Würden, vertraute — unbeschränkt! — seinem Sohn. Aber du begreifst: was den Vater hingerissen, könnte auch den Sohn . . .“ — „Niemaß! Ich schwör’s.“ — „Gut. So schwöre auf diesen Splitter vom Kreuze Christi, — in jener Arca liegt er — daß du dich so lang du atmest nur als Römer fühlen wirst, als Schirmer dieses Reiches, nie abfallen wirst in Tat oder Gedanken zu deinen Germanen.“

Stilicho, tief erschüttert, trat dicht an das Bett: „Laß den Splitter von altem Holz, laß auch den Schwur. Ich verspreche dir hier mit dem Schlag meiner Rechten auf

Treu' und Ehre — Splitter und Eid würden mich nicht fester binden — ich gelobe, ich werde tun, wie du begehrt. Ich gelobe es auf mein Schwert." Und er legte die Hand auf den ehernen Griff.

„Seltsam," sprach der Kranke. „Er verspricht Rom, ein Römer zu sein — auf germanische Art. Aber du wirst's halten, ich weiß. — Und nun, mein Freund, meine einzige Hoffnung für des Reiches Zukunft, nun das Letzte: nimm dies Kodizill zu meinem Testament — dort — in dem Geheimfach der Marmorwand — links — öffne es nach meinem Tod: — aber allein. Und halt' es geheim so lang wie irgend möglich. Hoffentlich — ich flehe darum zu Gott! — hoffentlich wirst du nie nötig finden, es zu brauchen. Wird es aber nötig — ah entsetzlich! —, dann brauch' es schonungslos. Erst das Reich, dann erst meine Söhne. — Geh jetzt, laß mich. Ich will allein sterben: mit den Menschen bin ich fertig: nun muß ich mit meinem Gott reden.“

III.

Und abermals waren viele Jahre verflossen. Stilicho hatte, seinem Worte getreu, nur für das Römerreich gelebt in Krieg und Frieden, zunächst für das ihm besonders anvertraute Westreich. Siegreich hatte er in Italien, in Gallien, in Rätien, in Noricum, am Po, am Rhein, an der Donau Einfälle der Germanen von gar manchen Stämmen abgewehrt. Sein und der Kaisernichte Serena Sohn, Eucherius, war zum stattlichen Jüngling herangewachsen. Den Imperator Honorius hatte er, ihn noch fester an sich zu fesseln als durch die Dankbarkeit — sie

ist oft gar schwach bei kleinen Menschen auf Kaiserthronen — mit seiner Tochter Maria, dann, nach deren frühem, kinderlosem Tod, mit der zweiten, Thermantia, vermählt. Allein dies war der erste Plan, der dem erfolgreichen Staatsmann fehlschlug: der Hof wußte, — oder flüsterte doch — daß die beiden Bräute von dem fast noch knabenhaften Bräutigam unberührt geblieben waren, und die Eunuchen des Palastes flüsterten noch leiser, der Grund sei, daß dem Imperator seine üppig schöne und geistig allen Frauen — und sehr vielen Männern! — des Hofes, ja des Reiches überlegene Halbschwester, Galla Placidia, viel besser gefalle als seine beiden Frauen und alle Frauen, die er kannte.

Mit Gram sah der Vater wie die erste so die zweite Tochter, seinen Liebling, in allem Pomp der Kaiserschaft, vom Gatten vernachlässigt, dahin welken. Er entschloß sich kühn und offen, wie er war, Abhilfe zu suchen da, wo ihm die Wurzel des Übels zu liegen schien: bei Placidia selbst.

Vorsichtig, schonend begann er in dem Sprechsaal des Palastes zu Mailand ein Zwiegespräch mit der Warnung vor dem — „freilich ja verleumderischen!“ — Gerede der zahlreichen Priester am Hofe, die an der Zärtlichkeit der Geschwister Anstoß nahmen, ja sogar mit leisen Andeutungen schon in ihren Predigten . . . Aber übel kam er an! Das von Gesundheit und Kraft strotzende, von Schönheit strahlende Geschöpf schüttelte das prachtvolle blauschwarze Gelock, das von der goldnen Stirnbinde kaum gebändigt werden konnte und lachte dem Mächtigen übermütig, aber so anmutig ins Gesicht, daß er ihr nicht zürnen konnte: „Ei, lieber Held und Barbarenbesieger, wer sagt dir, daß sie verleumben?“ — „Placidia!“ — „Nun, nun, nur nicht gleich das Ärgste denken von der armen Kaisertochter,

tugendjamer Germane! Was kann ich dafür, daß ich schöner bin als alle Mädchen und Frauen, die ich je gesehn? Und daß ich das so gut weiß? Nun, es ist kein Wunder: haben es mir doch alle Männer gesagt, die ich je gesehn: — ausgenommen du, gestreng ernstest Magister militum! Und das soll mich nicht freuen? Dann wär' ich kein Weib! Ich bin aber eins, ach, so sehr.“ Sie lachte vor sich hin: „Denke nur, gestern hätten sich Ataulf, der Gesandte der Westgoten — ein bildschönes Stück von einem Barbaren, ja ein germanischer Apoll!“ — sie erröthete leicht — „und der Präsekt Carinus — schon als flaumbärtige Buben haben sie sich um mich gerauft! — schier mit den Schwertern um mich beworben, wild mir naehend: aber ich lief davon und setzte mich an des Imperators Seite. Großer Staatslenker und Schlachten-sieger, ich hoffe, ich bring' es noch zu höherer Macht im Reich mit meiner Schönheit als du mit all' deiner Weisheit und Heldenschaft. Und hab' ich Mäuslein — treulich hielt ich stets zu dir! — nicht schon manches Neß zernagt, das seine Feinde über des Löwen Haupt geworfen? Ich bin deine beste Verbündete: also freue dich, hält der Kaiser was auf Placidia. Aber vergib: ich enteile. Er hat mich zu sich befohlen: und ‚dem Herrscher gehorchen ist höchstes Gesetz‘ — oder doch höchste Schlaueit.“ Und wieder lachte sie und schwebte anmutvoll hinaus.

Er sah ihr sinnend, kopfschüttelnd nach: „Ich werde nicht klug aus dem herrlichen Mädchen! Was ist stärker in ihr? Die Lust zu herrschen wie eine Kaiserin — eben als des Theodosius Tochter — oder des Weibes Drang, gepriesen zu werden? Sollte nicht bald in ihr auch ein andrer Drang erwachen: der, geliebt zu werden? Heißer noch, der Drang zu lieben? Mir ist, sie wirft sich in die Herrschsucht, jenem holden Sehnen zu entinnen: sie will

nicht Weib, — Herrscherin will sie sein. Wie lang noch wird ihr das genügen? Und was dann, wann das andre kommt? Dann, fürcht' ich, werden Westreich und Ostreich zusammen nicht ausreichen, dieses Weib abzuhalten von seinem ‚Glück‘ — oder von seinem Verderben!“

IV.

Nachdenklich wollte er das dumpfe Gemach verlassen, draußen auf dem weiten Reitplatz vor dem Palast durch eine Schau über die neu angeworbenen germanischen Leibwachen — die „Eustodes“ — des Kaisers sich zu erfrischen, da traten über die Schwelle seine Gattin und sein Sohn, offenbar in Unfrieden untereinander: seufzend bemerkte das der Gemahl und Vater.

Serenas edle Züge hatten unter den Jahre hindurch fortgesetzten frommen Übungen einen allzustrengen, ja finsternen Ausdruck angenommen: sie begann: „Herr Sohn, verklage mich beim Vater wenigstens in meiner Gegenwart.“

Der Jüngling mit den traurigen Augen schüttelte die dunkeln Locken: „Mutter, ich wagte nur, zu bitten.“ — „Aber als das nichts half, da wardst du . . .“ — „Be-trübt. Nicht meinethalben wahrlich.“ — „Was ist?“ — fragte Stilicho ermüdet.

„Es ist, daß dein Sohn ein halber Heide ist. Ja, ja! Er verkehrt, er lebt nur mit Künstlern, Kunstforschern, Gelehrten und Poeten: man weiß aber, all' diese Menschen denken mehr an Apollo denn an Christus. Und zumal sein Bufenfreund, der junge Claudian, der Versedrechsler! Man sagt, der sei ein ganzer Heide.“ — „Sedenfalls

ein ganzer Dichter," sprach Stilicho ernst, „der größte seit Vergilius." — „Unser Sohn verdirbt es mit der heiligen Kirche!" — „Die möchte am liebsten mich verderben," lächelte der Vater bitter. — „Am letzten Sonntag soll sogar schon in der Basilika Sanct Johannis gegen ihn und gegen Claudian gepredigt worden sein." — „Gegen was und gegen wen predigen sie nicht, diese deine Heiligen auf Erden!" — „Nicht gegen dich, da sei Gott vor," rief sie erschrocken. „Wir dürfen nicht die Gunst der Heiligen verwirken, nicht der im Himmel, nicht der auf Erden." — „Unter diesen sind gar sonderbare," grollte Stilicho. „Aber euer Streit . . .?"

„Kein Streit, Vater. Ich hat nur die Mutter . . ." — „Zurückzuweichen vor dem Zorn seiner heidnischen Freunde und Götzendiener! Ich erfuhr, daß in dem längst — seit Constantius — geschlossenen Tempel der Rhea das Mar-morbild der Gözin eine kostbare Halskette trage. Was braucht die Dämonin solchen Schmuck? Ich ließ mir die Cella öffnen, nahm den Schmuck . . ." — „Ei nicht doch!" zürnte der Vatte. — „Warte doch mit deiner Schelte! Nicht für mich wahrlich! Es sind herrliche Perlenkette. Ich schenkte sie dem Bild der heiligen Jungfrau in ihrer ärmlichen Kapelle jenseit des Tibers. Das erfuhren die Heidenfreunde — und sie toben." — „Sie toben nicht, Mutter, sie klagen." — „Wie erfuhren sie's?" forschte Stilicho. — „Ja, wie? Durch Rechtsbruch! Denn immer noch stehen sich die Götzendiener, kirchlichen und weltlichen Befehlen trohend, durch Bestechung der Pförtner in ihre gesperrten Tempel, dort zu opfern. So fanden sie's aus. Keinesfalls darfst du der Heiligen einen Schmuck wieder nehmen, den sie einmal hat. Schwer würde sie zürnen!"

Stilicho lächelte: „Ist also wie andere Frauen!" Nun aber fürchte er die Brauen: „Ich werde dem Tempel —

er ist nur geschlossen, nicht eingezogen — den Wert ersetzen, obwohl ich des Geldes zur Zeit zu ganz anderem dringend bedarf. Übrigens, Eucherius, glaubst du an die Wunder der Göttin Rhea?" — „So wenig, mein Vater, wie an die der Jungfrau Maria.“ — „Unseliger!" rief die Mutter und schlug ein Kreuz.

Aber Stilicho lächelte schon wieder: „Lassen wir allen Leuten ihren Glauben, Eucherius. Aber auch ihren Unglauben, Frau. — Allein, lieber Sohn, nun wirst du auch deinen Vater anklagen bei deinen Heiden. Ich brauche Gold, viel Gold: mehr noch als für Rom, für Byzanz, dem ich Söldner werde schicken müssen — gegen Freund Marich. Zum Dank wird mich Rufinus wieder des Hochverrats beschuldigen bei beiden Kaisern. Da hab' ich denn eine kleine Anleihe gemacht bei dem Jupiter des Kapitols: ich habe die schweren Goldplatten der Wände einsmelzen lassen, Hunnen und Alanen damit zu werben.“ — „Ich weiß darum, Vater: ich scheute nicht: das Imperium geht allem vor, so lehrtest du mich vom Knaben an. Aber weißt du auch, was sich auf der Rückseite der Platten eingeritzt fand? ‚Fluch dem Räuber!‘ Eine Verwünschung hast du auf dich geladen, die uralte ist.“ — „Doch nicht,“ lachte der Vater. „Der Fluch ist geflucht in den Schriftzügen unserer Tage: nach der Abnahme eingeritzt. Priester sind Priester: man muß sich alle vom Leibe halten.“ — „Du lästerst, mein Gemahl! Die Zeit kann kommen, da nur der Christenpriester Gebet dich retten mag.“ — „Dann bin ich verloren. — Und nun, vertragt euch. Rom hat Raum für viele Götter nebeneinander.“ — „Ja, du läßt sogar deine germanischen Söldner ihren Götzen opfern!“ grollte Serena.

„Gewiß. Weh dem, der Göttern opfert, an die er nicht glaubt. — Genug! — Komm mit, Eucherius! Nicht immer

bei den Büchern! Aufs Pferd! Alanische Reiter sind frisch angekommen; Saulus führt sie, ein abenteuernder Haudogen, ein wilder Heide, aber auch ein wilder Reiter. Wir wollen sehen, wie er führt und reitet! Heute hab' ich noch eine freie Stunde: — morgen gilt es wichtige Entscheidung.“

V.

Er ahnte nicht, wie wichtig sie werden sollte — für beide Reiche: und für ihn.

Schon längere Zeit weilte an dem Hof Ataulf, der „apollinische“ Better Marichs, als dessen Gesandter: er sollte ein Waffenbündnis herbeiführen zwischen dem Westreich und denjenigen westgotischen Gauen, die sich — locker genug — an jenen baltischen Adelung geschlossen hatten. Denn ein König der Westgoten fehlte seit fast einem Menschenalter, seit das Volk vor den Hunnen über die Donau geßüchtet war. Marich war nur der freie und ohne Verpflichtung zu dauernder Verbindung gekorene Führer heimatlos gewordener Scharen, die seit jener Flucht im Ostreich eine neue Heimat zu finden vergeblich suchten. Das Unsichere in der Stellung des Goten mußte den besonnenen, nur auf das Wohl des Reichs bedachten Staatsmann zaudern lassen, unter den zahlreichen germanischen Führern, die sich um ein solches Bündnis bewarben, gerade dem Jugendfreund, — so herzlich er ihn liebte, — den Vorzug zu geben; zumal er den ungemessenen Wagemut des Mannes kannte, dessen Sippe nicht umsonst seit grauer Vorzeit den Namen der „Balten“, das heißt der Kühnen, führte. Er fürchtete, sein heldensinniger Freund werde,

wenn der Sorge vor dem Westreich enthoben, gar bald die Waffen gegen das Ostreich wenden, dessen reichste Provinzen, dessen üppige Hauptstadt von den gotischen Sizen in Thracien leicht zu erreichen waren: Stilicho aber vergaß keinen Augenblick sein Versprechen, das ganze Römerreich — also auch dessen östlichen Teil — vor jeder Gefahr zu schützen. So hatte er geraume Zeit den ungestüm drängenden Auluf hingehalten: er erklärte offen, er müsse, bevor er sich entscheide, den Bericht seiner nach Byzanz entsendeten Boten vernehmen, auch der von Kaiser Arcadius angekündeten Gesandten, die mit jenen zugleich unterwegs waren und durch Eilreiter ihr Eintreffen in Mailand — von Ravenna her — für den folgenden Tag angezeigt hatten. Es verlautete, auch neue Gesandte Marichs hätten sich diesem Zug angeschlossen. Deshalb war Auluf den Komenden auf der alten Römerstraße, — der ämilischen — entgegengeritten. Aber wie erstaunte er, als er den Führer der gotischen Gesandtschaft erblickte: Marich selbst! „Vetter,“ rief er freudig, sein Weißbroß spornend, „du, du selbst in Italien!“

„Ja, ich bin mein eigener Gesandter,“ lachte jener und strich die blonden Locken zurück, die wallend unter dem Adlerhelm hervordrängten.

„Ich dachte, du habest einstweilen schon losgeschlagen da drüben.“

„Wird wohl bald klirren! Wirst zufrieden sein. Erst aber muß ich diesen unsern Freund — den unbegreiflich Eigensinnigen! — gewonnen haben.“

„Wird dir schwer werden. Seit Wochen quäle ich mich mit ihm. Er hält dich für zu schwach.“

„So? Nun, da kann ich ihn jetzt beruhigen! Aber schweige: da haben uns die neugierigen byzantinischen Leisetreter eingeholt Vorwärts, Vetter. Lassen wir die

Rößlein springen. Folgt mir, meine Goten! Großem Geschick reitet ihr entgegen.“ Und saugend sprengte der kleine Zug in die östliche Vorstadt von Mailand.

VI.

Als bald hatte Stilicho, unter Genehmigung des Imperators, eine Versammlung des kaiserlichen Rates berufen in den prunkvollen, mit Edelsteinen, Edelmetallen und Mosaiken an der niedrig gewölbten Decke, den dicken Säulen und den marmorgetäfelten Wänden überladen geschmückten Empfangsaal, hier die Gesandten zu vernehmen. Honorius ließ sich — im letzten Augenblick — entschuldigen: sein ihn soeben wieder wie fast immer quälender Kopfschmerz verstatte keinerlei Anstrengung: er werde sich mit seiner Schwester in der Sänfte in den Hühnerhof des Palatiums tragen lassen und dort seine Lieblinge füttern; er sei im voraus mit allen Entscheidungen des Magister militum einverstanden. Der fürchte die Stirn: „Es handelt sich um Byzanz und Rom und er füttert das Geflügel!“ Er befahl, den Purpurthron zu verhängen und setzte sich auf dessen oberste Stufe nieder. Er hatte angeordnet, erst seine eignen zurückgekehrten Boten allein eintreten zu lassen, den schlauen Alanen Goar, den Bruder des Saulus, und den Senator Amilius, einen ihm treu ergebenen Jugendfreund: aus ihrem Bericht wollte er den Maßstab gewinnen, die Aussagen der Byzantiner, die Forderungen der Goten richtig zu würdigen: aber es kam anders. —

Sobald die Ostiarii, die von Gold an ihren langen Gewändern starrenden Türhüter, das breite Haupttor des

Saales öffneten, jene beiden einzulassen, wurden sie samt den Hereinzuführenden zur Seite geschoben und über die Schwelle drängte, gefolgt von Ataulf, des Balten hochragende Gestalt. Er eilte mit raschen Schritten auf den Thron zu und hatte Stilicho in die Arme geschlossen, bevor der erstaunt sich Erhebende ihn recht erkannt hatte. „Stilicho! Alter Genosß! Ah, dich wieder sehn ist allein schon die lange Reise wert!“ — „Marich! Du selbst hier! Also — Gott sei Dank! — Kein Krieg mit Byzanz!“ — „Sage: noch kein Krieg!“ lachte der Gote, „’s ist richtiger. Ob Krieg sein wird oder nicht, — du hast es zu entscheiden.“ Er trat zurück und rief den jetzt erst, beleidigt, eintretenden Byzantinern und Römern zu: „Kommt nun nur auch herein, vielfromme, vielgelehrte, vielkluge Herren. Verzeiht mein Ungeßüm: aber ich habe ihn so lang nicht gesehn, diesen lieben Barbarenverderber! Was ihr zu sagen habt, könnt ihr ohne Scheu auch vor mir sagen, wenn’s wahr sein sollte: wenn nicht, bleibt’s besser ungesagt. Und ich? Hei, ich habe keine Geheimnisse vor euch! Ihr wißt längst, was ich will! Und daß dich, Freund, die großen Staatsmänner von Byzanz nicht täuschen, — vielgeübte Meister sind sie dieser ihrer Hauptstaatskunst! — dafür sorgt dein treuer Marich besser als deine eignen Kundschafter.“

Den Gärgerthen blieb nichts übrig, als sich zu fügen, da Stilicho, den offenbar das Wiedersehn ebenfalls erfreute, keine Anstalt machte, den leeren Streich rückgängig zu machen. Vielmehr winkte er den Ostiarii einer Seitenthür, durch welche nun die draußen harrenden Palasträte, die *Consiliarii sancti consistorii*, eintraten. Sie nahmen auf den mit kostbaren persischen Teppichen belegten Marmorbänken im Halbkreis gegenüber dem Throne Platz.

„Sprecht ihr zuerst, Gesandte des Imperators des Ostreichs. Sagt an, was begehrt Byzanz von der älteren Schwester Roma? Und aus welchen Gründen des Rechts oder der Not? Meine eignen Boten mögen widersprechen, aus eigener Anschauung — wenn ihr etwa — aus Versehen! — euch . . . täuschen solltet.“

Der Älteste der Byzantiner, der Protonotarius Arche-laos, neigte sich und begann: „Recht und Not! Treffend, o Magister militum, nennst du beide: denn ein Recht auf Hilfe hat eine Schwester gegenüber der andern. Und die Not? Sie ist wahrlich groß! Das wird auch er bezeugen, — er kann's am besten! — der sie schafft: dieser Häuptling der Barbaren.“

„Ja,“ lachte Marich behaglich vor sich hin, beide Hände auf den Griff des Langschwerts stützend, „es geht ihnen, wie dem aufgetauten Strom, mit Grundeis: kein Rat und keine Hilfe!“ — „Aber sie haben's selbst verschuldet,“ meinte Ataulf.

„Dagegen ruf' ich die Heiligen zu Zeugen,“ sprach der zweite Byzantiner, der Bischof Christophoros von Niko-media. „Ja, es ist freilich wahr, wir hatten den Horden dieses Häuptlings, um sie zur Abwehr anderer Barbaren zu gewinnen, Wohnsitze in Thrakien angewiesen und Geldzahlungen und Getreidelieferungen versprochen . . .“

„Aber die Wohnsitze,“ grollte der Balte, „erwiesen sich als um die Hälfte zu schmal, die Geldzahlungen blieben ganz aus und ebenso das Getreide. Beim Schwerte Gottes! Wir würden das Korn, das wir brauchen, wahrlich lieber selber bauen als geliefert erhalten: — oder vielmehr nicht geliefert erhalten! — aber auf dem schlechten Boden wächst nicht, was unsere stets überquellende Volkszahl braucht. Wir hungern! Warum habt ihr nicht Wort gehalten?“

„Geldmangel,“ sprach achselzuckend der Protonotar. — „Mißernte,“ entschuldigte kopfnickend der Bischof.

„Und dabei wahnsinnige Vergeudung in Byzanz!“ rief Ataulf. — „Ja! Jede Woche, jeden Tag! Bei den Festen, zu denen sie die Frechheit hatten, mich selbst einzuladen. Soll mein Volk verhungern, indes Byzanz in Schlemmerei versinkt? Nein, bei meinem Schwert! Und deshalb hab’ ich, Freund Stilicho, zwar noch immer nicht den Waffenschrei gerufen wider den wortbrüchigen Imperator: aber die Zufuhr — zu Lande wenigstens! — hab’ ich ihm abgesperrt: sie sollen’s lernen dort im Goldnen Haus, wie der Mangel drückt. Und wird meinem Volke nicht sein Recht, so ziehen meine Tausendschaften zugleich gegen Byzanz und Athen. Dies Unheil abzuwenden, ruf’ ich dich an, Stilicho, den gerechten Mann: mahne Arcadius, sein Wort zu halten und, weigert er sich wider alles Recht, so zwing’ ihn dazu im Bunde mit mir. Sprich, willst du dem Rechte helfen, Stilicho?“ schloß er ungestüm.

Aber der schüttelte bedächtig das Haupt: „Meine Boten, Goar, und du, Amilius, gründlicher Rechtskenner, was sagt ihr dazu?“ — Der Senator erwiderte: „Alles ist, wie der Gote behauptet: sein Recht ist verlegt: er klagt mit Fug.“

Nun trat, in seinem Panzer von Hornringen, der Alane vor, den die gelbe Haut und die plattgedrückte Stumpfnase als Mongolen kennzeichneten: er rief: „Mag sein! Versteh’ nichts von Recht und Unrecht. Aber Byzanz ist schwer bedrängt, braucht dringend Hilfe: oder die Stadt fällt: fällt durch Hunger in dieser Germanen Hand.“

„Da sei Gott vor,“ sprach Stilicho. „Gott, und die ewige Roma! — Freund Marich, du hast’s gewollt, — du

selbst! — daß wir hier vor den Gesandten von Byzanz verhandeln: du hast das eigenmächtig herbeigezwungen: — trage nun die Folgen! Denn laut sag' ich dir hier vor ihnen: du magst im Rechte sein, ich glaub' es. Aber bin ich Richter über den Sohn des großen Theodosius? Das sei fern. Niemals hoffe, daß ich die Legionen der alten Roma gegen die neue führe! Das wäre Selbstmord, wäre Zerstörung des Werkes der Cäsaren von Konstantin bis Theodosius, wäre" Bruch meines Wortes wollte er sagen: aber er brach ab, das Geheimnis während.

"Arcadius wird dir danken!" rief der Protonotar. — "Schlimm wär's, tät ich's um diesen Dank! Ich kenne Rufinus." — "Der Herr wird dir lohnen im Jenseits," beteuerte der Bischof. — "Weh' dem, der nur um Himmelslohn seine Pflicht auf Erden tut." — "Und nebenbei ist's das Schlauste," lachte der Mlane. "Mag für den Augenblick Byzanz ein wenig fasten müssen, — es ist feist, kann lange wie der Dachs im Winterschlaf von seinem Fette zehren. Bald ist die Not vorbei, fahren seine Getreideschiffe ein. Und was vermag überhaupt auf die Dauer gegen das Ostreich, das von der Donau bis nach Persien reicht, ein Häuptling weniger Horden blonder Germanen, die auseinander leichter und lieber laufen als zusammen? Byzanz hat viele Völker, viele Könige bezwungen: — was ist dieser Balte?"

Da trat Marich vor gegen ihn: ganz ruhig, verhalten, keine Waffe, kein Rüstzeug an ihm flirrte: "Das will ich dir sagen, Soldknecht," sprach er langsam. "Vor dir steht der König des Volkes der Westgoten." Da ging gewaltige Erregung durch die Versammelten: Überraschung, Schreck, Entsetzen. Auch Stilicho sprang stauend auf. "Nicht wahr, welch ein Wort?" jubelte Auluf.

„Ja, Freund Stilicho, ich sehe, du kannst es würdigen. Ich, — ich ward von der That überrascht wie ihr von dem Wort. Ich hatt' es längst als notwendig erkannt, sollten wir nicht untergehn, seit Jahrzehnten in mehr als zwanzig Splitter unseres Volks gespalten. Aber nicht an mich dacht' ich, bei Gottes Schwert. Ich hätte manchen mir vorgezogen, Better Aulfs, Better Sarus etwa. Aber eines Tages, plötzlich, nachdem mein Vorschlag, Byzanz abzusperrn, gut geheißen war im Lager, da erbrausten viele tausend Stimmen auf einmal: „Heil Marich, dem König der Westgoten“. Und bevor ich wußte, wie mir geschah, hatten sie mich auf einen breiten Schild gehoben und trugen mich, „Heil!“ jauchzend, durch die Gassen der Zelt-hütten. Ich konnte nicht widersprechen: wie ein Sturm riß es mich wie alle fort. Und hätt' ich's gekonnt, — ich hätt' es nicht getan. Denn längst hatt' ich's eingesehn: was uns fehlte all' die vielen Jahre, das war ein Haupt, ein einziges, unseres Volkes. Ein Haupt, das den Ränken der beiden Kaiserreiche — ja, Freund Stilicho, der beiden! — aufmerksam folgen, sie abwehren konnte in Frieden und Krieg. All' unsere Siege hatten uns später — im Frieden — nichts genügt: so wie wir den Speer aus der Hand legten, drohte der Hunger. Denn sie gaben uns kein Ackerland, keine eigene Scholle, kein Vaterland! Das müssen wir haben, oder untergehn: das heißt aufgehn in Byzantinern und Römern.“

„Und wäre das ein Unglück, Marich?“ Mit dieser ganz ruhig, bedachtsam gesprochenen Frage unterbrach Stilicho den Begeisterten.

Der fuhr auf: „Wa . .? Wie? Was? Du sprichst zum König der Westgoten, zum Haupte eines Volkes! Du Armer, armer Herr der halben Welt! Du freilich hast kein Volk. Wie kannst du leben?“

„Ich lebe für das Römerreich. Und damit auch für alle Germanen, die nicht dem Wahnwitz verfallen sind, jemals dies Reich zerstören, ersetzen zu wollen. Aber genug davon heute und hier. Mir ist, die Stunde kommt, da wir diesen Streit mit Stärkerem als mit Worten entscheiden. — Also König! — Das ändert deine Macht, nicht meine Pflicht. Niemals kämpfe ich gegen den Sohn des Theodosius. Höre mein letztes Wort: ziehe deine Scharen zurück, die Byzanz bedrohen: dann will ich versuchen, Arcadius zu bewegen, deine Wünsche zu erfüllen.“

„Und weigert er sich, wirfst du ihn dann mit mir zusammen zwingen? O Stilicho, wir beide Schild an Schild, — wer auf Erden kann uns widerstehen?“ — „Die Pflicht: sie ist mächtiger als alles.“ — „Also ich soll weichen: und hilfst das nicht, hilfst du mir auch nicht? Und weiche ich nicht und ziehe auf die Stadt der Lüge und fasse sie an der Kehle, dann . . .?“ — „Führe ich mein Heer und meine Flotte zum Entsatz, das heißt: des Imperators Honorius Heer und Flotte,“ verbesserte er rasch: er hatte Heraclian und Carinus, jetzt vornehme Heerführer, und Beamte, einverständne Blicke tauschen sehen.

Aber Marich fuhr fort: „Also Krieg! Denn ich kann nicht zurück. Mein Volk! Es darbt. Krieg zwischen uns, alter Waffengenoss! O Stilicho, das sollte nicht sein! Bist du denn ganz — und nur! — Römer? Weh um dich! Auf Wiedersehen denn auf dem Feld der Schlacht!“ Und er wandte sich und stürmte hinaus.

VII.

Altaulf, der ihm auf dem Fuße gefolgt war, hielt ihn draußen am Mantel fest: „warte noch!“ flüsterte er. „Nicht Stilicho doch ist Imperator: der heißt Honorius. Und seine Schwester, die Vielschöne, die heißt Placidia! Und sie, die Herrliche, beschied mich geheim in ihr Gemach sobald die Versammlung zu Ende sei. Dort — hinter der Säule, siehst du! — wartet ihre Sklavin. Ich folge ihr. Mir eilt's. Sie ist zauberschön und . . .“

„Ein Rätsel! Weiß Gott, was die eigentlich will. Vielleicht weiß sie's selbst nicht. Hüte dich, Vetter! Und komm bald. Ich rüste zum Heimritt.“

Die Kaiserschwester bewohnte mit ihrem zahlreichen Hofstaat von Hausbeamten, Freigelassenen und unfreien Dienern und Dienerinnen den ganzen Ostflügel des Palastes, dessen drei Bauseiten gegen Osten, Westen und Norden Türen und Fenster öffneten, aber nicht — der Hitze wegen — gegen Süden, wo sich breite Hofräume anschlossen und darüber hinaus schattige Gärten. Pracht und Prunk herrschten überall: aber am üppigsten in einem kleinen Gemach des Frauen-Baus, das zwischen dem großen Empfangsaal und dem Schlafzimmer lag. Es hatte außer der breiten Doppeltür jener Saal zwei geheime schmale Pforten, eingelassen in die Wände aus dem kostbaren numidischen Marmor, dessen tief dunkles Rot, zusammenwirkend mit dem undurchsichtigen Marienglas des einzigen schmalen Rundbogenfensters zwischen dicken byzantinischen Säulen, gar wenig Licht aufkommen ließ in dem niedrig

gewölbten Gelaß, in dem die hoch auf dem Mosaik-Estrich gehäuften syrischen Teppiche jeden Schall dämpften, jedes Wort wie geflüstert vernehmen ließen. Vor dem über Leibeshöhe ragenden schmalen Spiegel aus geglättetem spanischem Silber glimmte Tag wie Nacht Licht in einer goldbraunen Bernstein-Ampel, die im Verbrennen des Dochtes Duft, allzustarken Duft, ausströmte: die Herrin war's gewöhnt: aber ihre Besucher überkam dabei traumhafte, süße, berauschende Betäubung. Das ansehnlichste Gerät in dem ziemlich leeren Gemach war ein nur wenig vom Boden erhöhtes Ruhebett: schwer golden das Gestell mit seinen Löwenpranken nachgebildeten vier Füßen: Seide, kostbarste, serische, gelbe die Kissen, gefüllt mit dem weichen Brustflaum der Wildgans aus Germanien, dunkelpurpurn die goldgefranste Decke; über dem Kopfende ragte ein Elfenbeingestell mit wallenden Flamingo-Federn vom Nil, deren unablässiges Neigen und Nicken die Arbeit der Fächerklavin ersparte.

In dieses Gemach trat nun aus dem Schlafzimmer, wo sie die Gartengewandung mit dem Abendkleid vertauscht hatte, durch die enge Geheimtür Placidia, und ließ den herrlichen Leib langsam auf die Kline gleiten: sie wandte das Antlitz dem Spiegel zu und stützte das Haupt auf die Hand. Sie seufzte schwer. „Ah, unerträglich! Dies Leben ist lebender Tod. Drei Stunden Honorius. Honorius! Seine Leerheit und — noch ärger! — seine ekle Bärtlichkeit. Stilicho hat recht: schon merken's die Leute. Neulich meinte mein Beichtvater, der heilige Vater könne — für viele Gebete und noch mehr Solidi — auch Bruder und Schwester entbinden von . . . ! Und Ehe sei ja gar nicht nötig, wenn nur die Schwester gehorsam die Bärtlichkeit des kaiserlichen Bruders dulde. Der Niederträchtige! Nie kommt er wieder in meine Nähe! Nein,

Priester! Wehe dem Weibe, das sich gibt, wenn es nicht muß — aus Hunger des Herzens.“ —

Sie hielt inne und seufzte. Dann fuhr sie fort: „Kann es kommen, daß es muß? Was mir die ‚Freundinnen‘ — aber ich habe nicht eine, einsam bin ich, wie auf öder Insel verbannt! — was mir die beneidenswerten Törrinnen erzählen von Venus, die rasen mache, so daß sie — wie die Nachtmotten ins Licht — sich ins Verderben stürzen müssen — in Schmach, Elend, Tod, — ah, es mag herrlich sein, so zu erglühen. Aber ach ich Arme! Ich werde es nie erleben. — — Schönheit, Mannesschönheit? Je nun, der Schönste, den ich jemals sah, ist jener goldblonde Gote. Oft muß ich sein gedenken, . . . recht oft. Aber ist das Liebe? Mein Bruder sagt: ‚deine Leidenschaft heißt Herrschen, nicht Lieben. Nicht nach dem Brautschleier, nach einer Krone verlangt dein Haupt.‘ Wenig weiß der Schwächling, wie wahr er spricht. Seit jene alte ägyptische Sibylle — eine Zauberin wohl! — in meiner Hand gelesen: ‚Kaisertochter, Kaiserschwester, dir wird nur wohl als Kaiserin‘, — seitdem hat dieses Wort wie ein Zauberspruch all’ mein Gehirn erfüllt: — ach, ich fürchte, mit Gift erfüllt — und wohl auch den Ort wo andern Mädchen das Herz schlägt. — Kaiserin! Aber die eigenen Brüder versperren mir — beide! — den Thron von Rom und den von Byzanz. Hm! Müssen denn gerade meine Brüder Kaiser sein hüben und drüben? Ohnmächtige Knaben sind sie beide! Wie viele Imperatoren sind durch Gegen-Imperatoren, durch meuternde Feldherren ersetzt worden! Sollten,“ lachte sie vor sich hin „Arcadius und Honorius wirklich unersetzlich sein für das Wohl des Cäsarischen Reiches? Diesem läßt man seine Hühner, jenem seine noch dümmern Goldfische und sie sind zufrieden. Sollte denn unter diesen ränkereichen

Römern, unter diesen kühnen Germanen nicht ein Mann Mut und Lust haben, einen dieser Pappros-Throne umzublasen mit einem Hauch und — außer dem Kaiserdiadem — zu gewinnen das schönste Weib der Erde —? Wie sie alle sagen. Ja," lächelte sie in den Spiegel, sich ein wenig aufrichtend, „du bist wirklich schön, Placidia." Und sie strich das üppige Haar unter die Stirnbinde zurück, die weißen Schläfe, das zierliche kleine Ohr frei machend. „Aber ach, für wen bin ich schön? Nur für den toten Spiegel. Nicht für einen geliebten Mann. Wenn er dann auch nicht Kaiser oder König wäre! Pfui, Placidia, auf welchen Gedanken ertappe ich dich? Liebe statt Herrschaft? Nein, nein, nein." —

Über ein kleines fuhr sie fort: „Da rühmen sie so laut meine neu vermählte Schwägerin, des Herrn Bruders in Byzanz Gemahlin, eine Barbarin, ein fränkisch Weib aus Gallien, sagt man, mit roten Haaren! Pfui! welch Unglück, rothaarig zu sein! Aber doch! Wie ich sie beneide! Schön und — Kaiserin! Eine Barbarin! Und ich, des großen Theodosius Tochter, darf Hühner füttern. Freilich: nur des Arcadius Kaiserin: lieber tot! — Nein, da lob' ich mir doch vor allen Männern — ihn! (Schon wieder: er!) Er soll mir sagen, wer schöner ist: ich oder jene? Aber mir ist nicht bang darum: er liebt mich tief. Aber auch er denkt nicht daran, sich selbst den Purpur umzuwerfen. Muß ich wählen zwischen dem Diadem und ihm? — Oder Eucherius, der Verträumte? Auch er liebt mich. Könnte nicht Stilicho den Sohn auf den Thron in Byzanz erheben? Und dann Placidia in der goldenen Stadt herrschen, viel herrlicher als in dem verfallenden Rom, dem sumpfigen Ravenna, diesem flachen Mailand. Und die rothaarige Barbarin? Bah, die schiebt man zurück in die Wälder des Rheins. Also Krieg zwischen Arcadius

und Eucherius? Und wenn der Pflichtengel Stilicho nicht will? Ei, dann bleibt mir mein schöner Gote. Der lärmt wohl ohnehin bald mit seinen Waffen vor den Thoren des Arcadius! Ei ja, welch ein stattlicher Imperator des Orients! Er wäre mir der aller-allerliebste Herrscher und — Gemahl. Mit den andern Namen spielen nur meine Gedanken, sie segeln irr umher, um stets bei ihm zu landen: an ihn allein denk' ich im geheimen. Und wag' ich doch dies Haupt bei so kühnem Spiel um das Diadem, dann will ich ihn dabei gewinnen . . . O du Törlin! Hüte dich, ihm in die Arme zu springen — auch ohne Diadem. ‚Königin der Schönheit‘ hat er mich genannt: ‚stets gehst du deshalb unter Krone!‘ Das war hübsch! Ist er doch auch an Geist und Seele schön. Oh, ich denke schon wieder an ihn. . . Horch, leise knirscht es in der Marmortwand: ich erschreke: und ich weiß doch: er ist es!“

VIII.

Von der Begleiterin, die außen stehen blieb, durch die schmale Pforte hereingeschoben, sah sich der Germane erstaunt um in dem Gemach, das er noch nie hatte betreten dürfen. Das Dämmerdunkel, der starke Duft des süßlichen Rauchwerks — Myrrhen und Bernsteinstaub — die stille Abgeschlossenheit, die Lautlosigkeit wirkten drückend, überwältigend. Und nun erst der Anblick des herrlichen Weibes auf dem Pfühl! Ohne sich zu regen wandte sie nur langsam leise das Haupt auf dem Kissen ihm zu: dabei löste sich das schmale goldene Stirnband und die Flut des schwarzen Gelocks wallte auf die weißen Schultern, die

blendenden und vollen Arme, als sie lächelnd flüsterte:
„Endlich!“

Heiß schoß ihm das Blut zu Herzen. Er trat rasch an das Ruhelager heran, kniete nieder, hob den goldnen Reif, der auf den Teppich geglitten war, und reichte ihn dar. Aber sie schüttelte das Haupt, daß das dunkle Gewoge noch freier flutete: „behalt' es, Freund! Zum Gedächtnis dieser Stunde.“

„O Placidia, es ist ein Diadem! Das ziemt mir nicht!“

„Auch nicht, wenn ich es dir verleihe? — Steh' auf! Rein, nicht mich berühren. Tritt zurück — gleich! Sonst ruft,“ lächelte sie, „ein Druck auf diesen Knopf von Topas alle Wachen des Palastes zum Schutz der armen Kaiser-schwester wider den Barbaren!“

„Du rufst und stößest zurück! Du scheinst viel zu geben und versagst alles. Der letzte Sklave, der deine Sänfte trägt, darf beim Einsteigen den Druck deines Armes auf seiner Schulter fühlen und ich . . .“ — „Ja,“ lachte sie, „der Sklave ist mein. Du aber bist ein freier Gote, ein Edeling: ich habe kein Recht an dir, keine Macht über dich.“ — „Keine Macht über mich! Und mir vergehn bei deinem Anblick Denken und Sinnen.“ — „Ei, wenn das wahr wäre? Wirklich? So zeig' es durch die That. Du kommst aus der Versammlung: dort hat dein Vetter verkündet — seine Königschaft. Du stauust? Woher ich's weiß? Ei nun, der Vertraute, den Honorius beauftragt hatte, ihm alles gleich zu verkünden, hat doch den Umweg vorgezogen, der durch dies Gemach führt: vor dem Imperator erfährt gar vieles des Imperators Schwester. — Aber mir tat die Nachricht weh.“

„Dir? Warum? Was hast du gegen meinen Vetter?“
— „Nichts — als daß er nicht du ist.“ — „Wie? Ver-

„steh' ich recht?“ — „Ist doch leicht zu verstehen! Sie richtete sich jetzt ein wenig auf: „Ich vermißte längst eins — nur eins! — an diesem schönen Haupt.“ — „Was?“ — „Die Krone, die ihm gebührt.“ — „Placidia!“ — „Nun wählen diese blonden Toren endlich einen König — und wählen den Falschen! Lassen den gebornen König stehn!“

„Marich ist drei Jahre älter und ohne Zweifel der klügste Kopf wie der größte Held unsres Volkes.“

Sie zuckte die Achseln: „aber dein Kopf gefällt mir besser! Du bist . . . doch wozu dir wiederholen, was dir schon allzuviele Weiber gesagt haben? Übrigens gibt es noch Höheres als den schlichten Reif eines Germanenkönigs!“

Sie schwieg eine Weile und sah zur Erde: dann schlug sie die dunkelblauen Augen weit auf: „also jetzt gibt es Krieg mit Byzanz?“

„Ja, dank Marich und dem Himmel. Und diesmal soll er Ernst verspüren, der Jammerkaiser . . . vergib, er ist dein . . . —“

„Bitte, tu' dir keinen Zwang an. Ich verachte ihn tiefer, denn ich kenne ihn besser als du. Wo wird der Krieg enden?“ — „Hoffentlich in dem Saal, in dem — bisher! sein Thron stand!“

Nun setzte sie sich aufrecht: „und dieser leere Thron, — was wirst du damit anfangen?“

„Ich meine,“ lächelte er, „ich werf' ihn ins Meer.“

„Nein!“ rief sie und stand auf: sie reichte ihm bis an die Stirn: „Besteigen sollst du ihn! Und dies goldne Ding da setze auf: es ist ein Kaiserdiadem: — und dann, Imperator des Orients, denke daran, wer dir jene Krone gab und — diesen Gedanken!“

Und bevor der Staunende sich selbst wieder gefunden,

rauschte die hohe Gestalt an ihm vorbei: sie war durch die geheime Thür des Schlafgemachs verschwunden: laut hörte er drinnen einen Kiegel vorschieben. Er sah ihr nach wie betäubt, dann auf das Diadem in seiner Hand: nun faßte er betroffen an die heiß erglühende Stirn, und stürmte dann hinaus in den Empfangsaal: „zu Marich!“ rief er.

Zweites Buch.

I.

Eine Zeitlang hatte es nun den Anschein, als sollte der Thron des Arcadius in der That leer werden für einen kühneren Beschreiter. — Marich und Aululf, aus Italien zurückgekehrt, hatten sofort ihre Tausendschaften von Griechenland in Eilmärschen auf die große alte Straße nach Nordosten gen Byzanz geführt und die unfähigen Feldherren, die ihnen den Weg versperren wollten, zurückgeworfen: die Bahn nach der ungenügend besetzten, ausgedehnten Hauptstadt war frei. Aber plötzlich sahen sie sich zugleich von vorn und von der rechten östlichen Flanke, von der Meerseite her, bedroht — von Stilicho. Dieser hatte seine zahlreichen Schiffe geteilt, die Hälfte seiner Mannschaften auf der Straße selbst, in einer Linie mit der Küste, zwischen der Spitze des Gotenheeres und Byzanz, die andere in des Königs vorüberziehender Flanke gelandet und beide Bedrohungen mit so überlegener — römischer — Feldherrnhaft verwertet, daß den Goten nur der Rückzug nach Südwesten übrig blieb. Es kam fast gar nicht zum Gefecht. Der König war aufs schwerste gehemmt in seinen Bewegungen durch den ungeheuren Troß, den er mit sich führte: Weiber, Kinder, Greise, Kranke,

unfreie Knechte und Mägde, kopfreiche Herden, Zelte, diese auf vielen mit je acht Rindern bespannten breiten Wagen und Karren, welche dazu die Fahrhabe des Wandervolkes bargen. Er konnte, wollte diese Wehrlosen, welche die Zahl seiner Krieger ganz gewaltig überstiegen, nicht den Folgen einer Niederlage: — Vernichtung oder Verknechtung — aussetzen.

Nur Ataulf, der schon vor Stilichos Landung unaufhaltsam vorwärts gedrängt hatte — „ich muß Arcadius auf seinem Thron etwas bestellen von seiner schönen Schwester!“ hatte er auf des Königs staunende Frage mit Lachen geantwortet — wollte auch jetzt noch um jeden Preis den Durchbruch nach Byzanz erkämpfen. Kaum hatte er den heiß erbetenen Befehl über die Nachhut des weichenden Volksheeres erhalten, als er sofort, anstatt dem Troßzug deckend zu folgen, seine Reiter Kehrt machen ließ und in rasendem Anlauf die Vorhut der verfolgenden Kaiserlichen anfiel. Übel kam er an: es waren in fünf-facher Übermacht die erlesensten Geschwader Stilichos, lauter Germanen, geführt von Sarus, aus einem andern Zweig des Valtengeschlechts, der dem um zehn Jahre jüngeren Vetter bei dessen Erhebung auf den Königsthron den Tod geschworen hatte. Dazu kamen die zahlreichen, im vieljährigen Dienst für die Römer erprobten Alanen auf ihren kleinen zottigen, höchst ausdauernden Mongolen-Gänlen unter ihrem Häuptling Saul.

Ataulf brach den hoffnungslosen Kampf nicht ab, so lang er das Schwert führen konnte: und als Saul seine rechte Schulter getroffen, nahm er das Schwert in die Linke, mit der Rechten den Zügel haltend. Erst als ein grimmer Streitaxthieb des Sarus ihm durch den zer-schrotenen Helm ziemlich tief in den Schädel gedrungen war, mußte er es geschehen lassen, daß die Gefolgen den

Weißhengst herumrissen und mit dem Wunden zurückjagten. Das war fast der einzige Zusammenstoß der Heere. Sehr geschickt führte der König quer durch ganz Griechenland, immer nach Südwesten zurückweichend, seine unbehilflich schwerfälligen Massen stets dicht vor der drohenden Umklammerung davon.

Wortreich war der Dank des geretteten Imperators in Byzanz! Und nicht nur in Worten bestand er, — auch in allerlei Zeichen, die nach viel ansahen und wenig kosteten. So sandte ihm Arcadius sein Mosaikbild, verlieh ihm den Titel „Patricius“ und versprach ihm ein Reiterstandbild vor dem Haupttor des Palatiums. Ja, die Gesandten stellten den baldigen Besuch des Kaisers im Lager in Aussicht: er wolle seinem Befreier mündlich danken. Aber die ihm entgegengesandten Ehrenwachen kehrten mit der Meldung zurück, der kaiserliche Zug sei auf der Heerstraße nicht zu sehen.

II.

Stilicho saß allein in seinem Zelt, bei dem flackernden Licht einer Pechfadel über die Straßenkarte von Thessalien gebeugt, wohin die Goten zurückgewichen waren. In Nachsinnen und Berechnungen vertieft, achtete er kaum darauf, daß vor seinem Zelt mehrere ihm fremde Stimmen vernehmbar wurden, aber auch die seiner — germanischen — Zeltwächter. Plötzlich ward der Zeltvorhang aufgeschlagen und vor ihn trat ein wunderschönes, ja unheimlich schönes Weib: im Schein der Fadel schien ihr rotes Haar wie Feuer zu flammen. Hoch angerichtet, schweigend stand sie

vor ihm. Er sprang auf und neigte sich tief: „Imperatrix Eudogia! Nie noch hab' ich, Basilissa, dein Antlitz geschaunt: aber du bist es.“

„Richtig geraten, Held Stilicho,“ lächelte sie und ließ sich auf einen Feldstuhl gleiten, den dunkeln Mantel abwerfend: das weißseidene Untergewand umflutete nun in langen Falten die schlanke Gestalt. „Der Imperator, mein hoher Herr und Gemahl, ist — wie gewöhnlich — krank. Oder doch — wie immer! — schwach. So hab' ich es an seiner Statt übernommen, dir zu danken: nimm den Dank Eudogias dazu, Retter und Befreier.“ Und sie reichte ihm über den Tisch hinüber die Hand, die grauen Augen tief in die seinen senkend.

„Ich tat nur meine Pflicht.“ — „Aber du hattest die Kraft, sie zu tun. Du hast überhaupt Kraft — nein,“ verbesserte sie langsam, ihn genau musternd, — „du bist Kraft. Mein hoher Gemahl und Herr, — er sollte doch seine Heere führen, — heißt er doch vom ‚Imperium‘ — er sollte ihnen vorsechten im Speerkampf: du weißt, ich bin eine Germanin: das königliche Blut der Merowingen stürmt in diesen Adern. Wohlan: bei uns ist der kein Herrscher, der kein Held. Mein hoher Herr und Gemahl aber ist immer — müd'. Nicht er hat, du hast mich vor Schmach gerettet. Dank, Held Stilicho.“ Und ihr Auge nahm durstig sein männlich schönes, ernstes Bild in sich auf.

„Wie kamst du . . . ? Ich hörte nur wenig — und fast Unglaubliches von dir, Basilissa.“

„Wie ich, die Barbarin, auf den Thron der Cäsaren kam?“ fragte sie lachend. „Ja, 's ist seltsam. Sei, um dieser roten Haare willen. Das Königskind war früh als Geißel in die goldne Stadt gebracht: ach, ihm war sie nicht golden. Finstre Weiber, in grau und schwarz ge-

wandet, in einem weihrauchdusterfüllten finstern Gewölbe rissen mir Griff und Verachta aus der Seele: das konnten sie: aber ihre blutigen Märtyrer konnten sie mir nicht einpflanzen. So glaubte und glaub' ich an — nichts! So wuchs ich heran. Rufinus — du kennst ihn?“ Stilicho nickte stumm. „Rufinus, der bisher meinen hohen Gemahl und Herrn beherrscht hatte, wollte ihm seine Tochter vermählen: Arcadius tat alles, was der wollte: er hätte auch das getan! Aber des Rufinus Nebenbuhler, der Obereunuch . . .“ — „Eutropius.“ — „Entdeckte mich in meinem Klosterkerker, verpflanzte mich in sein Haus, nächst dem Palast und, kam Arcadius vorüber, mußte ich mich in der offenen Säulenhalle zeigen: mein Feuerhar gefiel ihm. Und als Rufinus den kaiserlichen Hochzeitzug aus dem Palast anführte, die Tochter aus dem Vaterhaus — an der Ecke der Straße — abzuholen, siehe, da machte der Imperator drei Türen vor diesem Eckhause — vor meiner Säulenhalle — Halt, stieg aus der Säufte, trat ein und führte mich als Braut in seinen Palast.“

„Das ist wie eine Dichtung Ovids! Oder Claudians!“

„Ach, ich mußte gleich beim Eintritt in das Kaiserhaus meinen schönen Namen ‚Hildgundis‘ mit dem fremden Eudoxia vertauschen. Das war das erste Bittere. Und seither nichts als Bitteres. Nächte, Tage, Monde, Jahre — nichts als Bitteres, als Ekel. Ekel an . . . anderen. Und zuletzt — an mir selbst.“

Das schöne Weib legte beide Arme auf den Tisch und drückte das Antlitz auf die verschlungenen Hände. Mitleidvoll betrachtete er sie eine Zeitlang: dann sprach er: „Imperatrix! Bedenke, wieviel Gutes kannst du tun.“

„Ich hab's versucht,“ fuhr sie, sich aufrichtend, fort: „scheffelweise habe ich das Gold den Armen gespendet: — die Verwalter haben's unterschlagen! — Auch den Kirchen

— denen ich nicht glaube —: die Bischöfe haben's vergeudet. Ah, es hilft alles nicht. Hier, in diesem heißen Herzen ist's leer. Oder überfliegend voll? Ich weiß es nicht! Aber es tut sehr weh." — „Arme, schöne Frau." — Sie sprang auf: „Schön?" „Du nennst mich schön? Du ein Mann, ein Held! Oh, das tat wohl! Das ist mehr als alle Schmeichelei der Höflinge, mehr als ganz Byzanz und seine Krone. Wahrlich du bist ein Mann. Du bist . . . Laß mich jetzt scheiden! Es ist wohl besser. Sie haben mein Prunkzelt mitgeschleppt: darin werd' ich liegen. Liegen —, nicht schlafen. Nur vielleicht träumen? Auf morgen Stilicho!"

III.

Gar früh am andern Tag ward der Feldherr in das Zelt der Basilissa gerufen: er fand sie reisefertig. Bei seinem Eintreten sprang sie auf, schritt ihm rasch entgegen, faßte des Überraschten beide Hände: „Mein Traum von heute Nacht hat sich — zur ersten Hälfte — schon erfüllt: die zweite steht noch aus: wird sie sich, — wirst du sie erfüllen?" — „Ich verstehe nicht, Herrin." — „Du hast seit gestern Abend keinen Boten aus Byzanz gesprochen?" — „Ich habe keinen gesehen." — „Aber ich! Rufinus, meine Feinde, — übrigens auch deine Todfeinde . . .“ — „Ich weiß." — „Haben mein Fernsein rasch benutzt bei . . . bei dem Unausprechlichen! Hei, er kann des Gänglers nicht einen Tag entbehren: ich war fern — so ließ er sich von jenen leiten — zu plötzlichem Umschlag! Meine Freunde, meine Verteidiger am Hof, in der Stadt,

im Heer, — meist Germanen, zumal Franken, — sind verhaftet oder verbannt. Ein par sind hierher entflohen, mich zu warnen: kehre ich zurück, wird der Palast mein Kerker. Wohlan, ich will zurückkehren: aber der Palast soll andrer Leute Kerker werden. Auf, Stilicho, du erster Mann, den ich erlebt: führe du mich zurück an der Spitze deines Heeres: Byzanz liegt dir zu Füßen, — wehrlos. Du allein warst seine Wehre. In den Bosporus mit Rufinus! In ein Kloster mit dem Schwächling Arcadius: — das ist sein richtiger Platz. Dein Platz aber ist der Kaiserthron und . . . —“ hier stochte sie: eine Blutwelle schoß in die alabasterweißen Wangen — „der Platz an Hildegunds Seite, wenn du sie nicht verschmähst: du hast sie schön genannt.“

Sie trat hastig noch einen Schritt auf ihn zu und hielt ihm die Rechte entgegen, — das Antlitz emporgerichtet, nahe dem seinen. Bestürzt trat er zurück: „Imperatrix . . .“ — „Hildegund heiß ich — für dich.“ Und die grauen Augen funkelten seltsam. — „Die Überraschung, der gerechte Zorn haben dich verwirrt. So hast du vergessen . . . unsere Eide. Wir beide haben dem Sohn des Theodosius geschworen: ich Untertanentreue, du Ehetreue, gleichwie ich Serena, dem einzigen Weib, das ich liebe.“

Hoch bäumte sie auf, dann schnellte sie zurück: „Ah, ah, das mir! Verschmähst von ihm, von dem einzigen, der . . . Geduld, du sollst dieser Stunde gedenken.“ Und sie schoß an ihm vorbei aus dem Zelt ins Freie, wie eine sehr schöne, aber sehr zornige Schlange. —

IV.

Wenige Wochen darauf finden wir Stilicho und sein Heer sowie den Gotenkönig und dessen Volk in den Engen und Schluchten des Gebirges Pholoë, an den Quellen des Pheneus. Schritt für Schritt hatte der Magister militum die Weichenden vor sich hergedrängt in diese Bergklüfte, aus denen ein Entrinnen nur möglich schien, wenn die Verzweifeltsten, denen der Weg nach West, Nord und Süd durch undurchgängige Felswände versperrt war, sich Bahn brachen nach Osten, durch das meisterhaft gewählte und meisterhaft befestigte Lager Stilichos: — ein aussichtsloses Unternehmen! Dieser konnte sonder eitle Überhebung die Ergebung des tapferen Balten und seines Volkes — ohne jede Bedingung — in nahen Tagen erwarten. — Verhandlungen hierüber vermutete er als Zweck der Unterredung, zu der Marich freies Geleit in das kaiserliche Lager und daraus zurück erbat und sofort bewilligt erhielt. Stilicho erschraf, als er des geliebten Feindes Antlitz wieder sah — zum erstenmal seit der Kriegserklärung zu Mailand. Die Wangen waren eingefallen, die hohe Stirn gefurcht, die blauen Augen hatten den heitern, den lachenden Glanz verloren. Bestürzt faßte er des Eintretenden Hände, die dieser ihm willig, aber ohne Gegendruck überließ.

„Du leidest, Freund!“ rief Stilicho. — „Ich litt — viele Wochen.“ — „Du bist erschöpft — von den kurzen Ritt!“ — „Von der langen Absperrung.“ — „Da. Nimm!“ Mit eigener Hand füllte er aus hohem Erzkrug zwei der schmalen Goldbecher auf dem Zelttisch und bot dem Gast den einen hin: köstlich duftete der edle, tief dunkelrote Trank. Marich nahm ihn und während jener trank, schüttete er den Wein bedachtsam zur Erde: „Da

sei Gott vor, daß der König Wein trinkt, während sein Volk nach Wasser verschmachtet. Seit ihr uns die Leitung Hadrians vom Pheueus her abgeschnitten habt — der eherne Himmel dieses Glutsommers spendet keinen Tropfen Regen! — schlürfen wir die paar Taupfen, die zuweilen die Nacht bringt. Zu Hunderten verschmachten sie, die Weiber, die Kinder.“ — „So mach' ein Ende.“ — „Deshalb bin ich hier. Sei, hätt' ich Krieger allein, wie du! Ganz anders wär's längst gegangen. Aber Hunderttausend mit sich schleppen —, die nicht sechten können, die nur genährt und geschützt werden müssen, die niemand vor Unfreiheit schirmt, sind wir Männer gefallen, ein Troß, der mit seinen Wagen meilenlang die Wege verstopft, stecken bleibt, den Feind anlockt, — wahrlich, auch geringere Feldherrnschaft als Stilichos wäre bei solchem Kampf mir überlegen. Wie oft in diesen Wochen hätt' ich Gelegenheit gehabt, in raschem Durchbruch mein Heer zu retten, aber um den Preis, mein Volk im Stich zu lassen.“ — „Nun lernst du, Freund, wie falsch dein stolzes Wort ist: ‚das höchste Gut des Mannes ist sein Volk!‘ — Dein höchstes Übel ist in diesem Kampf dein Volk.“

Ausleuchteten da blizend des Königs Augen. „Und doch lieber, zehnmal lieber für dies mein Volk fallen denn siegen als der Mietling Roms.“ — „Marich! Du vergißt!“ — „O nein: ich vergesse nicht: du bist — oder wirst alsbald — mein Besieger. Aber für wen hast du dann gesiegt, für wen bin ich gefallen?“ — „Ich könnte sagen: Stilicho siegt für Rom: das heißt für alles Größte, was die Menschheit geschaffen hat in Staat, Recht, Bildung, — kurz, in allem Menschlichen: der tapfere Balte aber fiel!“ — „Für ein Barbarenvolk, willst du sagen.“ — „Wohl: aber für Barbaren, aus denen andres als Barbarisches werden mochte. Höre mich

ruhig zu Ende: es ist der mächtigste Gedanke meines Lebens, es ist der Plan meines ganzen Waltens in diesem Römerreich: längst wollte ich ihn dir vertrauen, dich dafür gewinnen: wärest du heute nicht zu mir, — morgen wäre ich damit zu dir gekommen. Denn mich jammert das Elend deiner Wehrlosen. Allein erst mußtest du“ — er lächelte ein wenig und verbarg dies rasch — „nun . . . ein wenig mürbe gehämmert sein durch die Not, bevor du mich nur anhörtest.“ — „Nun, des Hämmerns ist genug, mein' ich!“ rief der König und warf sich auf einen der Zeltstühle: „Rede! Ich muß wohl hören.“

Auch Stilicho setzte sich und, ihm scharf ins Auge sehend, hob er an: „Du hast wohl mehr als einmal in diesen Wochen bemerkt, gar guter Feldherr, der du bist, wenn du nicht an Weiber, Kinder, Kranke, Herden, Karren und Wagen mehr denken mußt als an die Wegpläne deiner Feinde! — daß ich dich hätte umzingeln und vernichten können und dich doch — mit geringer Schwächung! — entschlüpfen ließ.“

Marich setzte unwirsch den Adlerhelm auf den Tisch und strich sich quer über die Stirn: „ja, beim Schwerte Gottes! Ich verstand es nicht! An der Landenge bei Korinth! Und in dem Paß an dem Erymanthos! Nicht ein Helm der Feinde wäre mir — an deiner Stelle — dort entgangen. Du aber ließeest mir beidemale ein Löchlein offen. Wahrlich, erfährt man's in Byzanz“ — „Man hat es erfahren.“ — „Kann dir's zum Hochverrat gedeihen.“ — „Es wird.“ — „Es rührte mich! Daß du die alte Jugendfreundschaft“ — „Doch nicht. Du vergissest immer, daß ich ein Römer bin.“ — „Das lügst du dir vor!“ — „Nun, dann aber recht lange schon. Und mit starkem Erfolg. Und der Römer Stilicho, der Magister militum des Westreiches, würde den Jugendfreund

germalint haben, mit tiefem Schmerz, aber ohne Schonung, hätte Stilicho dessen Vernichtung heilsam erfunden für das Römerreich."

"Hm," lächelte der Balte und strich den breiten Bart, "ich an deiner Stelle hätte dann den Gotenkönig doch vernichtet: es ist immer sicherer: man weiß nicht, was der noch vor hat und — bleibt er leben, — noch vor sich bringt."

"Was er vor hat, weiß ich nicht: aber was ich mit ihm vor habe, — das weiß ich. Oder Gott oder das Fatum mit ihm vor hat, nenn's, wie du willst. Und nun merk' auf: es ist das Größte, was du in deinem Leben vernommen." — "Ich höre."

"Du willst das Römerreich zerstören mit deinem Volk: ich aber sage dir: du sollst es retten und verjüngen mit deinem Volk." — "Nicht ganz meine Absicht," meinte der König, grimmig lachend und die blonden Locken schüttelnd. — "Aber deine Bestimmung, — nach meiner, vielleicht auch nach des Himmels Absicht. Höre. Auch ich, so viele Jahre — Jahrzehnte! — lebend mitten im ganzen Leben des Reiches — in Krieg und Frieden — ich hab' es erkannt: — nicht ohne tiefen Schmerz: denn ich bin ein Römer . . ." — "Nicht wahr ist's! Ist der Mann so gescheit und weiß nicht einmal, was er ist!" — "Ich hab' es erkannt: das Römerreich ist durch Römer allein nicht fortzuführen." — "Drum muß es fallen!" rief Marich und schlug auf den Tisch. — "Nein. Drum muß ein neues Volk es fortführen." — "Wir vielleicht?" lachte der Gote. "Wenig Willen und Gabe haben wir dazu."

"Nicht ihr! Ein neues Volk, sagte ich, ein Volk, hervorgegangen aus römischer Bildung und aus germanischer Kraft: jene zu morsch, diese zu unreif, für sich allein das zu leisten. Ihr Goten, dann andre Germanen an

Rhein und Donau, ihr sollt aus den Bekämpfern die Stützen des Reiches werden.“ — „Das sind wir seit Jahrhunderten! Gegen Land, Getreide, Geld haben wir eure Kriege geführt seit Geschlechtern!“ — „Als Söldner. Aber, — das ist mein Neues — nicht mehr als Söldner: — der fällt ab, ist seine Soldzeit um —“ — „Oder wird der Sold — wie gewöhnlich — nicht bezahlt!“ — „Als Glieder des Reiches sollt ihr fortan, als Halbrömer . . .“ — „Halbrömer?“ stutzte der Germane. „Wie das?“ — „Nach meinem Vorschlag. Ich entlasse dich und dein Volk aus eurer Lage: sie ist ziemlich . . .“ — „Gleich dem Mauselloch, vor dem ein sehr kluger Rater sitzt.“ — „Ihr siedelt euch an . . .“ — „Wo?“ fragte der König rasch. — „Nicht in meinem Italien.“

„So?“ meinte Marich enttäuscht. „Ah, hörtest du, was unablässig in meiner Brust eine drängende Stimme ruft!“ — „Aber irgendwo an der Grenze des West- und Ost-Reichs, um beiden rasch helfen zu können gegen andere . . .“ — „Barbaren, willst du sagen,“ nickte der Gote. — „Es wird euch Ehgenossenschaft mit den Römern eingeräumt: — das ist ein Großes.“ — „Sehr gnädig,“ lächelte Marich bitter. „Aber wir haben das schon selbst ausgeführt: wenigstens mit schönen Römerinnen. Und auch — ohne Priester!“ — „Es wird darauf hingestrebt, — planmäßig: bei Mischehen werden beide ausgestattet — daß diese Vermischung ein neues Volk: — eben ein Mischvolk! — erzeuge mit allen Tugenden beider . . .“ — „Oder doch jedenfalls mit beider Fehlern! Und das Haupt dieses Mischvolks ist . . .“ — „Der Imperator, wie sich versteht. Einen Gotenkönig gibt es sowenig mehr . . .“ — „Wie ein Gotenvolk!“ brach Marich los. „Unsere Eigenart, unser Recht, unsere Freiheit, ja am Ende gar unsere Sprache, — alles dahin: um jenes Mischbreis

willen?“ — „Nun, der ist ja noch nicht! Mein: um der Germanen selbst wie um der Römer willen: so, verschmolzen, können beide fortleben: in ihrem Kampfe gehen beide unter.“ — „Untergehn? So sei's,“ rief der Gote aufspringend. „Glückauf zu solchem Untergang, bevor wir, mit Beschluß und Vorbedacht, unser eigen Volk auslöschen. Mein, Stilicho, dieser Gedanke . . .“ — „Ist der Gedanke meines ganzen bisherigen Handelns und die ganze Hoffnung meiner Zukunft,“ sprach Stilicho, sich erhebend. — „Ein Wahn ist's, an dem du untergehst — du sicher. Vielleicht auch wir. Aber lieber untergehn als verröthert werden.“ — „Ich habe dich und dein Volk geschont, — mehr als einmal. Ich durfte es ohne Verrat an Rom, denn ich tat's nicht um des Freundes willen: ich tat's für Rom — in jener Hoffnung. Zerstörst du mir diese Hoffnung durch dein töricht trotzig Nein . . .“ — „Ein Wahn ist sie, sag' ich, diese deine Hoffnung für dich, und für uns Schmach und Selbstmord.“ — „Dein letztes Wort?“ — „Mein letztes!“

„Dann,“ sprach Stilicho mit drohendem Ernst, „kann ich euch nicht mehr retten: nun wär' es Verrat. So bleibt denn in euren Felsklüften, bis euch der Hunger verzehrt.“

„Nicht der langsame Hunger,“ rief Marich „das rasche Schwert! Mach' dich gefaßt, Freund! Sobald ich zurück bin, führ' ich die Meinen zum letzten Kampf heraus: dann wirst du erleben, was vierzigtausend Verzweifelte vermögen.“

„Nichts, als vor meinen Felschancen zu fallen. — Noch einmal, Freund . . .“

Da ward der Vorhang des Zeltes aufgehoben und die davor aufgestellte Wache meldete: „Freunde Gesandte, Magister militum. Sie verlangen Gehör.“ Stilicho nickte

Gewährung und hielt den König, der scheiden wollte, auf: „Bleib', mein armer Marich," sprach er finster, „du wirst sehr bald keine Geheimnisse mehr ausplaudern können.“

V.

Nun traten drei hohe Kriegergestalten ein, unverkennbar — nach Leibesgestalt, Tracht und Gewaffen — Germanen. Sie neigten sich vor Stilicho und der Älteste, in silberweißem Haar und Bart begann seine Ansprache in einer schön lautenden germanischen Mundart.

„Verzeiht," unterbrach sofort der Feldherr auf Latein, „das ist, mein' ich, vandalisch? Nicht? Ich verstehe es nicht. Bitte, sprecht die Sprache Roms.“ — „Ein übles Vorzeichen!" raunte der Alte, zu den beiden andern gewandt noch in seiner Sprache. Dann fuhr er auf Lateinisch fort: „Weither kommen wir, dich zu finden, o Stilicho, Stilicherts Sohn. Bis von der Marosch schiffigen Ufern. Wir suchten dich in Itala-Land. Dort erfuhren wir, daß du hier zu Felde liegst. Wir eilten zu dir über die brüllende See: denn wir brauchen dich dringend: dein Volk bedarf dein. Und ein Großes bringen wir: das Größte, was ein Volk zu bieten hat: schau her!" Er wandte sich zu dem zweiten Gesandten, der unter seinem Mantel hervor einen weißen Stab mit goldner Kugel langte: „den Königsstab der Vandalen.“

„Mir?" rief Stilicho und trat bestürzt einen Schritt zurück.

Aber Marich schritt mit erhobener Hand freudig auf den Sprecher zu.

„Ja, dir, Stilicho, vor allen Sterblichen dir. Bist du doch entstammt dem uralten Königshaus unseres Volkes, der ruhmvollen Sippe der Aëdingen. Und zu dem Ruhm der Ahnen hast du den eignen gefügt, der alle Lande, alle Völker durchdringt. An den Ufern der Marosch liegt, in blutiger Schlacht von den Greuthungen erschlagen, unser König Wisumer, der große Held: sein einziger Sohn, Godigisel, ist ein waffenunreif Knäblein: wir aber, rings von Feinden umdroht, wir bedürfen, uns zu führen im Harst der grauen Geere eines streitbaren Helden. So hat unser ganzes Heer — nicht eine Hand hob sich dagegen! — dich zum König gekoren. Komm, komm rasch zu deinem Volk, das dein Vater nie hätte verlassen sollen um fremden Dienst. Nimm diesen Königsstab, deiner großen Ahnen großes Erbe. Komm, führe, schütze, rette dein Volk, Herr König der Vandalen!“ Und alle drei Männer traten, lebhaft bewegt, mit bittenden Gebärden, näher an ihn heran.

Marich aber rief lebhaft: „Bei Gottes Schwert! Das ist ein Wunder des Himmels! Jetzt gerade — in dieser Stunde! — dringt an dein Ohr der Ruf, der uns allen — allen! — das Heil verkündet: deinem Volk, meinem Volk und wahrlich auch dir. Wirf diesen gleißenden römischen Glitter von dir, verlaß diese ganze falsche und — du selber erkennest es! — faulende Welt, in der du doch dein Leben lang ein Fremdling bleibst, ja ein verachteter Barbar. Jetzt, da sie dich brauchen, schmeicheln sie dir, aber — gib acht, deut' an dies mein warnend Wort und an diese Stunde! — sobald sie meinen, dein entraten zu können, werden sie dir lohnen mit schwarzem Undank: denn Undank ist der Dank der Kaiser: merkt' dir dies Wort. — — Rette dein Volk, das schwer bedrängte: ihm gilt deine nächste, deine höchste Pflicht, — nicht Rom

und nicht Byzanz. Kämpfe, siege, steige zu Heldenruhm empor für dich und die Deinen, nicht für“

„Laß ab!“ sprach Stilicho und schob mit rauher Handbewegung den ihm hingereichten Stab zurück. Du, Marich, solltest mich besser kennen. Diese Fremden da“

„Wie? Fremde? Wir sind deines Volkes!“ sprachen zürnend die drei Männer wie aus einem Munde.

„Ihnen muß ich mein Nein begründen, erklären. Ich danke euch und eurer Heerverammlung: ihr wolltet hoch mich ehren. Allein ihr habt geirrt in eurer Wahl. Ihr wolltet doch zum Könige der Vandalen einen Vandalen, nicht? Wohlan: ich aber bin ein Römer, ein Römer durch und durch. Und nichts als das.“

„Wie? Was? Abgefallen?“ riefen die Gesandten durcheinander. Aber ruhig fuhr jener fort: „Abgefallen! Das träfe meinen Vater, nicht mich, der ich in Mailand geboren bin als Sohn eines römischen Bürgers und Legaten. Mein Vater aber . . .? Ist der Mann abgefallen zu nennen, der da aus den Sümpfen des Urwalds glänzend aufsteigt zu den Zinnen Roms? Ihr habt's gehört: nicht einmal eure Sprache versteh' ich: barbarisch schlägt sie an mein Ohr! Geht und meldet den Vandalen: ‚Wir haben einen Römer gefunden‘.“

Sprachlos vor Enttäuschung, vor Zorn, vor Beschämung standen die drei Männer. Marich aber rief: „O Stilicho, dies Wort wird dein Verderben! Du ein Römer! Wähnst du denn, irgend ein Mensch in diesem Reich — außer dir selbst! — nimmt dich für einen Römer? Freund, Freund, in dieser Stunde hast du deinem guten Geist den Rücken gewandt auf immerdar.“

Erst jetzt fand der Sprecher der Gesandtschaft Worte: „Ja, Speergenossen, gehen wir. Wir sind zu schwach, jetzt,

hier, diese Schmach zu rächen: aber ist unser Königsknabe schwertreiß gewachsen — dann wehe Rom, das uns diesen Mann gestohlen! — Allein jetzt schon, wehe dir und Fluch über dich, du Elender, der du dein Volk in seiner Not verlässest. So soll dich verlassen und verraten diese Römerwelt, um derentwillen du die Deinen von dir stöß'st.“ — „Wehe dir, Fluch dir und Verderben!“ wiederholten die beiden andern und stürmisch eilten alle drei hinaus.

VI.

Schweigen, ahnungsreiches Schweigen füllte das Zelt. Betroffen, leis erschauernd sah Stilicho ihnen nach. Auch der König schwieg, langsam das Haupt schüttelnd: endlich setzte er den Helm auf und bot dem Freunde die Hand: „Leb' wohl denn, Stilicho! Ich lasse dich allein — mit — mit dem Fluch deines Volkes! Wahrlich, verzweifelt wie ich daran bin, — ich tausche jetzt nicht mit dir! In wenigen Stunden lieg' ich auf meinem Schild, ein stiller Mann: aber an der Spitze meines Heerkeils, gefallen mit meinem Volk, für mein Volk: ich tausche nicht mit dir.“

„Halt, Alarich, halt noch einen Augenblick. Laß uns einen Ausweg suchen, der . . .“ — „Es gibt keinen! Denn lieber sterb' ich, stirbt mein ganzes Volk, als daß wir Goten die Hälblinge deines Planes werden.“ Und er wandte sich dem Ausgang zu. Hier trat ihm die Wache entgegen und meldete: „Mein Feldherr, eine große Gefandtschaft des Imperators aus Byzanz. In seinem Namen fordern sie sofortiges Gehör, bei — zürne nicht! — bei seiner Ungnade.“ — „Der Drohung bedurfte es

nicht," erwiderte Stilicho ruhig. „Ich kenne meine Pflicht. Führt sie herein.“ Sogleich trat eine Anzahl reich gekleideter Byzantiner ein: Krieger, hohe Beamte, Höflinge, auch zwei Bischöfe: an ihren unfreundlichen Mienen, an dem Ausbleiben der sonst so schmeichlerischen Begrüßung erkannte der Feldherr sofort den feindseligen Zweck ihrer Botschaft.

Der König wollte sich entfernen: aber einer der Heerführer, der Archistrategos Antiochos, erkannte ihn und rief: „Marich, der Gotenkönig! Hier! Im Zelt des Magister militum! Allein mit ihm! Das bestätigt den“ — „Hochverrat!“ schloß einer der Höflinge, in dessen gelbem, gedunsenem Gesicht die kleinen blitzenden Augen schwer zu finden waren. „Aber für uns trifft sich's bequem: bleib', bitten wir, tapftrer Held! Wir haben auch an dich eine Botschaft.“

Stilicho, der bis dahin von den Gesandten ganz unbeachtet geblieben war, trat nun vor und fragte den häßlichen Sprecher im goldgestickten Gewand: „wer bist du?“

„Olympios, der Geheimschreiber und Protonotar des heiligen Gemaches der Basilissa, die Gott segne. Von der hab' ich dir noch ganz Besonderes auszurichten, Vandalen. — Vorher aber vernimm den Befehl des Imperators Arcadios, deines Herrn. Seit der Rückkunft der Imperatrix (die sich so weit herabgelassen hatte, den Barbaren in seinem Lager aufzusuchen!) hat sich in dem vom Himmel erleuchteten Haupt des Imperators — gerade noch zu rechter Zeit! — wieder einmal ein heilsamer Umschlag der Gedanken vollzogen. Nachrichten aus dem Heer über wiederholtes Entrinnenlassen der schon umstellten Goten — Berichte aus Mailand, nur wenigen zu Byzanz bekannt geworden, — trafen zusammen mit den Warnungen dieser heiligen Bischöfe vor deines Sohnes Hinneigung

zum Götzendienste, vor deiner eignen Feindseligkeit gegen die Kirche, deiner Begünstigung der germanischen Arianer und Heiden in deinem Heer . . ., kurz, der Imperator Arcadios hat dich des Befehls über seine Truppen in deinem Lager enthoben. Hier, Antiochos, der Magister militum des Orients, übernimmt ihn in diesem Augenblick: ergreife, Freund, den Feldherrnstab! — auf jenem Schrein seh' ich ihn liegen. — Dir aber gebiet der Imperator, sofort, in dieser Stunde noch, dein Lager hier abzubrechen, deine Schanzen zu räumen"

"Und die Goten?" unterbrach Stilicho.

"Ah, Ah! Der Imperator spricht aus meinem Mund: wer wagt, ihm ins Wort zu fallen? — Er befiehlt, die Goten frei abziehen zu lassen, wohin Arcadios gebiet."

"Abzieh'n schon!" rief Marich leuchtenden Auges, "aber wohin wir wollen!"

"Gern wirst du dahin wollen, Feld Marich, wohin Arcadios dich einlädt. — Du aber, Vandalen, eilst mit den Truppen des Honorios — nie hätte er sie dir anvertrauen sollen! — sofort zu deiner Flotte nach Syllene und schiffst dich und die Deinen ein nach Italien. Wirst du nach sieben Tagen noch auf dem Boden des Ostreichs betroffen, giltst du als Feind und dein Haupt ist verfallen."

Da wich Stilicho einen Schritt zurück: er war sehr bleich geworden. Olympios holte unter seinem Mantel eine lange vergoldete Pergamentkapsel hervor und warf sie auf den Tisch: "Da! lies den Wortlaut selbst! Sieh hier, das heilige Siegel." — — Nun wandte er sich zu Marich: "Dir aber, Gotenkönig, dankt der Imperator, daß du nicht, wie du wohl vermocht hättest — trotz der kampf-scheuen Feldherrnkunst des Vandalen! — die Not der Belagerung verhängt hast über die geheiligten Mauern von Byzanz" — "Nun," lachte Marich gerad

hinaus, „am Willen hat es weder mir gefehlt noch Better Ataulf.“ — „Der Imperator schließt Frieden mit dir.“ — „Dazu gehören aber zwei.“ — „Du wirst schon einwilligen, hörst du seine Vorschläge. Außer dem freien Abzug für dich und dein Heer . . .“ — „Und mein Volk!“ — „Und dein Volk! Bezahlung der seit lange geschuldeten Jahrgelder . . .“ — „Wo sind sie?“ fragte der Gote, höchst mißtrauisch. — „Draußen vor deinem Zelt, liegen sie in zwölf Truhen: zwölf tausend Pfund für die letzten Jahre und zweitausend im Voraus für die nächsten zwei Jahre.“

Aber der König schüttelte das Haupt: „Von hartem Gold können unsere Weiber und Kinder nicht zehren. Sie hungern. Und hier ist kein Markt.“ — „Wir bringen an Getreide dreißigtausend Modii.“ — „Gut! Das langt — einstweilen! Allein wohin weist uns der Kaiser?“ — „Er läßt dir die Wahl zwischen drei der fruchtbarsten Provinzen seines Reiches: Makedonien, Dardanien und Epirus.“ — „Gut, Epirus. Und unsere Gegenleistung?“ — „Nur Verteidigung der gewählten Landschaft gegen alle Feinde: aber — hörst du? — gegen alle.“ — „Epirus wird gut verteidigt werden. Gilt es doch dem eignen Herd.“ — „Und im Notfall“ — hier trat er dicht an ihn heran und flüsterte in sein Ohr — „führst du als Magister militum des Orients unsern Angriff auf — Rom.“ — Marich machte große Augen: das Blut schoß ihm in die bleichen Wangen: dann nickte er tief atmend, und flüsterte leise vor sich hin: „nach Rom! die innere Stimme! Nach Rom!“

„Es ist so,“ sprach da dumpfen Tones Stilicho, der die Lesung der Rolle beendet hatte. „Der Kaiser befehlt: — ich gehorche.“ — „Wie? Wa . . . Was?“ brachte Marich kaum hörbar hervor. — „Du tust wohl daran,“

lachte Olympios, die kleinen Augen zusammenkneifend. „Andernfalls hätte ich mit unsern Byzantinern diesen Haftbefehl“ — er holte ein Wachsstäfelein aus der Gewandfalte auf der Brust — „vollstreckt und dein Haupt . . .“ — „Genug. Ich gehorche.“ — „So kommt, Genossen! Komm auch du, König! Unheil sam ist die Luft in der Nähe dessen, der in des Herrschers Ungnade gefallen. — Nur noch ein Wort:“ er trat dicht an ihn heran und raunte ihm zu: „all' das schickt dir die Kaiserin, läßt sie dir sagen.“ Die Gesandten entfernten sich nun. „Ich folge gleich!“ rief ihnen Marich nach.

Nun glitt Stilicho auf den Zeltstuhl und legte das Haupt an die Lehne zurück, lautlos: aber das Antlitz bedeckte er mit den Händen. Rasch schritt der König auf ihn zu, legte die Rechte auf seine Schulter und rüttelte ihn: „Mann, Mann, das tust du? du fügst dich? Held Stilicho, wo ist dein Heldentum? Diesem niederträchtigen Undank — echtem Kaiserdank! — unterwirfst du dich? Auf, Freund! Ich werfe denen ihr Geld und ihren Frieden ins Gesicht. Auf! Mein Volksheer — führe du es: du führst es besser als ich. Und viele Tausende, wenn nicht alle deine Krieger aus dem Westreich — doch gewiß alle Germanen in deinem Lager! — werden den geliebten Feldherrn schützen. Du und dein Heer, ich und das Meine, wir fegen vereint die schwachen Byzantiner in die See: der Weg nach Byzanz, Byzanz selbst liegt unbeschützt vor uns und wir fragen den Buben auf seinem geleinteten Thron, ob er . . .“ — Aber Stilicho sprang auf: „Nichts! Schweige! Ich muß gehorchen. Ich gab mein Wort.“

Drittes Buch.

I.

Wenige Tage nach der Rückkehr Stilichos mit Flotte und Heer nach Italien, hatte sein Sohn Eucherius in einem kleinen Gemach des Palatiums zu Mailand zwei Freunde gleicher Jugend zu einem jener einfachen „Symposia“ geladen, deren beste Gerichte vierhundert Jahre alt, scherzte einer der Genossen, ein schöner Jüngling mit echtem, scharf geschnittenem Römerkopf und römischer — kurzer und runder — Schur des kranken, tief schwarzen Hares.

„Nun ja,“ meinte der jugendliche Wirt, den kaum berührten Becher zurückschiebend, „ganz so goldschweren Inhalts, von so altrömischem Pomp wie die Verse Vergils sind die deinen nicht, — noch nicht! — mein Claudian: aber die Lyra des großen Mantuaners hat nie seither solchen Widerhall geweckt wie in deiner wohllautreichen Seele.“

„So sagt Rom, der Hof, ganz Italien,“ bekräftigte kopfsnickend der andre etwas ältere Gast, ein blonder Markomanne. „Ihr denkt jetzt, was versteht der Barbar von unsern Versen? Ich rede auch nur vom Inhalt: vom Heldentum Stilichos, das sie verherrlichen. Und darauf

versteh' ich mich ein wenig, mein' ich." Und er trank einen herzhaften Trunk.

"Das eben ist mein Unglück," sprach Claudian: „der Mann ist zu hoch für meine kurz gewachsene Muse. Nun, was meiner Kunst gebricht: die Liebe, die Treue, die Begeisterung für den Helden muß es ersetzen.“ — „Und sie kann es wahrlich," rief der Sohn, ihm auf die Schulter klopfend. — „Aber mein Dank," fiel der Germane ein, „kann's kaum, ob ich zehnmal für ihn mein Leben ließe!" — „Du hast's erprobt, Held Adalger," rief Claudian, „in mehr als sieben Schlachten.“ — „Ja," sprach Eucherius, „diese Narbe da über die ganze Wange hin . . ." — „Bah, nur ein Hunnenpfeil, der ihm galt, und den ich in der Geschwindigkeit — Schwert und Schild hatten mit andren zu tun! — mit dem Gesicht auffing. Das war ein kleiner Dank für eine große Tat. In Gallien war's, am jungen Rhein: ich hatte schweifende Hunnenhorden nach Kräften abgewehrt, ihnen viele der kleinen zottigen Gäule reiterlos gemacht: sie haßten mich wie nur Hunnen haßen: durch Verrat der hunnischen Söldner auf unsrer Seite griffen sie mich im Schlaf in meinem Zelt, schleppten mich fort und wollten mich lebendig verbrennen: der Feldherr erfuhr's, setzte nach — mit gar schwacher Schar, — hieb mich heraus, mit dem eigenen Schwert! — als sie mich schon auf die Hürde geworfen hatten. Ein Schwirrgewölk von Pfeilen — nun, ich fing auf, was ich konnte! — Aber lieber hör' ich solch Gezisch als das der Worte in dem Palatium zu Byzanz, wo Claudian und ich in den letzten Monaten die Sache des Helden vertreten sollten. Schlecht gelang es uns!" — „Nie mehr geh' ich hin!" rief der Poet. — „Außer er schickt uns! Dann geh' ich in die heiße Hölle der Christen wie in die dunkle Höl meiner Landsleute an der Donau."

„Erzählt doch,“ bat Eucherius, — „noch hab’ ich den Vater nicht gesehn seit seiner Rückkehr! — Wie ging das zuletzt in Byzanz? Ich sollte ja hier den Hof überwachen und rasch melden, was etwa bedrohlich aufsteige an Wettergewölk. Aber ich hatte nichts zu melden, als daß . . .“ — „Honorius die Hühner füttert,“ lachte der Markomanne und trank. — „Ach laß den Spott! Ich muß ihn nächstens wieder lobpreisen,“ klagte Claudian. „Mach’ mir das Schwere nicht noch schwerer.“ — „Warum tuft du’s?“ schalt Aldalger. — „Weil ich muß! Sonst darf ich auch ihn — ‚den Mann‘ sagt man in ganz Italien — nicht mehr loben. Wenigstens nicht mehr vor den Leuten: und das will, das muß ich doch! Der Imperator ist eifersüchtig und meinte jüngst — ein gar schöner Mund hat mich gewarnt! — man müsse die Lyra zerbrechen, die länger den Diener lobe als den Herrn.“ — „Honorius loben!“ erwiderte der Germane. „Ist schwerer als Saul dem Mauren vorreiten.“

„Aber sagt endlich,“ mahnte Eucherius, „was hat den Umschlag in Byzanz bewirkt?“ — „Jedenfalls,“ schalt Aldalger, „das Rauschen eines Weibergewandes und das Bischen einer Weiberzunge.“ — „Die Imperatrix war in Ungnade gefallen beim Imperator.“ — „Rufinus, ihr alter Feind, hatte wieder einmal dessen Ohr.“ — „Sie sollte gefangen gesetzt werden im Meerturm am Bosporus.“ — „Da kam sie plötzlich zurück — unerwartet . . .“ — „Überraschte Arcadius zur Nacht, in seinem Schlafgemach . . .“ — „Sie ist ja zauberhaft schön! . . .,“ meinte Aldalger. — „Am andern Morgen führte sie ihm einen chaldäischen Sterndeuter zu, der in derselben Nacht in den Plejaden gelesen hatte . . .“ — „Stilicho sei des Imperators gefährlichster Feind . . .“ — „Eudogia aber werde in neun Monden einen Sohn gebären . . .“ — „Die bisher

Kinderlose!" — „Der werde Westrom, wie Ostrom beherrschen als der größte Imperator seit Trajan.“

„Und das hat Arcadius . . .?“ zweifelte Eucherius. — „Alles geglaubt!“ — „Wird aber das Kind nicht geboren?“ — „Es wird geboren oder sonst beigebracht, verlaß dich drauf!“ — „Oder wird's ein Mädchen?“ — „Es wird ein Knabe,“ meinte der Germane. — „Und jedenfalls sind neun Monate Herrschaft gewonnen.“

„Und darum, deshalb meines Vaters Mißhandlung?“

„Ja, weiß Gott, — oder vielleicht genauer der Teufel!“ — zürte Aldalger, „was die schöne Walandine gegen ihn hat!“

„Vielleicht wollte sie durch ihn Rufinus stürzen . . .“ — „Beider gemeinschaftlichen Feind . . .“ — „Und so das Ostreich beherrschen: und das schlug ihr irgendwie fehl.“ — „Aber wer errät ein Weib! Gleichviel: Byzanz ist fern,“ tröstete der Markomanne: „von dort aus kann sie ihm nicht schaden.“

„O doch,“ seufzte der Sohn. „Denn sie hat sich hier gegenwärtig gemacht — durch den gefährlichsten ihrer Anhänger.“ — „Nicht Olympios doch?“ rief Claudian. „Sag' nein!“ — Aber Claudian fiel kopfnickend ein: „Olympios! Er soll fortan dauernd den Hof von Byzanz d. h. die Sache der Basileissa hier vertreten.“

„Ich ward schon gewarnt vor seinen Ränken,“ bestätigte Eucherius. — „Ei gewiß durch das schönste Weib des Erdballs,“ rief Claudian. „Die Herrliche ist dir gar sehr gewogen.“ — Eucherius errödete über und über: „Wohl mehr noch dem Poeta.“ — „Sie macht alles verrückt, was Bart trägt,“ lachte Aldalger.

„Die Edle weiß,“ erwiderte Eucherius, „was mein Vater für das Reich bedeutet, was ihr Bruder ihm zu danken hat. Deshalb sucht sie ihn in jeder Gefahr zu schützen und . . .“ —

„Und ein wenig Eifersucht ist auch dabei,“ lächelte der Germane. „Manche Leute rühmen nicht sie, rühmen die Merowingin das schönste Weib beider Reiche. Das trägt Jungfrau Placidia schlecht.“ — „Die Feuerhaarige ist zwar eine barbarische Schönheit,“ nickte Claudian: „aber sie steht kaum zurück hinter unsrer Herrin.“ — „Das kann ich mir nicht vorstellen,“ meinte Eucherius. — „Ja freilich,“ lachte Adalger, „das Auge der Liebe ist blind für andre Schönheit und man weiß, man weiß . . .“

Aber Claudian winkte ihm zu schweigen: — er kannte des Freundes mädchenzarte Scheu — und lenkte ab: „Eucherius, du solltest deine Mutter warnen. Allzuviel hört sie auf die Bischöfe, allzuviel teilt sie den Priestern mit.“ — „Meine Warnung würde nur reizen, erbittern, nichts bessern.“ — „Sie sind meines Vaters schlimmste Feinde: sie halten dich für einen Heiden, den ‚Mann‘ für einen Ketzer, einen Arianer.“

Der Sohn suchte die Achseln: „Soll der Vater — neben seinen übrigen Sorgen, — auch noch, wie sie täglich verlangen, die Ketzer verfolgen?“

„Die Ketzer?“ rief Adalger. „Ei, wir Germanen alle in seinem Dienst, der Kern seines Heeres, sind Arianer, Ketzer, wenn nicht — wie ich — Heiden. Soll er seine treuesten Helfer, seine einzigen Stützen verfolgen?“

„Das wollen die Priester,“ meinte Eucherius. „Im engsten Bunde mit den Senatoren, den alten ‚Quiriten‘, wie sie selbst sich nennen.“ — „Ach, leider ohne jedes Recht!“ klagte der Poet. — „Ja, ja,“ nickte Adalger. „Das sind die Heraclianus . . .“ — „Carinus vor allen! Ihnen sind wir Germanen ein Greuel, den sie am liebsten austilgen möchten von der Erde. ‚Fort, bepelzter Barbar, hinaus!‘ scholl es mir neulich entgegen in Rom, als ich der Kurie eine Botschaft des Mannes überbrachte.

Als ich aber an den Scramasachs griff, da verstunnte das Geschrei."

"Freunde," sprach da tiefen Ernstes Claudian, "daß ich's nur gestehe: — es gab eine Zeit, da dachte, viel mehr da fühlte ich ebenso. Ich war noch sehr jung, ich kannte nicht das Leben, nur die Bücher: die Bücher der großen Alten: ich wollte da fortfahren, wo Cäsar, wo Augustus aufgehört, fortfahren mit der Verachtung der Barbaren. Aber seit ich die Gegenwart, die Wirklichkeit, seit ich ihn vor allen kennen gelernt, hab' ich auch lernen müssen: ihr seid dem Reich längst unentbehrlich geworden: ihr seid" — er lächelte fein — "ein höchst notwendiges Übel, ihr Germanen!" — „Oho," lachte der Markomanne. — „Und manche von euch," fuhr der Poet fort, „manche von euch sind sogar ein höchst notwendiges, ein unentbehrliches Gut geworden von wegen eurer Kraft und Treue."

II.

In der gleichen Nachtstunde gewährte der Imperator in einem abgelegenen kleinen Gemach desselben — vieleräumigen — Palastes Gehör vier Männern, die dringend im Namen von Kirche, Hof, Senat und Heer von Rom um geheime Unterredung gebeten hatten: — geheim zumal vor dem Magister militum. Schon seit mehreren Tagen hatten sie unermüßlich, durch wiederholte Ablehnung nicht verdroffen, diese Bitte, ja Forderung wiederholt. Lange Zeit sonder Erfolg. Der Imperator, unter dessen indischen und persischen Prachthühnern eine Seuche aus-

gebrochen war, hatte ganz andre — nähere — Sorgen als um Kirche, Hof, Senat und Heer von Rom.

Seine angeborene und liebevoll gepflegte Gedankenträgheit hatte seit Jahren ganz erheblich zu Stilichos Machtherrlichkeit beigetragen, auch zu Placidias Herrschaft über Hof und Palast: was sollte er sich mühen mit anstrengenden oder langweiligen Geschäften, welche diese beiden „faßt“ ebensogut, — meinte er — wahrnehmen konnten wie er selbst? Aber freilich fand diese Trägheit ihr Gegengewicht in einer unberechenbaren Eifersucht bezüglich seiner imperatorischen, über alles Irdische erhabnen Majestät: sein Wille, wenn er einmal — ausnahmsweise! — einen faßte oder sich zu fassen in den Kopf setzte, sollte in allen Stücken oberstes Gesetz sein: wehe dem, der dann seinen grenzenlosen, oft kindischen Eigensinn kreuzte!

Gelang es den Feinden Stilichos oder der schönen Schwester, diese Eifersucht geschickt zu wecken, so machte der halbstarrige Schwächling wenigstens immer wieder einen Versuch, die Herrschaft jener beiden überlegnen Geister und Willen abzuschütteln. Oder doch in kleinlicher Bosheit des Trostes in irgend einer unerheblichen — und mühelosen! — Sache ihnen zum Tort, nun gerade nicht nach ihren Wünschen und Ratschlägen zu handeln, sondern — zur Abwechslung — nun auch einmal ihren Widersachern zu willfahren. So war es heute ergangen.

Er hatte sich schon bei dem — jetzt täglich zweimaligen — Besuch in dem Hühnerhof über seine „herzliche“ Schwester geärgert, die — gegen ihre sonst vortrefflich gespielte Teilnahme an allen Familienereignissen in der Federvieh-Gesellschaft! — heute Zerstretheit, — „herzlose Gleichgültigkeit“, grockte der Bruder — nicht ganz verhüllen konnte. Sogar als der oberste Europalatii tieferschüttert das plötzliche Ableben der kaiserlichen Lieblings-

henne — Roma hieß sie und folgte auf diesen Namen! — meldete und die heftige Kollision ihrer jüngern Schwester — Byzanz, — teilte Placidia nicht den laut klagenden Schmerz des Imperators, sondern sah, in Träumerei versunken, die dunkelschönen Augen halb geschlossen, sehnend vor sich hin wie in weite Ferne.

„Was hat sie wieder zu sinnem und planen?“ dachte er erbittert und strich über das schwache zurückfliehende Kinn mit den kärglichen Bartstoppeln. „Nun warte, du sollst auch nicht alles durchsetzen, was dir gefällt. Und ei, ich habe ja, was sie ärgert,“ lachte er hämisch vor sich hin. Erboßt kehrte er mit ihr aus dem Hühnerhof in das Palatinum zurück; er lehnte sich bei jedem seiner müden Schritte die Marmorstufen hinauf auf den vollen Arm der viel höher gewachsenen Jungfrau. In dem Saale, der die Flucht der kaiserlichen und der Frauengemächer trennte, nahm er zärtlich Abschied: sie ertrug seine drei Küsse auf Stirne, Mund und Nacken wie stets mit schwer verhaltenem Widerstreben: — dann wandte er sich und schien in sein Ruhigemach schreiten zu wollen. Aber plötzlich blieb er stehen: „Goldne Schwester, beinaß vergaß ich's — ich habe freudige Nachricht für dich.“

Sie kehrte sich — mißtrauisch — ihm wieder zu: „Du — du hast heute Briefe erhalten: aus Byzanz, nicht?“ sprach sie, scheinbar gleichgültig. — „Sieh, sieh,“ grinste er, die kleinen Augen blinzend zusammenkneifend, „wie gut du bedient bist, wie rasch unterrichtet von allem, was vorgeht im Palast!. Besser und rascher als der Imperator. Nun, da weißt du wohl auch, was die Briefe melden?“ — „Wie sollte ich?“ — „Dann bereite dich auf frohe Überraschung.“ Er trat ihr nun wieder einen Schritt näher und sah ihr scharf ins Gesicht: „Schwägerin Eudogia kommt nächsten auf Besuch.“

Er weidete sich an ihrem vergeblichen Versuch allerlei Aufregung zu verhüllen. „Welche Freude, eh?“ — „Weider vermag ich diesen Freudentag . . .“ — „Ich, Wochen, Monate!“ — „Nicht zu teilen. Ich reise, bevor sie eintrifft.“ — „Wie?“ schien er zu staunen. „Du liebst sie nicht? Aber du kennst sie ja gar nicht! So wenig wie ich. Sie muß sehr schön sein, alle sagen's,“ schloß er lauernd. — „Ich kann sie nicht bewundern helfen.“ — „Warum?“ — „Ich kann nicht mit ihr im Palaste weilen. Sie würde — als Kaiserin — den Vortritt verlangen.“ — „Gewiß,“ lachte er verschmüht.

Nun brach es hervor: „Die Barbarin! Das vergeißelte, hergelaufene, fränkische Rothaar! Ich bin des großen Theodosius Tochter: ich weiche ihr nicht. Ich verbanne mich selbst aus meines Vaters Haus und dem meines — so zärtlichen! — Bruders.“ Und stolz rauschte sie hinüber in ihre Gemächer.

III.

Betroffen, ja erschrocken blieb er stehen: sogar einige Röthe stieg in die wachsbbleichen, fahlen Wangen: „Ich, so weit hatt' ich es nicht treiben wollen! — Aber welche Herrschsucht! Welcher Trotz! Welche Hoffart! Wie ist sie gewöhnt, jede Laune durchzusehen! Hei, wenn ich nur jetzt noch wüßte, was sie beißend ärgert!“

Da brachte einer der Brieffklaven auf goldner Schale ein Schreiben, überreichte es kniefällig und glitt hinaus. Mit vor Ärger noch zitternden Fingern riß er es auf: „Ah, dieselbe Bitte um geheimes Gehör. Viermal hab'

ich's verweigert: — auf ihren Rat, auf ihr heftig Drängen. Denn sie hält es immer mit meinem — lieben — Doppelschwiegervater! Nun warte, stolze Placidia, warte. Jetzt laß ich die Männer vor."

So war es gekommen, daß die Feinde Stilichos wider Erwarten ihr Begehren erfüllt sahen: wenig ahnten sie, welchen Ursachen sie diesen Erfolg verdankten. Während sie in einem goldstarrenden, ambradustenden, schwach erleuchteten Gemach des Kaisers warteten, erörterten sie untereinander die überraschende Wendung. Der Älteste, Bischof Venerius von Mailand, ein Greis, aber von ungebrochener Kraft, mit scharf geschnittenen Zügen und funkelnden Augen, flüsterte: „Danken wir Gott dem Herrn, der den Ketzerfreund aus Palast und Stadt entfernt hat. In seiner Nähe hätte der Imperator uns nie vorgelassen.“ — „Ja,“ meinte Heraclian der Präfekt, „den fürchtet er mehr als Franken, Goten und Hunnen.“ — „Ich hatte schon auf die Unterredung ganz verzichtet und einen schriftlichen Bericht an ihn aufgesetzt,“ meinte Olympios. „Aber er ließt ja nichts als Hühnerbücher.“ — „Raum Gebetbücher,“ seufzte der Bischof. „Da lob' ich mir Tochter Serena.“ — „Wo mag der Ketzer weilen?“ — „Er mustert die Besitzungen im Osten, gen Ravenna hin,“ erklärte Carinus der Legat. „Selbstverständlich lanter Barbaren.“ — „Ja, wohl, Goten aller Stämme, und andre Germanen. Dann Alanen, Hunnen,“ grollte der Präfekt. „Römern vertraut er ja römische Festen nicht mehr an. Beim Genius Roms! So geht es nicht mehr fort. Tut der Imperator auch diesmal nicht nach unsrem Willen . . .“ — „So wisset ihr nun,“ fiel Olympios ein, „aus meinem Munde, daß Arcadius, daß Eudoxia vor allem stets hierzu bereit ist.“ — „Ja,“ seufzte der Bischof. „säßen doch diese beiden auf den Thronen hier! Arcadius ist ein gehorsamer Sohn der

heiligen Kirche; das zeigt die Bestrafung aller Ketzer in seinem Reich, zumal der Arianer.“ — „Wohl!“ sprach Heraclian, „kann der jüngere Sohn des Theodosius sein Scepter nicht gegen die Faust eines Barbaren schützen, mag es der Ältere ergreifen und . . .“ — „Ich denke noch nicht an dies Letzte,“ meinte der Legat. „Mag Honorius auf dem Thron bleiben, beherrscht von seiner prächtigen Schwester . . .“ — „Und deren tapferem Gemahl Carinus“ flüsterte ihm Heraclianus zu. — „Fallen muß nur der Vaudale, der verkappte Freund des Gotenkönigs,“ fuhr jener fort. „Aber still — der Imperator.“

Nachdem sich die vier Männer von der Prothyese erhoben, ließ sich Honorius auf dem mit Byßos bedeckten Elfenbein-Stuhl nieder, an dessen Rückwand er den immer müden Kopf lehnte: er schien verloren zu gehn in den weiten Falten seines Purpurgewandes. Eine Weile musterte er schweigend die Harrenden: ein häßlich höhnisch Lächeln spielte um die eingeknickten Lippen, als er begann: „Wenn ihr vier geheim reden wollt, dann weiß ich, von wem ihr reden wollt: von ‚dem Mann‘, wie die dummsprechenden Leute sagen: denn offen wagt ihr nicht, ihn anzuklagen.“ — „Doch, Imperator!“ sprachen alle vier wie aus einem Munde. — Honorius stuzte: „Das ist was Neues. Dann gab die Furcht vor ihm euch den Mut gegen ihn.“ — „Nein, in Christo geliebter Sohn,“ erwiderte salbungsvoll der Bischof. „Sondern die heilige Kirche kann es nicht länger ertragen, daß die gottverhassten Arianer, die Germanen . . .“ — Aber der Augustus winkte verbrießlich mit der Linken ab: „Laß das gut sein, Venerius! Ruhme Serena, dein Sprachrohr, predigt mir das täglich zur Genüge. Die Törrin! Sie sägt emsig an dem Ast, auf dem ihr Gatte sitzt. Glaubst du, ich behielte diese

Pelztiere, könnt' ich sie entbehren? Vielleicht kommt ein Tag . . . — Was hast du für Schmerzen, Olympios?“ — „Kaiserlicher Herr, ich durfte dir die Antwort deiner hohen Schwägerin auf deine Einladung . . .“ — „Still! Nicht so laut!“ Honorius blickte ängstlich nach rechts —: in der Richtung von Placidias Gemächern. — „Zu einem Besuch hier bringen. Sie käme ja so gern: aber unmöglich kann sie unter einem Dache weilen mit ihrem Todfeind, dem Verräter, dem Freund des Balten, . . dem Vandalen.“ — Er lächelte spöttisch: „Meine schöne Schwägerin soll sich beruhigen: ich schicke ihn auf Reisen. Er kann dann Placidia begleiten,“ sicherte er vor sich hin. — „Dank! Aber er darf nie zurückkehren in deinen Palast.“ — Da zuckte der Imperator die Achseln: „Vielleicht. Auf Reisen gibt es allerlei Unfälle. Schon mancher Reisende ist nicht zurückgekehrt;“ und wieder lächelte er.

Da tauschten Heraclian und Carinus bedeutungsvolle Blicke und dieser hob an: „Von solchen Zufällen darf das Geschick des Reiches nicht abhängen, oh Imperator. Du mußt Feind und Freund deinen Willen, deinen Herrscherwillen fühlen lassen.“ — Das gefiel dem Männlein in Purpur: „Hm,“ nickte er. „Gut gesprochen, Legat: das Wort verdient Lob und Lohn. Ich schicke dir mein Perlhuhn aus Numidia.“ — Ermutigt fuhr jener nach tiefer Verneigung fort: „Mein Dank, o Herr, sei volle Offenheit. Wir dürfen dich nicht länger schonen: du mußt die ganze Wahrheit hören: du bist groß und stark genug, sie zu ertragen.“ — „Ja,“ fiel der Präsekt ein, „der Senat, alles was echtes Römerblut in den Adern hat, wie ich das Blut der Catonen, alles ist empört, daß dieser Barbar, wie er deine Heere befehligt, . . .“ — „So,“ fuhr Carinus fort, „dem zitternden Senat befiehlt.“ — „Und diese deine Heere . . .“ — „Das heißt alle Römer

darin . . .“ — „Sind reif zur Empörung gegen den barbarischen Feldherrn.“ — Da erschraf Honorius auf seinem Thron. — „Der in allen Stücken seine germanischen Söldner bevorzugt.“ — „Schick' ihn fort,“ drängte Heraclian ungestüm, „aus deiner Nähe . . .“ — „Aus dem Palast!“ — „Aus dem Reich,“ mahnte Olympios.

„Wir verlangen nicht sein Haupt,“ beteuerte mit frommem Augenaufschlag der Bischof, „ist er doch der Gatte deiner Base, der Vater deiner Gemahlin . . .“ — „Aber ein Verräter ist er, der seinen gotischen Freund mehr als einmal entwischen ließ,“ schürte der Legat. — „Die Römer hassen ihn tödlich: wir können nicht einstehen für sein Leben,“ warnte der Präsekt. — „Gerade um sein Leben zu sichern,“ fügte der Bischof bei, „mußt du . . .“

Diese Ausrede, diese Beschönigung schien dem Herrscher einzuleuchten: er nickte vor sich hin. Carinus aber rief ungeduldig und laut: „Ach was! Fort! Fortschicken mußt du diesen Stilicho!“

Da scholl auf dem Marmor der Vorhalle ein schwer dröhnender, hastig nahender Schritt, der Vorhang des Gemaches ward aufgerissen und vor ihnen stand in vollen Waffen, den Kriegsmantel vom Staub scharfen Rittes bedeckt „der Mann“.

„Was muß man mit diesem Stilicho tun?“ fragte er mit rollender Stimme, und trat dicht vor den Römer, der erschrocken zurückwich.

„Vergib, Imperator, mein rasches Eintreten. Aber Eile tut not! Ich treffe soeben ein — Tag und Nacht im Sattel von Ravenna her, — mein eigener Bote. Ich will dich sprechen: du schläfst, lügt man. Ich bringe an dein Bett: es ist leer. Ich suche dich im ganzen Palast: endlich, — dank einem Wink deiner Schwester! — find' ich dich hier versteckt! Mit diesen Verschworenen! —

Mich wollt ihr verjagen, Legat? Mich ersetzen, Präsekt? Und ich bin doch der einzige, der Kaiser und Reich, Senat und Heer — ja und auch die Kirche, Bischof! — noch retten kann — vielleicht! — vor dem drohenden Verderben. In Ravenna erreichte mich die Nachricht: König Marich steht in Italien mit hunderttausend Speeren. Hinweggesetzt hat er am Timabius dein — ‚römisches!‘ — Heer unter Heraclius, Heraclians Bruder, nicht mein ‚germanisches‘, und Marich — hör’ es, Honorius! — zieht auf Rom. Jetzt schicke Stilicho fort!“

IV.

Wild war der Schreck, ratlos die Verwirrung, welche die Botschaft verbreitete in dem Kaiserpalast. Und von dem Hof aus wirkte die Bestürzung auf alle Kreise der Stadt, bald ganz Italiens. Zumal die Kirche bangte um das Leben ihrer Priester, die Sicherheit ihrer schon damals reichen Schätze an Schmuck und Gerät: denn die Goten waren zwar Christen, aber Aheer, Arianer, und man hatte alle Ursache, Wiedervergeltung der Verfolgung ihrer Glaubensgenossen in beiden Reichen zu befürchten. Gemeinsame Gebete in den Basiliken, öffentliche Bittgänge auf den Straßen und Plätzen, Gelübde für die heilige Dreieinigkeit, welche ja die Arianer mit der Göttlichkeit Christi leugneten, für den Fall der Abwehr dieser ihrer Feinde, Gaben an alle Heiligen wurden gehäuft. In Mailand stieg die Angst vor den Barbaren und zugleich die religiöse Erregung so hoch, daß die Zuschauer wie die

Veranstalter der betenden, psallierenden, Rauchfässer schwingenden Umzüge in Verzücung, in Raserei, in Selbstzerfleischung gerieten.

Da verbot sie „der Mann“: seine Germanen, teils Arianer, teils Heiden, trieben die trotz des Verbotes fortgesetzten Umzüge mit Gewalt, mit den Speerschäften auseinander; auch in der Basilika von Sankt Ambrosius: dabei floß Blut: furchtbar blutig sollte dies dereinst den „Heiligtumschändern“ vergolten werden: einstweilen sprach Erzbischof Venerius den Bannfluch „über alle hieran schuld Tragende“.

Aber auch die Verehrer der alten Götter Roms, deren es in den senatorischen Häusern noch gar viele gab, riesen in ihrer Angst die alten Helfer an: kaum bemühten sie sich, die längst seit Constantins (und seit Julians Tod wieder) verbotenen Opfer für Jupiter-Stator und Mars Repulsor zu verbergen, deren Duldung die Christen, deren Unterdrückung die Heiden Stilicho zu schwerem Vorwurfe machten. Sogar der eigene Sohn eilte erregt zu ihm und forschte: „Ist es wahr, Vater? Ich will's nicht glauben! Du hast Befehl gegeben, die Sibyllinischen Bücher nie wieder zu öffnen? Sonst würdest du sie verbrennen! Das altehrwürdige Heiligtum Roms! Die Offenbarung seiner Götter!“

„Ich würde auch die Bibel verbrennen lassen, schadete sie dem Reich. Die Heiden haben in diesen Tagen zu Rom aus jenen Blättern den Sieg Marichs, seinen Einzug in die Stadt herausgelesen und in allen Städten Italiens verkündet: das hat die schmachvolle Angst deiner geliebten ‚Alt-Quiriten‘ zur Verzweiflung gesteigert: haufenweis entlaufen sie den Kohorten, die ‚echt-latinischen‘ Helden, mit welchen allein die Carius und Heraclian die Barbaren zurückzujagen sich berühmten. Wahrlich, Honorius, Rom

und das ganze Westreich wären verloren, hätte ich nicht die gehassten germanischen Söldner, die heidnischen Markomannen und Alamanen, die keiserischen Heruler und Rugier. Allein ich habe ihrer nicht genug im Lande: ich muß ihrer noch viel mehr herbeiholen.“

„O Vater, das werden dir die Römer nie verzeihn!“

— „Sie werden! Denn sie sehen sich lieber gerettet durch Barbaren als zu Grunde gerichtet durch andre Barbaren.“

— „Aber woher willst du . . . ?“ — „Ja, das ist das Schwerste an der Sache. Ich muß fort: noch heute.“ —

„Jetzt? Da ganz Italien vor Angst vergeht? Wohin?“

— „Über die Alpen.“ — Eucherius erschrak. — „Nach Gallien, Rätien, Noricum. An den Rhein, an die Donau. Dort stehen viele Tausende meiner besten Söldner.“ —

„Lauter Germanen! Und sie willst du abrufen von jenen stets bedrohten Grenzen? Gerade jetzt sollen wieder die grimmen Sueven, die raschen Franken unter ihren Königen . . .“ — „Ja, sie sind wieder einmal eingebrochen, die wilden Helden. Aber laß sehen, ob ich sie nicht aus Angreifern Galliens zu Verteidigern Italiens machen kann.“

„Vater! Du bist kühn bis zur . . .“ — „Berwegenheit. Ja. Aber hier ist die Berwegenheit die wahre Klugheit.“ — „Und welche Scharen nimmst du mit zur Bedeckung?“ — „Nicht einen Mann. Ich bedecke mich selbst. Und ihr werdet hier bald jeden Helm brauchen.“ — „Ihr! Ich begleite dich doch?“ — „Nein. Du bleibst und übernimmst mit Abalger — nach meinen Weisungen! — die Verteidigung Italiens, bald vielleicht Mailands. Denn ich besorge, ich kann nicht zurück sein, bevor der schnelle Walte vor diesen Thoren steht.“ — „Und Honorius? Was wird er dazu sagen?“ — „Das ist die Sorge! Aber du meldest ihm meinen Entschluß

erst, wann ich unterwegs bin.“ — „Er wird schelten, klagen, verzagen.“ — „Ohne Zweifel: — alle drei Dinge. Aber du bürgst mir dafür, daß er nicht in seinem Verzagen sich und diese Feste dem Goten ergibt. Hörst du? Das fordert meine Ehre, Roms Ehre. Ich vertraue dir sie an. Und du vertraue deinem Vater, daß er nicht Italien, nicht die Seinen im Stiche läßt: gelobe mir, auszuharren, bis ich zurück bin. Bleib' ich am Leben, komm' ich zu rechter Zeit. Dein Vater bant fest auf dich, bau' du fest auf deinen Vater. Und bekappe meinen besten Jagdfalken, den Greif, den ich schon früher mit in Ga'lien hatte. Ich nehme ihn mit: er kennt den Weg zurück: oft hat er ihn überflogen. Leb wohl, mein Sohn! Auf Wiedersehn — im Siegel!“

V.

Das Erscheinen des Gotenkönigs in Italien bewirkte einen völligen Umschwung der Lage der am Hofe zu Mailand miteinander ringenden Parteien. Kirche, Senat und Römertum im Bunde hatten mit Erfolg die Machtstellung des „keiserischen“, des „barbarischen“ Staatsleiters zu untergraben, die Gunst des Imperators ihm zu entziehen begonnen: jetzt aber vereitelte all' diese Strebungen, machte rückgängig jene Erfolge die in der Seele des Honorius mächtigste Macht: die Furcht. Schon sah er im Geist die dichten Mengen des einwandernden Volkes sich durch die oberitalische Ebene gegen sein Mailand heranwälzen, schon hörte er im Traum das Wiehern ihrer ungezählten Rosse vor den dünn bemanneten Mauern: und nur einen Kiegel

dieser Tore wußte er vorzuwerfen, nur einen Helfer und Retter anzurufen, den Mann, von dem sich seine Gnade eben hatte abwenden wollen: — Stilicho.

Mächtiger denn je war dessen Macht, widerspruchlos ward, willenlos, sein Rat als sein Befehl befolgt. Die Gegner wagten keinen Widerstand, keinen Einspruch beim Herrscher mehr: „es ist, als habe er sich den Angriff des Goten bestellt,“ grollten sie. „Wer weiß, ob er den Freund nicht herbeigeladen, seine Unentbehrlichkeit darzutun? Aber wie dem sei: — jetzt kann nur er schützen.“

Das war die Überzeugung auch der Feinde, selbst der Carinus und Heraclian, die mit Grimm und Beschämung die Fahnenflucht so vieler Römer aus allen Kohorten, aus allen bedrohten Plätzen der Halbinsel erfuhren und die sie in Mailand selbst nur dadurch verhindern konnten, daß sie von dem Gehäkten die Besetzung aller Tore mit den verachteten Germanen erbaten: oft kam es hier zum Blutvergießen, da die Ausreißer sich den Ausweg mit Gewalt zu bahnen versuchten. Der alte Haß, der Römer und Barbaren im Heer unauslöschbar erfüllte, ward in diesen Tagen zu heißen Gluten entfacht: noch hielt die gemeinsam drohende äußere Gefahr den Ausbruch der Flammen nieder: aber bald sollte in diesem Abgrund manch stolzes Haupt versinken, und die vielen Leichen vermochten nicht, ihn zu füllen.

Durch dies schwüle Gewölk der mannigfaltigsten wilden Leidenschaften zuckte nur: plötzlich wie ein greller Blitz die Nachricht von Stilichos Verschwinden, die Eucherius, sobald er den Vater in Sicherheit — d. h. uneinholbar — wußte, am folgenden Tag zuerst dem Imperator allein verkündete. Die Wirkung überstieg alle Befürchtungen.

Honorius raste: niemand hätte dem Schwächling solche Kraft der Wut zugetraut: zuerst schrie er so laut auf, daß

alle in dem Vorfaal Weilenden entsezt hereinstürzten: sie glaubten ihn in den Händen eines Mörders: vor aller Augen warf er sich dann zur Erde, zerriß sein Purpurgewand, raufte sein spärlich Haar und schrie unaufhörlich den Namen des Verräters: „Ah, der Hund! Der undankbare, falsche, niederträchtige Barbar!“ rief er aufspringend. „Nie hab' ich ihm getraut, nicht eine Stunde, seit mein Vater, der große Tor, ihn als meinen Tyrannen über mich verhängt hat. Er verläßt mich! Heimlich! Jetzt, in der höchsten Not! In der Not, in die nur er mich gestürzt hat! Nach Gallien? O nein! Zu dem Goten ist er, seinem Jugendfreund! Natürlich: Barbar zu Barbar! Mit ihm zieht er gegen mich heran! Aber warte nur! Ich habe ja zwei Geiseln! Verhaftet sofort seine Tochter, die Kaiserin, in ihrem Palast. Ergreift und fesselt hier seinen Sohn. Und reitet der Verräter mit dem Goten heran, — werft ihm beider Köpfe von der Linne entgegen.“

Aber seine Befehle wurden nicht ausgeführt: niemand rührte sich: Eucherius blieb regungslos stehen: niemand wagte Hand an den Sohn „des Mannes“ zu legen: auch Olympios nicht, der schmerzlich unter den Anwesenden Carinus und Heraclian vermißte. Und bevor der Wütende das Gebot wiederholen konnte, legte sich eine weiße Hand auf seine Schulter.

„Placidia! Schwester! Weißt du . . . ?“

„Mehr als du, Bruder. — Denn ich weiß,“ — flüsterte sie jetzt leis in sein Ohr — „daß du verloren bist, süßt du dich nicht, weiß, daß Adalger alle Germanen vor den Palast berufen hat — zur Waffenschau! — sieh, durch jenes Fenster kannst du ihre Speere blitzen sehn auf dem Forum Marc Aurels — berufen, gerade zu der Stunde, da Eucherius dir die Nachricht zu bringen ging. Sie gehorchen nicht mehr dir, — versuch' es nicht! —

nur Adalger. Gib nach! Oder sofort heißt der Imperator des Westreichs: — Eucherius!“

Er erbleichte: erschrocken wich er einen Schritt zurück. „Danke, schöne Schwester,“ erwiderte er leise. Dann rief er: „haltet ein!“ (— kein Mensch hatte daran gedacht, nicht einzuhalten! —) „meine Schwester . . . sie hat das Mißverständniß aufgeklärt. Ich hatte vergessen — . . . mein Kopfschmerz wirkt oft so — der Magister militum verreiste ja mit meiner Erlaubniß: bald kehrt er zurück zu unserer Hilfe.“ Und er sank in sein Schlafgemach.

Olympios aber eilte zu Carinus, der die Römer der Besatzung zu einer Art Gegen-Waffenschau am Thor des Constantin versammelt hatte: — wenige und mutlose Kohorten. Er erzählte ihm alles und beruhigte den Erbitterten: „Sei getrost! Diesmal hat Adalger mit seinen Barbaren das rollende Rad des Verderbens noch gehemmt. Aber aufgedeckt hat uns diese Stunde den abgrundtiefen Haß, den Neid, das Mißtrauen des Imperators gegen den Vandalen: diese Entdeckung ist unbezahlbar! Es kommt der Tag, da Adalger und seine Bepeitzten nicht schützend zwischen ihm und jenem Haße stehn: ja:

„Einst wird kommen der Tag, da die Macht der Barbaren dahin sinkt, —

Stilicho selbst und der Schwarm der lanzenkund'gen Germanen!“

VI.

In derselben Stunde stand Eucherius vor der Kaiser-schwester in deren Empfangsaal: seine Wangen glühten, seine Augen leuchteten. „Placidia,“ schloß er seine warmen

Worte, „Zauberin, nicht weiß ich, welche magischen Worte du ihm zugeflüstert — sind doch magisch alle deine Worte! —: aber das weiß ich, du hast die Schwester, mich, hast des Vaters Machtstellung gerettet. Wie soll ich dir danken?“

„Gar nicht,“ lächelte sie, sich auf der Kline ein wenig aufrichtend. „Denn erstens hab’ ich es nicht für euch getan, sondern für mich. Sollte gar kein Schirmwall mehr stehen zwischen mir und dem wilden Werben dieses Carinus?“

„Ich hasse ihn,“ knirschte der Jüngling. — „Er dich noch mehr, verlaß dich drauf! — Und zweitens: der einzige Dank, den ich annehmen würde — gern annehmen! — wäre das Kaiserdiadem, mir dargereicht von Imperator — Eucherius.“ — „Placidia! Welcher Frevel! Treubruch!“ — „Siehst du, wie du erschrickst beim bloßen Gedanken? Und dieser Zaghafte gibt vor, — bildet sich wirklich ein, — Placidia zu lieben! Der schöne Gote hätte heute nicht gezögert, hätte er sechstausend Germanen vor dem Palast des Honorius geschart gehabt. Geh’, tugend-samer Jüngling! Heute könntest du mit einem Griff diese Hand greifen, und den Purpur. Du hast die Stunde ver-säumt: nie kehrt sie wieder. Geh!“

Während er gesenkten Hauptes hinausschritt, sprang sie ungestüm auf, reckte sich hoch, hob beide Arme empor und sprach: „Nun eile dich, goldblo diger Atauf! Byzanz war zu fest, Stilicho zu nah: Mailand aber ist nicht so fest und Stilicho ist weit. Ich harre dein: — mit oder ohne Purpur, komm!“

VII.

Und alsbald schien es wirklich, der blonde Ataulf werde demnächst durch das zertrümmerte Thor von Mailand reiten. Unaufhaltsam war das Gotenheer, vortrefflich gerüstet aus den byzantinischen Waffenhäusern in Epirus, die Marich als *Magister militum per orientem* waren übergeben worden, über die Julischen Alpen in den Nordosten der Halbinsel eingedrungen auf altvertrauten Wegen: wiederholt hatte sie der Balte im Kampfe gegen Aunmaßer wider Theodosius sieghaft durchzogen. Diesmal hatte er am Timavus, dem alten Grenzfluß Italiens, ein römisches Heer geschlagen, den Übergang durch Gefecht erzwingend, und nun über Aquileja, Treviso, Vicenza, das starke Verona nördlich umgehend, am Südufer des Gardasees dahinziehend, die Adida erreicht. An deren rechtem Ufer schlug er Lager bei den „Altären des Mars“: hier ließ er den größten Teil des Fußvolks rasten, sowie die gewaltige Menge des wehrunfähigen Volkes, die auch diesmal die Beweglichkeit des Heeres schwer hemmte. Diesen Scharen vertraute er die Bewachung der einzigen Brücke über den Fluß an, während er mit den andern Tausendschaften des Fußvolks und Ataulf mit seinen raschen Reitern an der Spitze den Zug auf Mailand eilig fortsetzte. Kein Feind trat ihnen noch im freien Feld entgegen.

Eucherius und Adalger befolgten treulich den Befehl des scheidenden Feldherrn, die einzigen tüchtigen Truppen, die germanischen Söldner, in Mailand zur Verteidigung dieser Stadt und der Person des Kaisers beisammen zu halten. Carinus, dem es an Mut nicht gebrach, wagte mit seinen römischen Kohorten einen Ausfall gegen die Heranziehenden, ward aber von den gotischen Reitern

raich und blutig zurückgeworfen: er selbst, durch Schild und Panzer hindurch verwundet von dem Wurfspieß Ataulfs, — starker Haß hatte ihn beschwingt — wäre der Gefangennahme nicht entgangen, hätten ihn nicht Saul und Goar, die Alanen, und Sarns der Balte, die zur Aufnahme der Fliehenden aus den Toren brachen, herausgehauen.

Das Gerücht übertrieb alsbald, je weiter es sich von dem Schauplatz entfernte, die Bedeutung dieser Schlappe: groß war und größer ward von Tag zu Tag der „gotische“ wie weilaud der „kimbrische“ Schreck. In Rom fürchtete man, demnächst Marich sein Roß im Tiber tränken zu sehen und flüchte ängstlich die Mauern, die dereinst Aurelian erneut hatte und im nächsten Jahrhundert Belisar gegen König Vitichis verstärken sollte.

Der Senat beriet bereits die Flucht nach Sardinien, nach Korsika: mit Mühe hielten einige Mutigere wie Heraclian und Symmachus die verzagenden Väter zurück: durch das Westreich und durch das Ostreich flog das Gerücht, Honorius sei in dem eroberten Mailand gefangen, Rom genommen.

Allein Marich konnte weder, Mailand und Ravenna mit ihren Besatzungen im Rücken lassend, auf Rom ziehen noch Mailand ohne weiteres mit stürmender Hand nehmen: die sturmfreie Feste forderte regelrechte Belagerung: für diese aber fehlten dem Wandervolk die Belagerungswerkzeuge jeder Art, die Mauerbrecher, die Katapulte, die Torspalterer, die Skorpione und Ballisten, um die Zinnen von Verteidigern säubern zu können, die hohen, fahrbaren Türme, um die Wälle zu überhöhen und Fallbrücken auf deren Kronen niedergleiten zu lassen, die Schutzdächer, aus Brettern, Flechtwerk, Hürden, Drahtgittern zusammengefügt, um darunter die den Toren und Mauern nahenden

Minierer und die Bediener der Sturmmaschinen zu bergen gegen die Wurfsanzen, Pfeile, Steine, Feuerbrände und Güsse von heißem Öl oder Wasser, die von den Zinnen auf sie herabregneten.

Und wie die Bezwingung fester Plätze damals immer noch — wie übrigens noch Jahrhunderte später — die schwächste Seite germanischer Kriegführung war, so gebrach es den Goten zumal an kundigen Werkmeistern für Herstellung so kunstreicher Maschinen: sie waren dafür angewiesen auf die wenig zahlreichen Handwerker unter den Gefangenen, die sich an solche Geräte verstanden und die nur gezwungen, deshalb schwerfällig und äußerst langsam arbeiteten, auch wohl absichtlich Fehler scheinbarer Fahrlässigkeit begingen, welche dann die Leistungen von Tagen und Wochen vereitelten.

Ungebuldiger noch als Alarich ertrug Aetius dieses Zögern. Des Königs Trost, schließlich werde der Hunger die Ergebung der Belagerten erzwingen, machte ihn ganz zornig: „Wenig eilt dir's!“ schalt er. „Aber mir eilt's: du willst nur den Zämmerling Honorius fangen: — ich aber seine Schwester!“

Und als er einmal bei einem Ritt um die Wälle nahe dem ligurischen Tor Placidia erschaute, die auf der Mauerkrone stand — den Imperator sah man nie auf den Wällen — und, wie er deutlich wahrnahm, ihm huldvoll zunickte, da war der Jüngling nicht zu halten. Er ließ sein Reitergeschwader absteigen und suchte mittels einiger vom Fußvolk hier fertig gestellten Leitern die hohen Mauern zu erklettern, er allen voran. Ein recht ansehnlicher Stein traf seinen Helm und warf ihn von der Leiter. Aber er hatte im Fallen Placidias erschrockenen Wehschrei gehört: — da schmerzte die Wunde nicht. Eucherius hatte Mühe, die Besorgte, die sich ängstlich weit vorbeugte, mit dem

Schild gegen die Pfeile der gotischen Bogenschützen zu decken und von der Wallkrone herunterzubringen. „Sieh,“ sprach sie, „du Weinah-Imperator, dem liegt daran, zu mir zu kommen! Ihn hemmt kaum der hohe Wall. Er kann wirklich nicht zu mir. Jedoch . . .“, zu sich selbst flüsternd, schloß sie . . . „kann ich auch nicht zu ihm? Er ist sehr, ach sehr schön. Wie bligte sein Auge! Aber ruhig, Placidia. Nicht! Noch nicht!“

VIII.

In der Stunde dieses kleinen Gefechts vor Mailand standen in dem Pratorium des halbverbrannten Castrums von Speier Markomer, ein Gaukönig der Uferfranken und Ruthwalt, ein Gaukönig der Alamannen: unfroh blickten sie beide: denn die Hände waren jedem auf dem Rücken zusammengebunden. Lange schwiegen sie, einander abgewandt, jeder zu einem andern Fenster des Cönaculums hinausschauend. Endlich wandte sich der riesige Alamanne dem kleineren Franken zu und sprach: „Nun, Markomer, Markosfrieds Sohn, übler Nachbar, wollen wir nicht Frieden schließen in der letzten Stunde unseres Lebens? Bei Bin! Nach dem Tode können wir doch nicht mehr, wie diese letzten zehn Jahre, darüber kämpfen, ob dieses götterversuchte Römerneß fränkisch wird oder alamannisch.“

„Hast Recht! Aus ist's. Römisch wird's wieder. Oder doch — stilichonisch. Denn, liegt der tot, — welcher Unhold hat ihn plötzlich hergeblasen? — unsere Söhne mögen wieder darum kämpfen, wem es zufällt: denn dann fällt es doch wieder.“

„Wohl: — und mit der Stadt gewinnen sie dann die Gräber ihrer Väter. Denn mir ist, ich sehe die Sonne nicht mehr zu Golde gehn. Unheimlich sind mir die Mienen seiner Schreiber.“

„Ja! Als ich dem einen, der so drohend redete, sagte: ‚ich bin mitten im Kampf gefangen: schwertgefangenen Mann tötet man nicht‘, da lachte mir der Tabellio ins Gesicht: ‚aber Schwurbrüchige!‘ Ja, der Eid! Das ist das Übel! Wohl hatte ich Stilicho geschworen, Ruhe zu halten . . .“ — „Ich auch!“

„Aber nur ihm, von Held zu Held!“ — „Als es nun hieß, er sei gefallen . . .“ — „Im Ostreich, durch den Balten . . .“ — „Da war ich wieder frei von meinem Schwur, bei Wodan, und schlug los.“ — „Auch ich: gegen dich wie gegen die Kohorten.“

„Aber die Römer — auch er! — verstehn das anders als wir: ‚Rom stirbt nicht!‘ erwiderte er, als ich nach der Gefangennahme mein Wiederloschlagen entschuldigte.“ — „Ja! Er kann uns köpfen: — nach seinem Römerrecht. Und er sieht danach aus, als hab’ er’s ernstlich v.“ — „Köpfen!“ meinte der Franke. „Wenn’s das nur ist! Aber einen meiner Ahnen hat ihr frommster Imperator — Constantinus hieß er und im Eisstrom Hells schwimme seine Seele! — den wilden Tieren vorgeworfen in dem runden Haus zu Trier. Das . . .“ — „Das tut der nicht. — Da kommt er.“

Stilicho trat ein, in vollen Waffen, sehr ernstem Angesichts. Ein Centurio folgte ihm und blieb auf der Schwelle stehn.

„Was seh’ ich?“ rief der Feldherr unwillig. „Gefesselt! Könige! Götterentstammte! Wie sie selbst glauben gleich ihren Völkern. Ein Wahn meinst du, Sempromius? Gewiß, aber man soll ehren, was andern heilig. Warum

diese Striße?“ Und er schritt hinzu und durchschnitt sie mit dem Dolche.

„Magister militum, du wolltest sie allein sprechen: sie haben vier sehr starke Arme . . .“

„Glaubst du, ich fürchte sie? Geh, laß uns allein.“

Marcomer rechte die gelösten Arme: „Dank! Das Seil schmerzte.“ — „Mehr noch die Schmach. Dank!“ sprach Ruthwalt. — „Nicht ich, ener Treubruch hat sie euch bereitet. Wohlan, ihr sollt's gut machen. Ich komme, euch dazu zu helfen: denn ich vertraue euch: Ich glaub' euch, daß ihr vermeinet, mir nur für meine Lebtag Ruhe geschworen zu haben und daß ihr glaubtet, ich liege tot vor Byzanz. Jenen Wahn gebt auf: ihr schwört jezt der ewigen Roma. Hört ihr? Versteht ihr? Oder — besser noch! — jezt nicht nur schwören: wir wollen — nach eurer Sitte! — Blutsbrüderschaft schließen: das bindet euch am stärksten. Geht: ihr seid frei!“ — „Stilicho!“ — „Feldherr!“ — „Wie sollen wir dir danken?“ — „Wodurch?“

„Durch Treue. — Wißt ihr, weshalb ich euch starke Reden so leicht — in zwei kurzen Treffen! — bezwingen, fangen konnte? Weil die himmlischen Gewalten euren Eidbruch strafen wollten, weil sie — unsichtbar! — für Rom kämpften. Seid treu — und ihr werdet wieder — wie so oft früher — siegen: aber nicht gegen Rom, für Rom sollt ihr kämpfen. Hört, was ich nur euch vertraue: ich muß heute noch mit allen germanischen Söldnern, die ich hier in Gallien, dann in Rätien, Bindelicien, Noricum aufgerafft, eilig aufbrechen nach Italien, das mein bedarf. Entblößt von Wächtern — schußlos! — laß ich den Rhein und die Donau zurück . . .: doch nun — nicht schußlos. Denn ich vertraue sie — eurer Treue! Ihr, meine Blutsbrüder, sollt mir die Grenzen schirmen gegen schlimme

Nachbarn. — so schlimme wie ihr selbst gewesen seid. Dir, Uferfranke, vertraue ich den Mittel- und den Niederrhein, die Maas und die Mosel: hüte sie gegen die landgierigen Salier, die Merowinger. Du, Alamanne, schütze mir den Oberrhein bis Straßburg, bis Basel gegen deine Stammesvettern, die wilden Eneven. Macht eure Sache gut: an reichem Goldlohn für euch, an Getreide für eure Gauleute soll's nicht fehlen. Holt eure Helme, draußen hängen sie: geht damit zu meinem Onästor Manlius: er hat Befehl, sie randvoll zu füllen mit den neugeprägten Goldsolidi, den Honorianici: 's ist nur einstweilen ein Abschlag. Mehr folgt, führ' ich — in Bälde! — die Kohorten hierher zurück und ersand euch treu. Sprecht offen, ihr Könige, darf ich euch trauen?"

Da eilten die harten Männer auf ihn zu und drückten seine Hände: „Tren bis zum Tod, bei Wodans Speer!“ rief Markomer.

„Bei Ziu, ein Reiding wäre, wer dich tänschte!“ fiel der Alamanne ein.

„Ich glaub' euch!“ — Er trat mit ihnen hinaus in die Vorhalle, wo zahlreiche Heerführer versammelt standen: „Auf!“ befahl er, „auf, meine Tribunen, laßt die Tuba schmettern durch eure Reihn: zum Aufbruch. Eilt! Italien und den Kaiser gilt's zu retten!“

IX.

Wohl hatte der Gotenkönig, da die Werkmeister in seinem Lager noch immer nicht die erforderliche Zahl von Maschinen fertiggestellt hatten, Eilboten nach Epirus ge-

schickt, aus den dortigen kaiserlichen Waffenlagern Ballisten und Mauerbrecher zu holen: aber weder die gewünschten Sendungen trafen ein, noch kehrten die Boten zurück. Und Tag um Tag verstrich und noch immer war kein Sturm auf Mailand möglich. Muthig ritten eines Abends der König und Ataulf aus den Reihen der Vorposten zurück gegen die Abdabücke. Die Märzsonne, die hinter Mailand zu Rüste ging, warf ihre Strahlen schon fast wagrecht über die weite Ebene, die im Osten der Stadt jener Fluß durchzieht. Es war ein friedlicher Frühlingsabend: vor der Feste ruhten die Waffen und der Lärm aus dem Lager des Volkes an der Brücke drang nicht bis zu den beiden Reitern. Die zahllosen Lerchen dieser Landschaft stiegen trillernd, in immer höherem, schraubenförmigem Aufzug in die Luft: ihre silbernen Stimmlein unterbrachen allein die feierliche Abendstille.

Ataulf spornte das Weißroß zu rascherem Gange: „Ich begreife deine Ruhe nicht!“ eiferte er. — „Aber ich begreife deine Unruhe,“ lächelte der König. „Doch hat sie dir bisher nur einen eingeschlagenen schönen Helm und einen angeschlagenen schönen Kopf eingetragen. Placidia . . .“ — „Ah, laß das! — Nein: ich meine, deine Ruhe wegen — Stilichos. Kein Mensch weiß zu sagen, wo er steht: nur gewiß nicht in Mailand! Was er treibt: nur gewiß nichts Gutes für uns. Unbegreiflich, daß er davon ging — wohl ganz aus Italien — wissend, daß wir kamen.“

Marich schüttelte den Kopf: „Nicht unbegreiflich! Mit den Scharen, die er in Italien hat, allein hätte er die Schlacht am Timavus auch verloren — nicht so rasch und so gründlich wie Freund Heraclians Bruder, aber auch! — Er holt sich Helme: allein kann auch er Italien nicht verteidigen.“ — „Schlimm, kommt er zurück, während wir

noch vor Mailand liegen.“ — „Kommt darauf an. — Mir wär's ganz lieb gewesen, hätt' ich ihn daheim getroffen in seinem Italien.“ — „Nun höre! Dann stünden wir wohl nicht vor Mailand.“ — „Aber vielleicht schon viel weiter. Erfuhr er die Absicht, das wahre Ziel meines Zuges, mußte er selbst mir dazu helfen, es zu erreichen. Wenn ihn nicht einer seiner unberechenbaren, unbeugbaren Pflichtgedanken, eines seiner unsinnigen Versprechensworte hemmte. Wenn er kommt und uns nicht gleich ganz maujetot schlägt, — und dazu gehören doch zwei! — viel Blut und Zeit und Arbeit könnt' er sparen. Auf meine wiederholten Anfragen hat er nicht geantwortet. Schriftlich ist so was auch schlecht verhandeln. — Aber sieh, dort hinter den noch blattlosen Reben steigt weißer Rauch empor: eine dünne Säule. Was mag's bedeuten? Woher rühren? Laß sehn!“

Beide sprangen ab, banden die Hengste an zwei junge Olivenbäume, die zu beiden Seiten des schmalen Eingangspfortleins der Weinbergmauer ragten und traten über die Steinschwelle des Rebgärtleins. Es erwies sich als sorgfältig, als liebevoll gepflegt: die mit gelbem, rotem, weißem Sande bestreuten schmalen Pfade glänzten in dem Licht der Abendsonne, die ungehindert durch die noch unbelaubten Weinstöcke, die flach gewölbten, Lauben ähnlichen Rebdächer, die „pontones“, ihre Strahlen über das niedrige Mauerlein herein sandte. Die Rebgänge waren zierlich eingefast durch Rasenstreifen, in denen zur Zeit alle Blumen des italischen Frühlings, buntgereiht, prangten und dufteten: Krokus, Narzissen, Anemonen und Beilchen.

Im Hintergrund des gartenähnlichen Weinbergs stand ein höchst einfacher Altar, aufgerichtet aus einigen alten Marmorplatten, die einst wohl einem reicheren Bau angehört hatten. Der oberste Querstein trug weder ein

Kreuz noch die Büste oder Herme eines Gottes: ein paar Stücke Holz mit dürrer Reifig brannten darauf und ließen in der Windstille des friedlichen Lenzabends eine weiße Rauchsäule fenzengerad in die laue Luft des blauen Himmels steigen. Vor dem Altar kniete ein alter Mann mit silberweißem Haar in unscheinbarem Gewand: er hielt die Arme betend empor in der Haltung, in der man die Götter des Olympos angerufen hatte. Er ließ sich in seiner Andacht nicht stören, als die beiden hohen Kriegergestalten rechts und links an seine Seiten traten und ihn musterten: er sprach sein Gebet zu Ende: unhörbar, kaum die Lippen bewegend: erst als er ausgebetet hatte, erhob er sich — mühsam — und begrüßte die Fremden: verwundert sahen diese in sein Antlitz, das bei offenbar recht hohem Alter keine Falte, aber rosige Wangen wie eines Knaben zeigte.

„Willkommen, ihr Goten, im Namen des Gottes,“ sprach er, sie freundlich anblickend. — „Welches Gottes?“ fragte der König. „Dein Altar ist leer.“ — „Der Gott ist überall, also auch auf diesem leeren Altar. — Darf ich euch mit meinem Wein erquicken? Er ist gut.“

Und ohne die Antwort abzuwarten, schritt er zur Rechten in eine Nebelaube, wo vor einer halbkreisförmigen Holzbank ein Steintisch stand, aus dem gleichen rotbraunen Marmor wie der Altar gefertigt. Er holte unter der Bank drei kleine Hinnbecher hervor und einen irdenen, wohlvergipften Henkelkrug, schenkte ein und tat den Gästen Bescheid.

„Trefflich ist dein Wein,“ sprach Ataulf, „hab’ Dank! — Aber sage, fürchtest du dich denn nicht? Du bist hier, scheint es, ganz allein und rings um dich her tobt der Krieg. Wenn wir dich nun tot schlägen?“ — „Ich lebe schon achtzig Jahre. Das ist genug.“ — „Oder dich ausraubten?“ meinte der König. „Dich und dein Haus-

lein dort hinter den Vorbeerhecken?“ — Der Alte lächelte: „Würdet nicht viel finden! Seht übrigens nicht aus wie Räuber. Erinnert mich an Aber das Alter schwächt.“ Er verstummte und sah an ihnen vorbei weit in die Ferne — : wie in die Vergangenheit. — „Nein,“ lachte Ataulf, „es schweigt leider statt zu erzählen. An was, an wen erinnern wir dich?“ — „An Strataburg, wie sie jetzt sprechen, statt Argentoratum. Und an sieben Könige.“ — „Wie?“ forschte Marich, „du warst am Rhein?“ — Der Alte nickte: „Mit ihm, dem Unvergleichlichen!“ — „Mit wem?“ fragten beide zugleich.“ — „Mit dem Cäsar Julian, meinem Feldherrn, als er sieben Alamannen-Könige zwang. Die sahen aus wie ihr. So seid ihr wohl Könige der Goten?“ — „Schau, Marich! Da hat wirklich der Alte eine lange, lange Narbe am Halse.“ — „Ja, ja, sie hatten gar lange Schwerte. Dieser Streich hatte ihm gegolten: — ich sprang vor und fing ihn auf. Der Gütevolle vergaß es nie. Als er gegen die Perser aufbrach — mein Hals war steif geworden — schenkte er mir dies Gütlein. Lang ist's her. Seitdem hab' ich diesen Garten nicht mehr verlassen: Frau, Sohn, Sohneskinder hab' ich begraben — da drüben neben dem Häuslein: nun hab' ich nur noch den Urenkel: — da kommt er gerade gesprungen: Brot und Milch hat er — gegen unsern Wein — getauscht beim Nachbar — : komm nur herzu, Julian!“

Der schöne Knabe im kurzkrausen schwarzen Gelock, nackt an Armen und Beinen, den Leib nur von braunwolligem Schafwolle bis an die Knie bedeckt, blieb an der Eingangspforte stehen, stellte Milchkrug und Brotkorb nieder und starrte staunend die hohen, in reichem Waffenschmuck prangenden Gestalten an. „Ah, sind das Götter?“ fragte er.

Die beiden lachten: „Solche Schmeichelei bringt Claudian nicht für Honorius, ja nicht für seinen Stilicho fertig,“ meinte Ataulf.

Der Alte aber sprach, mild verweisend: „Es gibt keine Götter. Es gibt nur den Gott.“ — „Den Gott der Christen?“ forschte der König. — Der Alte schüttelte das Haupt. — „Also Jupiter?“ drängte Ataulf — „Nichts von beiden. Seht dort meinen Altar. Er trug einen Jupiterkopf als Constantinus herrschte. Sein Sohn Constantius ließ den Jupiter zerschlagen und durch ein Kreuz ersetzen. Ein Priester des Jupiter unter Julian — wahrlich nicht der Cäsar selbst! — zerschlug das Kreuz und setzte wieder einen Jupiter darauf. Da kamen heidnische Alanen: die glauben nur an den Drachen-Dämon, sie schlugen den Jupiter und den ganzen Altar in Trümmer und trabten weiter. Mich hatten sie nicht gesehen in dem dichten Gebüsch. Ich kroch heraus und baute aus ein paar Marmorplatten einen neuen Altar — meinem Gott.“ — „Und wer ist das?“ — „Der Unbekannte! Der unausdenkbar ist und den ich doch denken muß! Der ewig war und ewig sein wird, wann keine Seele mehr an Jupiter oder an Christus glauben wird. Sonder Anfang, sonder Ende! Ich kann's nicht denken und kann auch nicht lassen, es zu denken. Was der tut, das ist wohlgetan. Aber man kann nicht beten zu ihm, etwas zu erlangen oder abzuwenden: beten ändert nichts. — ‚Glaube doch nicht durch Gebet die Beschlüsse der Götter zu ändern,‘ — so sprach einmal ein Philosoph zu Julian, da der unlässig opferte.“

„Aber auch du hast gebetet, als wir kamen,“ wandte der König ein. — „Nur ein Dankgebet: zu danken drängt mich die Seele dem Gott für alles, was er mir gespendet hat. Freilich mußte er wohl.“ — „Warum?“ fragte

Ataulf. — „Weil er gut sein muß: 's ist sein Wesen so.“
 — „Wenn er dir aber wehe tut?“ — „Dann muß er auch. Er hat nicht Willen, wie die Menschen, die da sprechen, ‚das tu' ich und jenes laß' ich.‘ Ah und sind so wenig frei, wie der fallende Stein, der zu fliegen wähnt gleich dem Adler.“

„Und wie lautet dein Dankgebet?“ fragte Marich.

„Gott ich danke für das, was du mir des Guten gegeben, und für das Üble zumal, welches du von mir gewehrt.‘ So betete mein Cäsar zu seinem unbefiegbaren Sonnengott. Aber den gibt es nicht. Und er fügte ein Bittgebet hinzu: ‚Vater, das Gute verleihe, auch wenn wir nicht darum bitten, aber das Böse versage, läßen wir selber darum.‘ Das war schön: aber sinnlos. Wir müssen uns in den Gott ergeben.“

„Ein beneidenswerter Glaube,“ meinte der König, — „für einen Greis. — Mir aber ziemt's, für mein Volk zu sorgen, zu handeln: ich folge der inneren Stimme, die mich unablässig ruft nach . . . Genug! Du,“ lächelte er, „brauchst ihr ja nicht zu folgen.“ Er legte einen Goldsolidus auf den Tisch. „Für den Wein!“ — „Dies ist kein Wirtshaus. Dich schickte mir der Gott. Gib's den Armen.“ — Mit Beschämung nahm der Gote die Münze an sich: „Soll ich dir nicht ein paar Speerträger schicken, dich Einsamen zu schützen?“ — „Mich schützt der Gott. — Er müßte dann,“ lächelte er, „nur auch noch deine beiden Speerträger schützen.“

Marich reichte ihm die Hand: „Wahrlich, immer noch ein Held!“ — „Des Glaubens,“ fügte Ataulf bei. „Des Unglaubens, würden die Priester sagen.“ — „Brauchst du je etwas, was ich gewähren kann, dir oder deinem Urenkel dort, oder hast du sonst Wichtiges zu melden, so schicke den schönen Buben ins Gotenlager und laß ihn

fragen nach König Marich.“ — „Oder nach Ataulf, dessen Vetter,“ rief dieser im Fortgehn zurück. „Dann soll euch Hilfe werden.“

X.

Aber schon am Morgen, der diesem Abend folgte, war es verschwunden, das Gotenlager an der Abda. Wohl hatte der Balte — in Erwartung der Rückkehr Stilichos — auf allen Straßen, die von Osten und von Norden her auf die Abdabrücke führten, — dem einzigen Übergang über den durch die Schneeschmelze und den Frühlingsregen hochgeschwellten Fluß — stundenweit in seinem Rücken berittene Wachen ausgestellt, die sofort jede Annäherung des Entsatzheeres in das Brückenlager melden sollten, jede Überraschung zu verhüten. Wohl hatte er die wichtige Brücke selbst an ihrer Ostmündung, also im Rücken des Lagers, so stark befestigt, als damals gotische und auch römische Kriegskunst verstand: denn auch Gefangene, — Legionare wie Handwerker — waren hierzu verwendet worden, so daß die aus Felsblöcken und Balken errichtete Schutzwehr nur gar schmalen Durchgang für je einen Reiter gewährte und jedes Eindringen auf die Brücke von Osten her sehr leicht auch von geringer Besatzung abgewehrt werden konnte. Allein alles kam ganz anders als die Goten erwartet hatten. Und dadurch sollte sich jene Sperre des feindlichen Angriffs zu verderblichster Hemmung des eigenen Rückzugs gestalten. —

Marich und Ataulf verbrachten wie gewöhnlich die Nacht nicht in dem großen Volkslager bei der Brücke, bei den Wehrunfähigen, den Herden und Vorräten, sondern

in dem kleinen Zeltlager auf dem Westufer des hier von Nord nach Süd ziehenden Flusses, ganz nahe der Stadt und der Vorhut des Heeres, zumal der Reiterei, bei der langen Reihe der fertig gestellten Belagerungswerkzeuge, hart vor der Porta Cremonensis oder orientalis der vordersten Mauer.

Dem Drängen Aulais nachgebend hatte der König — noch an jenem Abend — darauf verzichtet, die Zahl der gewaltigen Maschinen noch zu mehren und beschloffen, am folgenden Tag mit allen verfügbaren Tausendschaften den Gewaltangriff auf den Ostwall zu unternehmen: deshalb waren bei Einbruch der Dunkelheit die Geschütze und die Sturmbächer schon so nah an die Mauer geschoben, als die Vorsicht irgend verstattete. Mitten unter diesen seinen mühsam hergestellten, riesigen Holzbauten hatte der König für diese Nacht sein Lederzelt aufschlagen lassen. Früh in der Nacht hatte er befohlen, die Fener zu löschen, den Schlaf zu suchen, die Kräfte für den kommenden Tag zu stärken. So war es nun still geworden in dem Lager: nur das Wiehern eines Rosses, das Klirren einer Waffe, das Aufschlagen eines wachsamem Hundes unterbrach zuweilen das tiefe Schweigen der dunkeln, mond- und sternenlosen Nacht, deren Gewölk heftiger Westwind immer wieder zusammenballte.

Plötzlich aber — Mitternacht war vorüber — bellten alle Lagerhunde grimmig: nicht gegen die Stadtmauer zu — rückwärts, gegen den Fluß: aber nicht in der Richtung der Brücke, viel weiter südlich, flußabwärts. Die Wachen eilten darauf zu: aber sie kamen nicht weit: kaum hatten sie die südöstlichsten Zelte erreicht, als sie überritten zu Boden lagen: und brausend ergoß sich eine Flut von Reitern in das völlig überraschte Lager. Der Schreck, das Entsetzen, die Verwirrung vermehrte noch das Grauen-

volle, daß der Überfall in fast völliger Dunkelheit geschehen war: erst innerhalb des Lagers tauchten jetzt einige Reiter mit Fackeln statt mit Speeren in den Händen auf.

„Stilicho!“ rief der König bei dem ersten Schrei, der ihn weckte. „Das ist Stilicho.“ Er faßte das Schwert, ließ alle Schutzwaffen liegen und stürmte vor das Zelt. Hier traf er auf Ataulf, der, schon im Sattel, des Königs Pferd heranzuführte: „Ja, Stilicho! Ist er auf Flügeln über den Fluß gekommen? Denn die Brücke kann er nicht genommen haben. Dort, im Norden, ist alles ruhig.“

Aber Marich war schon hinweg: wo die meisten Fackeln leuchteten, da suchte er Stilicho. Er fand ihn nicht, hatte auch nicht Zeit, in dieser Richtung — gen Süden hin — weiter zu suchen. Denn urplötzlich rief ihn gen Westen, gegen die Stadt hin eine andere Gefahr: ein ganzer Strom von Licht und Feuer. Aufgetan hatte sich das Ostor, sobald die ersten Fackeln von Süden her im Lager aufgetaucht waren und ein grimmer Anfall der barbarischen Söldner traf die westlichsten Zeltreihen der Belagerer — und die Holzbauten der Maschinen. „Rettet die Türme, die Katapulte,“ schrie Marich und riß den Rappen rechts herum. Aber es war zu spät.

Udalger hatte von Anbeginn sich auf jene geworfen, den Kampf Encherins überlassend, der sich durch die Masse der Fliehenden den blutigen Weg zu dem Vater im Süden bahnte. Der Markomanne hatte mit eigener Hand den ersten Brand auf ein Schuttdach von Stroh und Tannenzweigen geworfen: lichterloh war es aufgeflammt: schon züngelte, schon hüpfte die Flamme, von dem starken Westwind entfacht und nach Osten in das Lager vertragen, auf den Nachbarbau: zwei Katapulte: da fingen die Seile Feuer, welche diese und die Fallbrücken der Türme daneben

spannten: wie feurige Schlangen flackerten sie auf, verbrannten und ließen die schweren Brückenbohlen krachend zur Erde stürzen: schon waren vier zerstört: zum Schutz des letzten Turmes sprengte Marich herbei: „Hilf, Hailswinth,“ schrie er einem stattlichen älteren Krieger zu, „hilf mir den Turm da retten.“ Der Getreue spornte ein Pferd heran, geriet aber dabei in einen Schwarminnischen Reiter und in arge Bedrängnis. Zugleich stürzte die Fallbrücke auch dieses Turmes, begrub das Pferd des Königs unter sich und betäubte den Reiter, der darunter lag. Mit harter Mühe zogen ihn die Gefolgen hervor und schützten ihn vor der Gefangennehmung durch Adalger, der jetzt gewaltig nachdrängte. Bald bildeten die dicht nebeneinander aufgereihten Holzbauten ein einziges Flammenmeer.

Einſtweilen hatte Eucherius den Vater erreicht, der die Scharen Aulfs aus den brennenden Zelten — in diese hatten die Entsatztruppen ihre Fackeln geschleudert — vor sich her gegen die Brücke, gen Nordosten, zu trieb. „Willkommen, lieber Vater, in Italien!“ — „Willkommen, lieber Sohn, im Siege! Also hat der treue kluge Falke den Zettel, der Nacht und Stunde angab, glücklich durch die Lüfte über die Feinde hinweg zu dir getragen?“ — „Vor zwei Tagen kam er an. Seither haben wir alles für diese Stunde bereitet.“ — „Gut bereitet! — Jetzt nach! Wo sind Saul und Goar mit ihren Mannen?“ — „Aus dem Nordtor brachen sie, wie du befohlst, gleichzeitig mit uns gegen die Brücke. Hörst du das Geschrei von dorthier?“ — „Nach! Auf die Brücke! 's ist der einzige Rückweg, wollen sie nicht schwimmen, wie ich und meine Reiter taten, dort im Süden bei der Furt.“ — „Ein schmaler Rückweg! Haben sie doch, sich gegen dich zu schützen, das Ostende der Brücke fest verrammelt . . .“ —

„Sie wähten, ich müſſe gerade dort den Übergang ſuchen und mir an ihren Schanzen den Kopf einrennen!“ — „Und haben ſich ſo den Ausweg ſelbſt verſperrt!“ — Und alſo war's.

Und auf der ſchmalen Brücke hob alsbald ein Ringen an, ein Kämpfen unter den Flüchtlingen ſelbſt: ſie ſtießen ſich, drängten ſich an die Holzgeländer auf beiden Seiten, biß dieſe barſten und nun Mann und Roß nach links und nach rechts in die hier ſtark reißende wirbelnde Flut ſtürzten: mehr Leute, viel mehr fanden ſo hier in den dunkeln Wellen den Tod als durch das Schwert der Sieger. Die Wehrunfähigen in dem Oſt-Lager, der ſtarke Troß, die Wagen und Karren und Herden erſchwerten auch den glücklich auf das linke Ufer Gelangten, ſowie den hier Gelagerten, die Flucht. So war die Zahl der Gefangenen groß: aber Marich und Ataulf waren nicht darunter: eifrig muſterte der Feldherr bei Tagesanbruch dieſe Haufen: traurig ſprach er: „Sie werden doch nicht gefallen ſein?“

Hoch auf horchte da Carinuſ, der neben ihm ritt: „Dieſ Wort merke dir,“ flüſterte er Heraclianuſ zu, „du wirſt eſ einſt bezeugen müſſen.“

„Ei,“ lachte Saul, „die ſind doch beſſer tot als lebendig, alle beide.“ — „Nichts riecht ſo gut,“ grinſte Goar, „wie ein erſchlagener Feind.“ — „Sie ſind gar gefährlich geweſen,“ groſſte jener. — „Als Feinde!“ ſchloß Stilicho. „Ich gebe die Hoffnung nicht auf, ſie noch zu Freunden zu gewinnen.“

Bedeutungsvoll nickten ſich die beiden Römer zu.

„Jetzt aber, Magiſter militum . . .“ mahnte Claudian. — „Ei ſieh,“ rief jener, ſich zu ihm vom Pferde herab neigend, „unſer Poeta blutet.“ — „Zawohl, mir beiſpringend ward er getroffen,“ ſprach Eucheriuſ. — „'s iſt

nur der linke Arm und seine Hand: die Rechte kann heute schon das Plektrum führen, und deinen Sieg auf der Lyra feiern. Jetzt aber komm zu dem befreiten Imperator, dir deinen Dank zu holen.“ — „Ich erwarte keinen,“ erwiderte Stilicho, das Roß gegen die Stadt zu wendend.

„Das ist weise getan,“ flüsterte Heraclian höhnisch dem Genossen zu.

„Hei,“ lachte Carus, der Gote, „dieser Imperator des Römischen Reiches hat sich nicht einmal zu dem Zweck auf den Wall begeben, seine Befreiung mit anzusehen.“ —

„Ja,“ meinte Abalger, „da könnten am Ende Pfeile herauffliegen wie herunter.“ — „Da lob’ ich mir seine Schwester,“ sprach Eucherius ernst. — „Jawohl,“ fuhr Clandianus fort, „sobald sie von dem geplanten nächtlichen Ausfall erfuhr, erschien sie — allein — auf der Wallkrone des Osttors und spähte eifrig auf die Kämpfenden herab.“ — „Und sieh,“ rief Carinus grimmig: „da, das ist ihre Sänfte. Sie läßt sich wahrhaftig aus dem Thor auf das blutige Schlachtfeld tragen — wein, wein entgegen? Wen sucht sie? Da, sie steigt aus, sie naht.“

Schon stand sie, in einen dunkeln Überwurf gehüllt, vor Stilicho, der, wie sein Roß, mit Ruß, mit Aschenstaub, mit Blut bedeckt war.

Sie sah sehr bleich im roten Schein der Fackeln, den allmählich das Dämmern des März Morgens überleuchtete. Sie reichte ihm die Hand, die zitterte. „Ich mußte die erste sein, dir zu danken.“ — „Du scheinst aber gar nicht sehr erfreut über deine Befreiung,“ lächelte er. — „Heiß schoß ihr da das Blut in die Wangen: „Dein Sieg ist groß, aber wohl sehr, sehr blutig? Sprich, was ward aus den gotischen Führern? Dem König? Und . . .?“

Da drängte Carinus dicht an sie heran und flüsterte

ihr ins Ohr: „Und er? Leider weder gefangen noch gefallen! Ich suchte scharf! Entflohen! Aber ich hol' ihn ein, ob auch erst in der Hölle!“

XI.

Einen Tag, nachdem das Gotenlager, halb verbrannt, verlassen war, irrte durch die Zeltgassen hin ein schöner Knabe von etwa vierzehn Jahren: barhäuptig, barfüßig, einen Hirtensteden in der Hand, über dem braunen Schafsvlies, seiner einzigen Bekleidung, an einem Strick einen Kürbisfrug geschnürt. Es war ein schöner Abend des Vorfrühlings: die fein gebogene schmale Mondsichel sah aus den noch vom Sonnenuntergang rötlich behauchten, vor dem Westwind langsam flutenden Wolken auf die breiten Gefilde an der Adida grünen Ufern herab. Es war so feierlich still hier, wo vor kurzem der klirrende Lärm der Schlacht getobt hatte: eine Lerche sang noch, allmählich aus den Lüften sich niederlassend: nun schwieg auch sie, in die junge Saat geduckt, da war es ganz still. — —

Der Knabe schritt weiter und weiter. Er stieg auch zuweilen über eine der Leichen, die noch lange nicht alle bestattet waren: er tat's ohne Grauen: wußte er doch kaum, was das all' bedeute. Nur vermied er, nachdem er einigen in die verzerrten Gesichter gesehen, leise fröstelnd, diesen Anblick. Allmählich ermüdete er: er lehnte sich an die Stange eines stehen gebliebenen Zeltes und rief: „Alarich, König der Goten! Wo bist du? Jetzt komm aber bald. Sechsmal hab' ich dich gerufen Lange lauf' ich über

stumme Menschen, blutige Pferde, zerbrochene Waffen. Komm endlich! Müde bin ich. Marich, komm!"

Da rührte sich etwas in dem Zelt, dessen rauchgeschwärztes Lattendach zur Hälfte nach innen herabgestürzt war, die Eingangsfalten rauschten und ein etwa gleichaltriges Mädchen lugte neugierig dadurch. Nun trat das Kind heraus: dicke blonde Böpfe fielen auf das lange weiße Wollhemd, das, ihr einziges Gewand, bis an die Knöchel reichte, aber die unbeschuhten Füßlein sehen ließ. Lieblich klang die Stimme, als sie, die blauen Augen groß aufschlagend, fragte: „Was bist denn du für einer?“ — „Ich? Ich bin doch Julianus. Und ich suche den König der Goten.“ — „Das hab' ich dich rufen hören. Aber die sind fort. Alle. Oder tot.“ Sie blickte erschauernd auf die Leiche, die dicht vor dem Zelte lag.

„Ich muß ihm aber sagen, daß der Großvater in der Erde liegt: das war sein letzter Auftrag. Weißt du, wo sie hin sind, die Goten?“ Sie schüttelte schweigend den Kopf. „Hm, wer bist aber du?“ — „Ich? Ich bin Hailiko, Hailswinths Kind. — Und nun bin ich ganz allein. Wir waren unser acht: Vater, Mutter und die fünf Geschwister. Jetzt sind sie alle fort. Wo mögen sie hin sein? — Wie war es doch?“ Und sie griff mit der Hand an die Stirn.

Da sah der Knabe geronnenes, kaum erst getrocknetes Blut unter den gelben Flechten an der rechten Schläfe. „Du blutest! Hast du Schmerzen?“ — „Nicht mehr viel. — Aber wie war doch alles? Kaum weiß ich's noch. Ja, ja, so war's: wir, die Mutter und die Geschwister, wir lagen da drinnen und schliefen. Der Vater stand auf Wache bei den hohen Holzböcken. Da plötzlich Geschrei — arges Geschrei! — Waffenlärm — durch die Zeltfalten Feuerschein. Auf sprang die Mutter, nahm den

Kleinsten auf den Arm, riß die zweite mit der Linken dahin und schrie uns zu „lauft! lauft mir nach“. Ich wollte gern laufen: aber auf einmal stürzte das Dach über mir zusammen: — eine Latte traf meine Stirn: — ich sank zu Boden: — seither hab' ich nichts mehr gedacht, gesehen, gehört, bis dein Ruf mich weckte. Habe Dank!“

„Arme Hailiko! Bist so zart, so . . . so anders! Was fängst du nun an?“ — „Ich suche die Eltern.“ — „Ja, aber wo?“

Die Kleine sann nach: „Ei, ich weiß! Der Vater ist Herrn Ataulfs Gefolge. Ich suche Herrn Ataulf, den viel Gütigen.“ — „Ataulf? So hieß der andre, des Königs Vetter. Weißt du was, Hailiko? Die Vettern werden wohl beisammen sein. Da könnten wohl wir beiden miteinander gehn, sie suchen: nicht? Weißt du, es ist doch besser für dich. Du bist gar so . . . nun, so fein, so anders. Und so jung. Leicht könnte dir was geschehen! Ich werde dich schützen.“ Und ohne Grauen löste er dem toten Goten, der neben ihnen auf dem Rücken lag, das Kurzschwert aus der erstarrten Hand, schwang es und steckte es in den Strick, der ihm den Gürtel ersetzte. „Nun komm mit mir! Ich schütze dich!“ wiederholte er. — „Ich danke dir. Aber ich bedarf deines Schutzes nicht. Mich schützt der gute Himmelsherr da droben, der Vater, der alle Haare gezählt hat auf meinem Haupt. Und sein Engel fliegt vor mir her.“

Bewundert sah der Knabe nach oben: „Ich seh' ihn nicht. Und ein Vater im Himmel da oben? Hab' nie was von ihm gehört.“

Die Kleine erschrak: „Nichts vom Himmelvater? O du Armer! Wie kannst du leben?“ — „Weiß nicht, wie. Aber ich lebe.“ — „Höre du, da will ich freilich mit dir gehn: da schützt dich mein Gebet besser als das Schwert

da mich. Und wäre schade, geschähe dir was. Denn du bist gut, — glaub' ich. — Der Weg wird vielleicht weit. Denn wo mögen sie sein, die wir suchen? Darum wart' einen Augenblick: wir hatten noch Brot im Kest und Ziegenkäse: das nehmen wir mit."

Gleich kam sie wieder heraus, eine Jagdtasche an braunem Riemen um die Schulter geschlungen, beide Hände voll Brot und Käse: sie gab ihm die Hälfte: „Da, is! Sonst mag ich auch nicht essen. Und bin doch hungrig.“ Er nahm und aß: dabei betrachtete er sie nachdenklich: „Das Blut da! Es paßt nicht zu dir. Bist sonst so weiß an der Stirne. Blüde dich. Ich wasch' dir's weg.“ Gehorsam neigte sie das Köpflein: er öffnete die Kürbiskflasche, besprengte die Stelle und wusch sie ab, mit gar leiser, leiser Berührung; „tat das weh?“ — „Nein, wohl hat's getan. So kühl! Dank! Siehst du, ich sagte ja, du bist gut.“ — „Nun komm, eh' es dunkel wird. Wir wollen übernachten in Großvaters Hüttlein. Er liegt daneben im Grabe, das er sich selbst — schon lange! — gegraben. Und wie er zu sterben kam, legte er sich selbst hinein: ich hatte nur, nachdem er nicht mehr atmete, die Erde darauf zu schütten. Du fürchtest dich doch nicht vor dem Toten?!“ — „Ich werd' an seinem Grabe für ihn beten.“ — „Also komm!“

„Erst laß uns beten. Knie nieder wie ich und sprich gleich mir: Allmächtiger Vater im Himmel! Schütz' uns zwei arme Kinder auf unsern Wegen. Denn wir wissen nicht wohin. Aber du wirst uns führen Nacht und Tag, über Berg und Thal, durch Wald und Heide. Beschirm' uns vor bösen Menschen und bösen Tieren und bösen Geistern. Wir vertrauen dir ganz, hörst du, lieber Gott?“ Sie sprang auf: „Nun komm: nun kann uns nichts geschehen.“

Und raschen Ganges, munter, schritten sie dahin.

Raum hatten sie dem Zelte den Rücken gewandt, als hinter ihm hervor zwei Kerle schlichen, die Hailko wohl zu den bösen Geistern würde gerechnet haben: römische Troßknechte waren's, Sklaven, bepackt mit Gold, mit Schmuckstücken, Ringen, auch mit kostbaren Waffen, die sie in den Zelten, in der Asche, bei den Leichen aufgelesen. Tierische Roheit lag auf den häßlichen Gesichtern. „Du bist ein Hasenherz,“ lachte der eine und bückte sich: denn er erblickte an dem Goldfinger des toten Goten einen Ring mit einem leuchtenden Rubin: sofort schnitt er den starren Finger mit seinem Dolche durch, ließ den roten Stein im letzten Strahl der Sonne spielen und steckte ihn in seinen schon strotzenden Lederranzen.

„Hasenherz! Ich hätte den Jungen gemurgt, das bildschöne Mädel hätt' ich mir gezähmt. Und dann verkauft.“

„Wäre dumm gewesen! Die Senatoren in Rom, auch Priester dort, zahlen für einen schönen Jungen viel mehr als für ein Mädel. Ich hätte den Buben verhandelt. Aber wie die Kleine gen Himmel sah, — mit den Augen! — erwürgt hätt' ich dich, griffst du sie an.“

XII.

Marg und kühl, wie Stilicho erwartet hatte, fiel der Dank des Imperators aus. Gar seltsam war der Widerspruch seiner Würdigung der durch die Belagerung drohenden Gefahr vor und nach dem Entsatz: noch gestern war er nahe daran gewesen, die Feste und sich zu ergeben: nur

mit äußerster Mühe hatten Eucherius, Adalger und übrigens auch Carinus und Heraclian ihn davon zurückgehalten, obwohl Mangel bisher nur die Bevölkerung, kaum noch das Heer und gar nicht den Palast getroffen hatte: unerträglich fand er schon den nun Wochen hindurch währenden Waffenlärm, die Aufregung der Belagerung. Das dringe bis in seinen Hühnerhof und hindere die fleißigsten Hennen am Legen: Marich habe ihm ja ehrenvolle Gast zugesichert.

Aber nach dem Einzug Stilichos in die Stadt meinte er achselzuckend, man übertreibe die Gefährlichkeit der Einschließung und daher das Verdienst des Entsatzes, vielmehr müsse er Rechenschaft fordern für die unverantwortliche Entblößung der Rhein- und der Donau-Grenzen. Und als Stilicho auf die beiden zu Mark-Wächtern gewordenen Könige hinwies, erwiderte er giftig, daß der ‚Vandale‘ gar nicht genug Germanen in das Reich ziehen könne. Stilicho entzog sich diesem Umdank und diesen Vorwürfen so rasch er konnte. Schon am folgenden Tage nahm er mit allen in Mailand vorhandenen und von ihm herangeführten Truppen die Verfolgung der weichenden Goten auf.

Marich, den die Seinen, ausgestreckt in einem Fischerfahn, den Auluf steuerte, auf das linke Ufer gerettet hatten, leitete, sobald er sich aus seiner Betäubung erholt hatte, mit Umsicht den Rückzug nach Ligurien, um, falls er sich mit den stark geschwächten Wehrfähigen des Volkes gegen den jetzt übermächtigen Sieger in Italien nicht sollte halten können, über die Cottischen Alpen nach Gallien abzuziehen und in diesem nun von Truppen entblößten Lande für sein wandermüdes Volk die lang gesuchte ruhige Heimat — „quieta patria“ sagte man — zu finden. Zwar ward der schwerfällige Wagenzug schon bei Asti am Tanarus von

den raschen Reitern des Sarus und des Saul eingeholt und die schwache Nachhut nach Süden zu die Hügel hinab gedrängt: allein es gelang dem König gleichwohl, das ganze Volk auf den schwierigen Wegen auf dem linken Flußufer in Sicherheit bis Pollentia zu führen, vor welchem Städtlein in guter Stellung zwei befestigte Lager geschlagen wurden: ein kleineres etwas weiter südlich, ein größeres, zumal für die Waffenunfähigen, weiter nördlich. Hier mußte er den ermüdeten Menschen und noch mehr den erschöpften Gespann-Tieren des Juges einige Tage Erholung gönnen. Hier konnte man den Angriff der Verfolger in Deckung abwarten, von hier aus im Notfall, das heißt bei weiterem Rückzug nach Westen rasch die schirmenden Wasserläufe der Stura und des Po zwischen sich und Stilichos Geschwader legen, etwa bei Susa die Pässe nach Gallien gewinnen und unter dem Schutz der *Dora riparia* unverfolgt überschreiten.

Aber es kam anders: nicht damals schon und nicht unter Marich sollte das Wandervolk nach Gallien gelangen. Der Ostersonntag fiel in diesem Jahr auf den sechsten April: am Abend des Karfreitags, des vierten Aprils, stieg das Heer Stilichos von *Aquae Statiellae* (Acqui), von Nordosten, her, dem Lauf des Tanarus entgegen, die Höhen im Osten von Pollentia herab und schlug dort Lager.

Marich hatte keinen Versuch gemacht, es aufzuhalten: kam es zum Angriff, wollte er ihn vor und in dem stark besetzten Pollentia erwarten. Allein er hoffte, weiteren Kampf zu vermeiden. Er verlangte und erhielt ohne weiteres zugesagt eine Unterredung mit Stilicho für den fünften April auf einer kleinen von Pinien beschatteten Anhöhe in der Mitte der beiden feindlichen Lager.

Als die Sonne im Mittag stand, ritten gleichzeitig je

zwei Reiter den sandigen Hang hinan: es waren Marich und Ataulf von Westen, von Osten Stilicho und sein Sohn. Alle sprangen auf dem Gipfel von den Säulen, die sie im Schatten der Pinien an deren Stämme banden. Nun schritten die vier Männer einander entgegen; treuherzig reichte Stilicho dem Valten die Rechte hin. Aber dieser ergriff sie nicht: finstern Blickes sprach der sonst so freudige Held: „Rein. Nicht fass' ich diese Rechte, die meinem Volk so blutige Wunden schlug, weil sie es verschmähte, zu antworten — auf vier Briefe!“ Und zürnend nickte Ataulf. — „Vier Briefe?“ staunte Stilicho. „Nicht einen hab' ich erhalten.“ — „Und meine Boten, die mündlich das Wichtigste — das unter uns beiden Geheimste! — antragen, deine Antwort zurücktragen sollten? Du hast sie gefangen gesetzt!“ — „Nicht einen hab' ich gesehen.“

„Vater,“ sprach Eucherius, — „Boten und Briefe, — frage nach ihnen bei Olympios.“ — „Wahrscheinlich,“ grollte der Magister militum.

„Dann — deine Hand!“ rief Marich mit entwölfter Stirn. — „Ja, diese Hand,“ sprach Ataulf, „obzwar rot von dem Blut der Unsern.“ — „Es blieb unvergossen — wie viel Römisches —! erhielst du meine Botschaften.“ — „So hoffen wir wenigstens,“ fügte Ataulf bei. „Rede nun, König! Sag' ihm, was wir suchen in Italien. Hoffentlich erspart das weiteres Schild- und Schädel-Spalten.“

„In Italien?“ erwiderte Stilicho kopfschüttelnd. „Ich sagte dir längst: nichts hast du zu suchen in meinem Italien.“ — „Als ein Grab, denkst du jetzt,“ meinte der Valte. „Das such' ich nun freilich — noch! — nicht. Sondern ich suche in Italien: — Afrika.“

Vater und Sohn staunten. „Wie meinst du das?“

forschte Stilicho. — „Nicht anders als ich's sage. In Europa ist unsres Bleibens nicht mehr: nicht im Ostreich . . . —“ — „Und nicht im Westreich,“ ergänzte Ataulf. „Wir haben's bitten gelernt.“ — „Im Westreich duldet uns Freund Stilicho nicht —“ — „Niemals! Warum bleibt ihr nicht, wo ihr wart? Du warst Herr und Meister von Epirus. Aus den Waffenhäusern des Arcadius bezogst du die trefflichen Helme, Schilde, Brünnen, Schwerte, die ihr gegen uns führt. Schatzung an Gold zahlte euch Byzanz, Land zum Ackerbau . . .“ — „Hatten sie damals versprochen, haben's nie gegeben!“ — „Nun denn — statt dessen Lieferungen Getreide . . .“ — „Haben's nie geliefert!“ brach der König zornig los. „Verhungert wäre da drüben mein ganzes Volk: — sollte verhungern nach der Griechen Meinung. Nun was tun? Byzanz angreifen? Ei, dann rief es wieder nach dem treuen Helfer Stilicho, dem tüchtigsten aller Helden. Und der kam auch wieder, trotz dem Undank von Pholoë und half wieder. Nicht?“ — „Ohne Zweifel!“ nickte Stilicho ernsthaft. — „Ah, Wahnsinn der Treue! Und Treue gegen wen? Gegen denselben Arcadius, — will sagen: Olympios — will sagen Eudoxia, die mir goldene Berge versprochen, schickt' ich des vielgetreuen Stilicho Kopf nach Byzanz, die mir ganz Italien, ja jedes Land des Westreichs preiszugeben, ja feierlich zu verleihen gelobten, entriß ich es dem Vandalen, dem Lebenden oder — lieber! — dem Toten.“

Stilicho fürchte die hohe Stirn. Aber Eucherius sprach fest: „Nicht jenen Menschen, — dem Römerreich hat mein Vater Treue und Schutz versprochen.“

Der König fuhr fort: „Was also tun? Byzanz kann ich nicht zwingen: — Dank Freund Stilicho.“ — „Wir wollen nicht noch einmal nach Pholoë,“ growlte Ataulf. —

„Italien oder sonst ein Stück des Westreichs gibt mir Freund Stilicho weder in Güte . . .“ — „Noch durch Gewalt, — die Abda sah's,“ nickte Ataulf. — „Da kam mir der Gedanke: ‚Afrika!‘ Die Kornkammer des Reichs! Unberührt von Feindeshand! Blühend, reich genug, zwei Völker wie das meine zu nähren. Und unbehütet: zum Ostreich gehörig, nicht Stilichos.“ — „Nicht des Honorius willst du sagen,“ verbesserte jener. — „Das ist dasselbe! Afrika hilft uns allen. Aber von Osten her, über das Ionische Meer, das die Trieren von Byzanz beherrschen — ich habe nicht ein Segel — kommen wir nie nach Afrika: nur von Italien, von Rom aus, über Sizilien. Deshalb nur brach ich in dieses Land. Nur Durchzug verlangte ich, durch Briefe, — durch die Boten an dich — friedlichen Durchzug bis Rom: — nach Rom, nach Rom ruft mich seit lange eine innere Stimme! — dann Einschiffung in Rhegium, in Lilybäum — nach Karthago!“

Staunend blickten Vater und Sohn auf den hoch Erregten.

„Ich schrieb so dringend: galt es doch unser aller Heil! Ja bittend: denn es galt meinem Volk! — Keine Antwort von dem Jugendfreund!“ — „O doch! Brennende Katapulte, stürzende Türme!“ zürnte der Vetter. — „Jetzt aber schauen wir uns Aug' in Auge. Jetzt kann alles noch gut werden. Du siehst wie ich erglühe in dem Wunsch, mein Volk zu retten und du weißt, was sein Volk dem Manne ist!“ — „Ach nein, er weiß es ja nicht!“ rief Ataulf mit bitterm Mitleid. „Wie sollte er auch? Der arme Sieger hat nie ein Volk gehabt. Das er hatte, — er hat's abgeschüttelt, wie fremden Staub! Schau nur, wie kalt er blickt bei deiner schönen Wärme. Wie sollte er sie verstehen!“ — „Ataulf!“ warnte Eucherius.

Aber sein Vater sprach eifrig: „Laß den Barbaren reden, mein Sohn. Was weiß er von der ewigen Roma!“ — „Daß sie nicht ewig ist,“ brach Marich los. „Ich werd' es zeigen!“ — „Das wart' ich ab — Einstweilen aber mäßige dich. Dein Gedanke zwar ist kühn: nicht umsonst heißest du der Balte.“ — „All meine Ahnen hießen so!“ — „Aber du vergaßest: Afrika gehört zum Reich der Römer.“ — „Nicht zu deinem, nicht zum Westreich.“ — „Gleichviel: das ganze Reich des Theodosius zu schützen hab' ich versprochen, jedem der Brüder das Erbteil zu wahren, das der Vater ihnen abgegrenzt.“ — „Auch diesem Hofe zu Byzanz? So wiß' es denn: sie haben dort — inäheim! — hohen Preis auf deinen Kopf gesetzt!“ — „Das war unklug. Denn dieser Kopf denkt, so lang er denkt, für sie.“ — „Das ist die Treue des . . .“ schalt Ataulf. — „Des Stilicho, wolltest du sagen,“ unterbrach Eucherius, drohend sich aufrichtend und stolz auf den Vater blickend.

Der König zuckte die Achseln und wandte sich seinem Pferde zu. Aber noch einmal machte er Halt: „Stilicho, alter Genoss! Nur Durchzug — friedlichen Durchzug.“ Der Feldherr schüttelte stumm das hochbehelmte Haupt mit dem purpurnen Helmbusch auf dem geschweiften römischen Kamm. „Gut denn! Also nochmal Kampf! Allein morgen . . .“ — „Am heiligen Ostertag . . .“ ergänzte der Better. — „Ruhn die Waffen jedes Christen, das versteht sich,“ nickte Stilicho. — „Also am Montag!“ rief zornig Ataulf, in den Sattel des Weißhrosses springend. „Aber am hellen Tag, nicht bei Nacht und Nebel wie vor Mailand, in offener Schlacht, nicht in tückischem Überfall. Weh euch! Jetzt gibt es keinen Frieden mehr zwischen uns.“ Und sanzend sprengten beide Götten davon. Ernstes Blickes sah ihnen Stilicho nach: „Vielleicht doch,“ sprach er dann

bedächtig. „Komm, mein Sohn, zurück ins Lager, allen für morgen die Waffenruhe zu befehlen.“

XIII.

Als aber Eucherius den Balten Sarus und den Alanen Saul nach der befohlenen Einschärfung verlassen hatte, sprang jener von dem Zelttisch auf, an dem die beiden eng Befreundeten gezecht hatten, warf einen drohenden Blick auf die friedlich im Abendschein des italischen Frühlings ruhenden Gotenlager und flüsterte: „Freund! Ich hab' einen herrlichen Einsall. Hilfst du dazu, sind uns Sieg, Ruhm, reiche Beute und vor allem der Rache furchtbare Wollust sicher.“ — „Was meinst du?“ fragte der Alane mit schwerer Zunge: wankend hielt er sich an dem Tisch. — „Mein Vetter, der sich König nennen läßt, wähnt sich morgen so sicher wie in dem Himmel der Christen: reiten wir in aller Frühe hinüber und schlachten ihn ab und die ganze Gesellschaft.“ — „Nicht übel,“ grinste der andere und zwinkerte mit den schief gestellten schmalen Schlitzaugen, indem er den braunroten Schnurrbart wischte, der in seinen zwei dünn herabhängenden Strähnen vom Weine troff. „Du weißt, ich fürchte nichts als den Drachenteufel. Aber — der Feldherr?“ — „Bah, der Sieg entschuldigt alles. Und zürnt auch er — der tugendsame Knecht seiner Worte! — des Kaisers Verzeihung, Gunst, reicher Lohn sind uns sicher. Den freut ein Sieg ohne den ‚Mann‘ — ja gegen ihn — erfochten, mehr als zehn Triumphe seines verhaßten Schwiegervaters. Aber mir ist's nicht um Ruhm, Beute und Lohn: — ich lasse dir

alles! — Mir ist's um das Herzblut dieser Vetter, die seit Geschlechtern uns, den älteren Zweig der Völkten, zurückgedrängt, jezt gar den Königstab unseres Volkes erliszt haben! Ich muß dies Herzblut endlich rinnen sehn. Meine Hunnen sind Heiden wie deine Alanen: sie alle bindet morgen nicht, die fromme Christenpflicht, das heilige Fest, von denen Eucherius predigte: und uns folgen sie in die Hölle." — „Aber du?“ — stotterte der Alane. — „Du selbst bist Christ, eh?“ — „Wohl: aber katholisch! Es ist fromm Werk, diese arianischen Ketzer zu versäbeln. Und im Nothfall beicht' ich's beim Bischof von Mailand: der spricht mich sicher los. Tut er's nicht, — tu' ich's selbst. Nun komm herein in mein Zelt, den Plan geheim und genau zu beraten. Denn rasch muß es geschehen — bevor Freund und Feind etwas ahnen.“

Und rasch geschah's! Kaum hatte am andern Morgen die Sonne die Höhenzüge östlich des Tanarus überstiegen und ihre ersten Strahlen über die Ebene leuchten lassen, in welcher die drei Lager in geringer Entfernung voneinander aufgeschlagen waren, als aus der linken, der südlichsten Hälfte der römischen Zelte die Hunnen und Alanen, fast die gesamte Reiterei des Heeres, lautlos hervorbrachen und in rasendem Rennen sich auf die nächsten gotischen Zeltreihen ihnen gerade gegenüber warfen. Erst als sie das Lager erreicht hatten, stießen sie ihr wildes Kampfgeheul aus, dem Schrei der Hyäne vergleichbar: schrill zerrissen die grellen Töne die frommen Gesänge, mit welchen die Gotten psallierend unter Führung ihrer Geistlichen, die Krieger ohne Waffen, die zahlreichen Frauen und Kinder die blonden Häupter mit Frühlingsblumen umkränzt, in den Gassen des Lagers umherzogen, und an

reich geschmückten Altären nach alter christlicher, schon von Wulfila eingeführter Sitte gleich nach Sonnenaufgang die öfterliche Morgenandacht verrichteten.

Furchtbar war die Wirkung des plötzlichen sturmgleichen Überfalls. Niedergeritten waren sofort die wenigen Wachen, die der König, fest auf Stilicho's Wort vertrauend, lediglich der Kriegsgewohnheit folgend, an den Eingängen der Lager aufgestellt hatte: sie kamen gar nicht dazu, in den Zelten das Heranjagen der Reiter zu melden. Diese meldeten sich selber schrecklich an! Sie sprengten mitten in die dichten Haufen der wehrlosen Gebetgänger und was die Gänge nicht niederrannten, hieb der sichelähnliche Krummfäbel des Alanen, streckte die neunsträngige Geißel des Hunnen, jeder Strang in eine Eisenkugel auslaufend, zu Boden. Das Jammergeschrei der Weiber und Kinder, die in den gelbbraunen, gellenden, spornenden, mehelnden Reitern mit Entsetzen höllische Unholde sahen, das Wutgeschrei der widerstandlos geschlachteten Krieger stieg gen Himmel, erweckte die noch in den Zelten Ruhenden: es drang hinüber in das römische Lager.

Empört erkannte Stilicho, was geschehen: er befahl sofort, alles Fußvolk und die wenigen ihm verbliebenen Reiter zusammenzuscharen, ordnete sie in aller Eile und führte sie selbst in der Richtung auf das überfallene Lager, dem vertragsbrüchigen Blutbad ein Ende zu machen: seinen Sohn schickte er auf raschestem Roß mit weißem Heroldstab voraus, die Kämpfenden zu trennen, Sarus und Saul bei schwerster Strafe zurückzurufen.

Aber einstweilen hatte sich das Blatt gewendet: die Angreifer waren die Angegriffenen, ja die Eingeschlossenen geworden: sie konnten nicht mehr vorwärts noch zurück.

Als der Lärm des Überfalls, das Geschrei der Seinen, den König erreichte, geriet er wohl in höchsten Zorn, aber

nicht in Schreck: bei heißester Erregung verlor er nicht die kühle Überlegung des geübten Feldherrn, die nur einem Stilicho nicht gewachsen war. Sobald er von dem hohen Streithengst herab die Drachenvimpel der Alanen, aber keine römischen Feldzeichen erblickte, rief er: „Gott Dank, Stilicho hat nicht die Treue gebrochen!“ — es war sein erstes Wort! — „das ist nur Saul!“ Und nun hinter diesem Haufen die Hunnen erkennend an ihren kleinen zottigen Kleppern, schloß er: „und Sarus hat es angestiftet. Nun wartet!“ Er gab Ataulf einen raschen kurzen Befehl: der brauste mit seinen Reitern seitwärts — gen Süden — zum Lager hinaus, während Marich mit allem erreichbaren Fußvolk, das nun zu den Waffen gegriffen hatte, von West nach Ost sich den Feinden geradewegs entgegenwarf. Diese waren nach dem Erfolg des ersten Anpralls nicht weit vorwärts gekommen: zuerst hatten sie die hochgetürmten Haufen der Erschlagenen gehemmt: dann stießen ihre Gänle in den engen Lagergassen auf die vielen Wagen und Karren, den langen Troß des Wagenzuges: das hielt sie fest: daneben vorbei konnten sie die Pferde nicht zwingen: bei dem Versuch, darüber hinwegzuweichen, stürzte Roß und Mann, während das gotische Fußvolk zu beiden Seiten der Wagen mit gefälltten Speeren und geschwungenen Schlachtärten auf sie einbrang im Nahkampf mit der grimmigen Kraft der Rache.

Jetzt erschauten sich Marich und Sarus. „Fort mit dem Wagen da!“ rief der König. „Schafft mir Platz.“ Sechs Speerträger faßten den Karren und schoben ihn zur Seite.

„Ah, der Balte!“ schrie Sarus. „Stirb, Herr König der Goten!“ — „Treubrühiger Hund!“ gab dieser zurück. Und beide sprengten widereinander mit eingelegten Lanzen. Die des Sarus zersplitterte an der Ringbrünne

des Königs: zwar flog der unter der Wucht des Stoßes auf dem sattellosen Hengst bis auf dessen Hüften zurück, aber er hielt sich gerade noch und sah den Feind, in die Kehle durch und durch gestoßen, vom Pferde stürzen: heiser klang sein Todeschrei.

Da entscharte, wie diesen Horden gar oft geschah, des Führers Fall sofort die Hunnen: sie rissen die Gänse herum und flohen. Das heißt: sie wollten fliehen; aber sie stießen in vollem Rennen auf die Alanen in ihrem Rücken und rissen diese, deren Reihen durchbrechend, in Verwirrung mit sich fort: vergebens mühte sich Saul, die Flucht zu stellen: seine Alanen gehorchten ihm, soweit sie konnten: aber nicht die meisterlosen Hunnen.

„Nun denn, meine Drachen,“ schrie er zuletzt erbozt, „so weicht auch ihr! Zurück! Heraus aus dem verfluchten Lager.“ Und er wandte das Pferd dem Ausgang zu. Da erschrak der so furchtlose Mann. Der Ausgang war nicht mehr frei: mit lautem Kampfes- bald Sieges-Geschrei sprengte Ataulf mit seiner ganzen Reiterei, die langen Speere vorgestreckt, gegen die weichenden Alanen, die fliehenden Hunnen heran. Im Augenblick waren beide Geschwader zurückgeworfen in das Lager hinein in die Lanzenreihen des grimmig verfolgenden Fußvolks Marichs.

„Hui,“ knirschte Saul, „das hat der schöne Ataulf getan. Wart', Milchgesicht, ich mach' dich noch schöner.“ Und scharf gezielt, gerade zwischen die Augen, schleuderte er den kurzen Wurfspieß gegen den Goten. Aber Ataulf schlug das Geschloß mit dem Langschwert zur Seite und spaltete mit dem zweiten Streiche des Alanen spitze Mütze von schwarzem Lammfell und auch den Kopf darunter bis ins Kinn. Grell kreischten seine Reiter, als sie den viel-jährigen, tapfern Führer fallen sahen.

In diesem Augenblick erreichte Encherius, sich durch

die hintersten Reihen Ataulfs drängend, diesen: er winkte mit dem weißen Stab und rief: „Halt ein! Stilicho ist schuldlos!“ — „Das glaub' ich! Aber deine Drachenbrut!“ Und er hieb wieder einen Alanen vom Gaul. — „Ich rufe sie ab! Ich führe sie sofort zurück.“ — „Nein,“ lachte Ataulf, „wahrlich nein! Schau die erschlagenen Frauen am Boden! Da vorn mäht der König die Hunnen: die Alanen sind mein. Jetzt haben wir die falschen Wölfe. Nicht einer soll zurück!“ — „Nicht einer!“ jauchzten die nächsten Goten.

Eucherius erkannte die Unmöglichkeit, die zornigen Rächer umzustimmen. Er jagte zurück zu dem Vater, den er bereits auf halbem Wege nach den Lagern der Goten an der Spitze des Fußvolks fand. Er meldete, was er gesehen, gehört. Der Feldherr hielt das Pferd an, er sann einen Augenblick nach: er suchte Rat.

„Überlaß sie doch,“ mahnte Abalger an seiner Seite „ihrem Schicksal. Sie haben's reich verdient, die Treu- und Ehre-Brecher!“ — „Des Kaisers beste Reitercharen? Nein, ich darf nicht. Ich muß sie retten! Aber wie? Wie am sichersten, am raschesten? Ah, ich hab's! Rechts-um! Vorwärts auf das andre Lager der Goten! Dort haben sie die meisten ihrer Weiber, ihrer Kinder. Sehen sie diese gefährdet, — gebt acht, wie schnell sie von unsern Reitern lassen. Vorwärts! Nach rechts! Im Sturmschritt auf jenes Lager.“

Er hatte recht. Sowie Marich und Ataulf die ganze Wucht des römischen Fußvolkes in ihrem Rücken auf das größere Lager fallen sahen, — bald scholl der Kampfruf der Männer, das Geschrei der Weiber zu ihnen herüber — wandten sie sich, diesen zu helfen: Alanen und Hunnen,

so frei gegeben, jagten, was die Gäume laufen konnten, zurück ins römische Lager: sie konnten heute nichts mehr leisten. — Aber Ataulf hatte eine weite Schwenkung um das kleinere Lager herum zu vollziehen, bis er in den Kampf um das größere eingreifen konnte: er kam zu spät.

Der Sieg Stilichos auf diesem — dem nördlichen — Teil des Schlachtfeldes war rasch entschieden: er hatte mit der erdrückenden Übermacht seines Fußvolkes — der trefflichen germanischen Söldner zumal — den Widerstand der gotischen Verteidiger hier schnell überwältigt, das Lager genommen, in Brand gesteckt, viele Wehrunfähige gefangen.

Ataulf und auch der früher eintreffende König konnten nicht mehr erreichen als die Flucht des Volkes, den Abzug auch des stark geschwächten Heeres in die schützenden Mauern des Städtleins Pollentia im Rücken des Nordlagers zu decken. Und auch dies gelang nur durch immer wiederholte Vorstöße der beiden unermüdbaren Führer, die Versfolger aufzuhalten. Doch diese Versuche halfen immer nur auf kurze Zeit und wurden unter schwersten Verlusten der sich aufopfernden Nachhut ausgeführt. So ward der Tag von Pollentia trotz der Niederlage seiner Reiterei schließlich ein großer Sieg Stilichos.

XIV.

Ein wie großer, den ganzen Feldzug entscheidender, — das sollte Besiegten und Siegern in seiner ganzen Bedeutung erst der folgende Tag zeigen. Noch am Abend des Sonntags umschloß der Feldherr die kleine, nicht sturmfrei besetzte Stadt von allen Seiten: am nächsten

Morgen sollten die niedrigen Mauern, die morschen Tore fallen: und dann war das ganze Wandervolk, waren auch die stark gelichteten Tausendschaften der Krieger Gefangene, das heißt Sklaven in der Römer Hand. Stilicho überlegte nur noch, ob es nicht klüger — und menschlicher? — sei, die Eingeschlossenen in wenigen Tagen zur Ergebung zu zwingen durch den Hunger.

Das Landstädtlein mit seinen nicht zehntausend Einwohnern hatte nicht Lebensmittel genug, auch nur ganz kurze Zeit die plötzlich darin eingepferchten Massen zu ernähren, die fast sämtlich auf den Straßen lagerten: die Häuser boten — neben den Einwohnern — kaum den Verwundeten ausreichend Unterkunft: die reichen Vorräte, die der König, überallher zusammengerafft, mitgeführt hatte, waren mit den beiden Lagern in die Hände der Sieger gefallen.

Während Stilicho die für den nächsten Tag zu treffenden Maßregeln überlegte, traf in dem Zelt des nördlichen Goten-Lagers, darin er die Nacht verbringen wollte, ein Bote des Königs ein, der für diesen und Altauß freies Geleit erbat behufs einer Unterredung — „wohl die letzte im Leben,“ sollte der Herold melden. Sofort ward sie gewährt und alsbald erschienen die beiden — in arg zerhämmernten Helmen und Brünnen — vor Stilicho, der seinen Sohn und den Markomannen herbeibeschieden hatte.

Er schritt den tiefernst und tieftraurig, aber nicht zornig darenin Blickenden entgegen: „Es war nicht meine Tat, geschah gegen meinen Willen.“ — „Ich weiß,“ erwiderte der König, die hingereichte Hand ergreifend, „sonst stünd' ich nicht vor dir.“ — „Nicht einen Augenblick hab' ich's geglaubt,“ schloß Altauß. — Erstent sprach Stilicho: „Dank! — Du kommst nun, abermals zu verhandeln?“ — Der König nickte: „Und weiteres Blut zu sparen.“ Nach-

denklich erwiderte der Feldherr: „Es ist billig, — ich seh' es ein! — daß euch Genugthuung wird für den treuebrecherischen Verrat, für den Riß durch das Recht aller Völker. Ich schulde euch das. Zwar, hättet ihr den Kampf abgebrochen, als mein Sohn mahnte — . . .“ — Beide Götten führen auf: „Und die Verräter, die Mordbuben ungestraft entkommen lassen?“ rief Ataulf. — „Das kannst du selbst nicht ernsthaft meinen,“ schloß der König. „Du hättest uns helfen sollen gegen sie.“ — Der Feldherr zuckte die Achseln: „und zusehn, wie ihr des Imperators ganze Reiterei schlachtet, noch dazu helfen? Nein! Sie wären ihrer Strafe nicht entgangen. Jedoch: ich wiederhole: Genugthuung gebührt euch: ich bin in eurer Schuld: was verlangst du zur Sühne, König?“ „Nichts für mich: tot liegen die Reidinge: das genügt mir. Aber mein Volk! Stets vergissest du, daß ich nur lebe für mein Volk. Thiudans, Volkskönig, heiß ich. Was kannst du als Sühne bieten den Kindern für die gemordeten Eltern, was den Eltern für ihre Kinder, den Wittven für die Gatten? — Gewiß zwar wirst du den Besiegten, Eingeschlossenen nicht gewähren, was du den Unbesiegten vor dieser Mordschlacht abgeschlagen hast: freien Durchzug nach Afrika. Nicht das darf ich verlangen. Allein du selbst sprichst zuerst das Wort: Genugthuung. Sühne, Volks-sühne will ich's nennen: du schuldest sie dem grausam getäuschten Göttenvolk, das Stilichos Treue vertraute und maßlos dafür litt.“ Der Feldherr senkte die hohe Stirn und sah erschüttert vor sich hin. Er schwieg. Encherius trat an ihn heran und legte leise die Hand auf seine Schulter.

„Oder willst du wirklich,“ hob nun Ataulf an — „ich leugne nicht: du kannst es! — morgen in jene Mauern bringen und abermals viele Tausende von Wehrlosen neben

uns Kriegerern erschlagen oder verknechten? Willst du es denn ganz ausmorden, das Volk der Westgoten?"

Mit raschem Kopfschütteln erwiderte Stilicho: „Nicht, wahrlich nicht, kann ich's vermeiden. Gedenke, mein Marich, an Pholoë und meine dort enthüllten Pläne. Aber ich bin des Imperators Feldherr. Pflicht und Neigung reißen mich nach rechts und links, sie zerreißen mich noch! Sprich daher, König, welche Sühne verlangst du für dein Volk?"

„Freien Abzug aus Italien.“ — „Wohin?" — „Wohin du willst.“ — „Um, das . . . das muß reiflich überlegt sein. Jedenfalls schelten sie mich wieder Verräter, laß ich euch überhaupt entrinnen. Aber das gilt mir gleich: ich bin's gewohnt. — Allein wohin?" fragte er nun sich selbst. — „Etwa nach Ost-Illyricum?" meinte Ataulf und der König nickte, auch Eucherius und Aldalger stimmten bei. — „Was fällt euch ein," zürnte Stilicho. „Ist Ost-Illyricum mein? (Will sagen: des Honorius.) Es gehört — so gut wie Afrika — Byzanz. Kann ich Arcadius berauben?" — „Oh, um diesen Wahn der Treuepflicht!" rief Marich. „Glaubst du, Byzanz, Arcadius würden einen Augenblick zögern, dich zu vernichten, könnten sie's? Ich sagte dir doch: einen Preis auf deinen Kopf . . ." — „Gleichviel! Ich schütze auch des Arcadius Besitz und Grenzen. Ich reiße nichts von seinem Reiche ab und niemals werd' ich . . ."

Da meldete die Zeltwache: „Eine geschlossene Säufte, Magister militum, trifft ein im Lager, begleitet von einigen Reitern. Ihr Führer nennt sich Claudius Claudianus: er verlangt dringend sofortiges Gehör." — „Mein Claudian!" rief Eucherius hinausgehend. — „Er kann nur aus Mailand kommen — vom Hof," sprach Stilicho erstaunt. „Führt ihn herein." — Schon zog ihn Eucherius an der Hand in

das Bett: jener neigte sich, sein Antlitz zeigte hohe Erregung; er fand nicht gleich Worte.

„Willkommen im Lager, Poet. Wichtiges muß es sein, was dich bewog, den Hof zu verlassen. Ich hatte dir doch befohlen, über Honorius zu wachen, die Ränke meiner Feinde zu vereiteln oder doch mir zu melden, zusammen mit meiner Gönnerin Placidia, die . . .“ — „Placidia, Herr, ist nicht mehr am Hof.“ — „Wo ist Placidia?“ fragten alle fünf Männer zugleich.

„Hier ist Placidia,“ antwortete eine wohllautreiche Stimme und lächelnd schwebte die herrliche Gestalt herein. — „Placidia!“ rief Ataulf und, alles sonst vergessend, ergriff er mit beiden Händen ihre Rechte: sie ließ sie ihm willig.

„Was ist mit dir geschehen?“ forschte Stilicho staunend; er schob ihr einen Bettstuhl hin. Aber sie blieb stehen: „Danke! Bin genug gegessen und gelegen in der engen Sänfte von Mailand bis hierher. — Was mit mir ist? Verbannt bin ich vom Hof, in Ungnade fortgeschickt.“ — „Unmöglich!“ rief Eucherius. — „Was ist unmöglich bei Honorius?“ erwiderte sie. — „Und warum?“ fragte der Feldherr. — „Warum? Weil ich seinen schändlichen Undank gegen dich endlich einmal — es riß mir die Geduld und der Zorn verbrannte die Klugheit! — beim rechten Namen nannte, weil ich die Ränke, die er mit Byzanz gegen dich spinnt, aufdeckte, und dich zu warnen drohte. Und noch aus einem Grunde, der“ — sie erröthete — „euch Männer nichts angeht.“ — „Was für Ränke mit Byzanz?“ forschte Stilicho. — „Der Protonotar Archelaos, der Führer der letzten Gesandtschaft des Arcadius, — sie kamen und gingen jetzt unaufhörlich! — verlor bei seiner Verabschiedung von mir eine Papyrus-Rolle: ich las sie auf: sie enthielt den zwischen den beiden

Höfen abgegeschlossenem Vertrag: hier ist er: lies! Er geht dich nahe an.“

Er begann zu lesen: da entfärbte sich sein Antlitz: es suchte ihm wie Wetterleuchten über die Stirn: „Wie? Was ist das? Erstens: West-Illyricum wird vom Westreich abgerissen und Byzanz abgetreten: aber nicht für Byzanz: vielmehr hat es Arcadius bereits abgetreten den Jazygen, . . .“ — „Den wilden räuberischen Sarmaten!“ rief Eucherius, „deren er sich nicht mehr erwehren kann.“ — „Ein Erzraubgesindel,“ warf Aldalger dazwischen. — „Nächste Vettern der Hunnen!“ lachte der König.

Aber Stilicho fuhr fort: „Schon sind diese grenlichen Unholde unterwegs dahin. Dafür zahlt Arcadius an Honorius dreitausend Centenare Silbers — Stilicho, sagt der Vertrag, wird sich dem widersetzen“ — ‚wahrscheinlich‘ unterbrach er selbst sein Lesen. „Alsdann wird er seiner Mutter entsetzt . . .“ — „Weiter nichts?“ lachte Aldalger, den Schwertgriff drückend. — „Doch Freund! Noch mehr. Die Ehe mit Thermantia wird gelöst — ah niederträchtig, mein armes weißes Lamm! Welche Schmach! — Und das ganze Geschlecht wird für immer nach Sardinien verbannt.“ „Nein, Honorius, das ist zu viel!“ stöhnte der Gequälte in bitterstem Weh. --- „Das fand ich auch,“ sprach Placidia, „und sagte ihm das recht deutlich. Ich verriet aber nicht die Quelle meiner Kenntniß. Hier, Claudian, der treue Poet, verwahrte mir die Rolle, und als der erboste Bruder mich nach Rom verwies, begleitete mich der Wadere, ja, er folgte mir in das gefährliche Wagnis, in Genua den begleitenden Prätorianern mit meinen Sklavinnen zu entflüpfen, zu Schiff nach Albiganum zu entfliehen und, als wir die Nähe deines Lagers erkundet hatten, zu dir zu eilen.“

„Herrlich!“ rief Ataulf. „Und kamst du gestern in

dies Zelt, so triffst du darin — mich und warst meine Gefangene.“ — „Welch Unglück dann!“ seufzte sie schalkhaft lächelnd. Dies Lächeln entzückte den Goten. — „Aber,“ mahnte Claudian, „Eile tnt not, Magister militum: was immer du beschließen magst: — eile! Schon traben die Rößlein der Jazygen gen Illyricum.“

Stilicho hatte mit raschen Schritten schweigend das Zelt durchmessen: jetzt blieb er plötzlich stehen: „Sie sollen's nicht haben, die Schenjale! Nichts vom Westreich wird losgerissen, ich hab's gelobt, ich halt' es. Auf, Gotenkönig, rasch: nun ist dir geholfen. Führe dein Volk nach West-Illyricum, als mein Vertreter, mein Feldherr und des Honorius Statthalter. Er wird nicht wollen, meint ihr? Ah, ich sage euch“ — er stampfte heftig mit dem Fuß — „er wird wollen müssen! Geht, ihr Goten, schützt mir im Dienste Roms römisches Land gegen Barbaren! Siehst du, Freund Marich: nun erfüllen sie sich doch, meine Pläne von Pholoë! Goten als Helfer Roms kämpfen gegen wüste Barbaren. Schützt eure neue Heimat.“

XV.

Und an dem Tage, der die unvermeidliche Vernichtung des Gotenvolkes hätte schauen müssen, setzte sich der lange Zug aus den Toren von Pollentia gen Ostnordost in Bewegung. Eucherius, Aldalger, Claudian und zahlreiche andere Heerführer und Vertraute Stilichos geleiteten die Abziehenden, Gewalttaten der Goten gegen die Bevölkerung, wie Angriffe römischer Scharen auf jene zu verhüten. Alle Fragen, die bei dem Abzug aus der Halbinsel, dem Ein-

rücken in Illyricum, der Ansiedelung daselbst, der Einfügung in das Westreich austauschen konnten, wurden in dem von Stilicho entworfenen, von Marich mit wenigen Änderungen angenommenen Föderat-, d. h. Bündnis-Vertrag genau geregelt und im voraus entschieden: einen Bündnis-vertrag mit dem Reiche zu schließen sträubte sich der Stolz des Balten nicht: seit Menschenalteru waren alle gotischen Völker hieran gewöhnt und nicht der Kaiser, ihr König sollte ja an der Spitze des Gotenstaates in Illyricum stehen; der Hohn der beiden Imperatoren kümmerte den Balten wenig.

Ortskundige Wegweiser — Eingeborne — geleiteten die Abziehenden. Bald hinter Pollentia überschritten sie ein unbedeutend Wässerlein, schmal und leicht, nur die Wagen etwa mußten sich einer Furt bedienen. Marich ritt ohne Schwierigkeit durch das Flößchen: „Wie heißt es?“ fragte er den Kolonen, der das Roß am Zügel führte. — „Roma.“ — „Was? Wie?“ — „Roma, Herr!“ — „Also dies die Erfüllung der Weissagung! Trügerisches Volk der Seher, der Wahrsager! Un-Wahr-Sager sind sie!“

„Was schiltst du?“ fragte Eucherius, der neben ihm ritt. — „Ei, vor dem Ausbruch nach Italien befragte ich eine ‚Pythonissa‘ — so nannte sie sich — zu Larissa, ob ich auf diesem Zuge Rom — Roma! — erreichen werde. Die alte Bettel blickte lang in ihren schwarzen Zauberhud: dann sprach sie zuversichtlich: ‚Ja, Herr, du wirst auf diesem Zuge Rom erreichen.‘ Bah, dies Ninnlein hat sie gemeint. Maauf! Man muß es ihm sagen. Auch er hat seit daran geglaubt. Ihm hat sie verheißen, er werde die Kaisertochter erreichen. Wo ist Maauf?“

Aber Maauf war weit voraus. Dringend, so gut es vor den andern in dem Zelt geschehen mochte, hatte er von

der Geliebten eine Unterredung noch vor Nacht erbeten: den Finger auf den Mund legend, hatte sie leise das Haupt geschüttelt. Am andern Morgen hatte der Glühende vor dem Aufbruch sie im Lager Stilichos in dem ihr eingeräumten Belt gesucht: er hatte es leer gefunden: sie war nirgends zu erkunden. In bittrem Weh war er dann aufgebrochen. Gestern noch hatte er die Herrliche nah, so nah gesehn: heute mußte er ihr den Rücken wenden — auf unbestimmte Zeit — vielleicht für immerdar! In wahren Grimm des Schmerzes hatte er die Führung der Vorhut — seiner wackern Reiter — übernommen, aber auch das vorderste Geschwader weit hinter sich gelassen, in den lachenden Frühlingmorgen hineinsprengend, als gelte es vor sich das Glück zu erjagen, das er doch — wohl für immer — hinter sich gelassen. So war er, den Seinen weit voran, ganz allein in ein wenig dichtes Pinien-Wäldchen gelaugt, in dem die breite Heerstraße nach Osten mehrfach durch schmale Seitenpfade gekreuzt ward.

An der Einmündung eines solchen Querweges von rechts, von Süden her, der rascher zu dem Lager Stilichos führte, sah er ein paar Reiter und eine Sänfte halten, die offenbar auf den Zug der Goten warteten. Sowie er heran war, öffnete sich die Sänfte und heraus trat — Placidia. In heißem, süßem Schrecken sprang er vom Pferd und eilte auf sie zu: da sah er mit Staunen, daß ihre beiden Handknöchel ein goldenes Kettlein umschlossen hielt. „Placidia! Geliebte!“ rief er. „Was bedeutet das?“ — „Das bedeutet,“ lächelte sie, „daß die Schwester des Imperators, mit dem du Krieg führst, kriegsgefangen in deine Hände fiel. Nimm mich, ich bin dein. Ich kann nicht anders. Lange, lange hab' ich mich gewehrt gegen den Apollo der Germanen: aber er ist stärker als mein Stolz. Und glaube nicht, ich komme, weil ich nicht

zurück kann: vier Boten und Briefe hat mir mein Bruder nachgesandt schon bis Genua, meine Rückkehr erslehend, mir vollste Herrschaft in Palast und Reich versprechend: ich aber — will zu dir, dir dienen als dein schmiegsam Weib: dich lieben, von dir geliebt werden ist köstlicher als den ganzen Erdfreis beherrschen!“

Viertes Buch.

I.

Gleich hierauf führte den Magister militum der Rückweg nach Mailand über Pavia. In dieser ganz überwiegend von Römern besetzten Feste war es wiederholt zu Reibungen, zu offenem Streit, zuletzt zu blutigen Händeln gekommen zwischen einer schwachen Schar germanischer Söldner — Friesen waren's und Franken —, die vor der Stadt lagerten auf ihrem Weg über die Alpen, in Gallien und Rätien die entlösten Grenzen wieder zu besetzen, die einstweilen nur von jenen beiden Königen waren gehütet worden — mit musterhafter Treue und bestem Erfolg.

Stilicho hielt strenges Gericht in der Stadt: es hatte sich herausgestellt, daß wieder einmal, wie so oft geschah, die Römer, wo sie sich in erdrückender Überzahl wußten, plötzlich über die „Barbaren“ hergefallen waren.

In Europa wie in Kleinasien waren solche „Bespern“, in denen auch die Weiber und Kinder der angesiedelten Söldner ermordet wurden, schon seit zwei Jahrhunderten nicht selten gewesen: der alte Haß, die Verachtung der „Keger“, die junge neidische Eifersucht auf die Bevorzugung durch den „Vandalen“ bedurften zu solchem Aufplandern keines Grundes, kaum eines Vorwandes.

Schwere Strafen hatte „der Mann“ über die Schul-

digen in Pavia verhängt: ein Centurio der „Kohorte der Samniten“, der drei Friesen nachts in ihrem Zelt im Schlaf erdolcht hatte, ward mit gefesselten Händen an ihm vorbei zum Tode geführt: er blieb vor dessen Pferd stehen: „nur noch eine Frage, Vandalen.“ — „Magister militum bin ich.“ — „Ja, so nennst du dich. Aber Barbar bist und bleibst du! Sprich, warum ziehst du deine Germanen überall vor? Warum bezahlst du sie besser als uns Römer?“ — „Weil sie bessere Soldaten sind!“ — „Ah, bei Mars dem Rächer! Fluch dir! Das sagst du mir, dem Samniten? Jahrhunderte hindurch haben meine Ahnen euch kühnestehtende Barbaren zu Tausenden gegriffen und als Sklaven verkauft.“ — „Ja! Aber schon lange nicht mehr, wenn euch nicht führten — Germanen.“ — „Warte nur! Einst werden sie dich doch noch zerreißen, die Söhne der Wölfin!“ drohte der Verurtheilte, die gefetteten Fäuste gegen ihn reckend. — „Wer oder was wird sie aber dann schützen, die Wölflin, vor den germanischen Bären? Gewiß nicht nützliche Mordthat, Samnite. — Fort mit ihm.“

Ernst, schweigend ritt Stilicho mit seinem kleinen Gefolge von der Richtstätte hinweg den Fluß aufwärts nach „Pons Tessini“, wo ähnliche Verbrechen zu ahnden waren. „Hat dich der Fluch verstört, Vater?“ fragte Eucherius besorgt. — „Nicht der Fluch gegen mich, lieber Sohn. Aber der Fluch, der, Unheil brütend, über diesem Reiche liegt: der unauslöschliche Haß der beiden Völker. Seit Jahren such' ich sie zu verschmelzen: Haß, Verachtung, Todschlag, Mord ist das Ergebnis. Sollte er dennoch schließlich Recht behalten, der blonde Gotenkönig? Muß ich doch einst wie jener Decius in den Abgrund springen, diesmal in den, der zwischen Römern und Germanen gähnt? Und wird er sich dann wenigstens schließen für immerdar?

— — Aber sieh, was drängt sich dort lärmend neben dem Fluß? Priester sind's, Bauern, Viktoren. Rauch steigt auf am Ufer neben der Brücke. Gebet, — Psalmen, — Geheul! Sehen wir näher."

Sein Zug war jetzt außerhalb der Mauern von Pavia in gartengleichem Reb- und Olivenland. Er sprengte auf das Ufer zu in den dichtesten Anäuel von Menschen hinein. „Was gibt's hier, Diakon?" rief er einen schwarz gekleideten Priester mit haßverzerrten Zügen an. — „Magister militum, ein Strafgericht der Kirche und des Staats. Diese alte Hexe da — Sibylle rühmen sie die Leute — wird verbrannt. Sieh dort den Scheiterhaufen." — „Hier? Auf freiem Feld? — Heida, Viktoren, warum nicht in der Stadt?" — „Herr, das betörte Volk würde es nicht leiden. Sie halten sie für schuldlos und ihre Sprüche treffen ein." — „Ja, durch Hilfe der Hölle," erklärte der Diakon. — „Was hat sie jetzt verbrochen?" — „Geweißsagt hat sie wieder." — „Das tut ihr auch, — sogar aus der Bibel." — „Und gezaubert!" — „Das tötet ihr so gern, — könntet ihr's." — „Sie hat ihrem kranken Mann durch bloßes Bestreichen der Glieder die Schmerzen vertrieben, beschworen." — „Könnte man doch alle so beschwören!" — „Und als er starb, hat sie ihn, statt ihn zu beerdigen, verbrannt." — „Das tun wir daheim alle," lachte ein friesischer Reiter. — „Verfluchter Heide! — Aber im Reiche der Römer steht darauf seit Constantins der Feuertod: die Kirche gebeut's und . . ." — „Gemach! — Warum gebeut das die heilige Kirche?" — „Weil da geschrieben steht: ‚der Mensch soll zur Erde werden, daraus er genommen'.“

Stilicho lächelte bitter: „Also tot darf man die Leute nicht verbrennen, aber lebendig? Heißiger Usunn! — Rasch, tapferer Sigiboto, binde die Alte los — sie ist

begnadigt — und führe sie in Sicherheit.“ Der Frieser sprang hurtig ab und zerhieb die Stricke. Die Befreite wankte auf den Feldherrn zu: eine alte Frau in weißem Haar: sie küßte seinen Fuß im Steigbügel: „Das wird dir vergolten, Stilicho. Vergolten von den ewigen Göttern!“ rief sie dem bereits Davonsprengenden nach. — „Nein,“ knirschte der Diakon, mit erhobener Faust ihm nachblickend, „aber von der heiligen Kirche!“

II.

Nach Mailand zurückgekehrt, fand der Sieger von Pollentia — wie nach dem Entsatz jener Stadt — durchaus nicht den verdienten Empfang. Diesmal sogar nicht im eigenen Hause. Serena begrüßte ihn mit stummer Kälte, die seine schmerzliche Frage bald in laute Vorwürfe auflöste: „Du kannst fragen?“ schalt sie. „Wie hättest du den Gotenkönig und sein Volk entrinnen lassen sollen: daß du das getan, weiß bereits das ganze Reich. Schwer zürnt dir Honorius. Aber ärger noch ist: du hast diese gottverhassten Ketzer, die Verächter des Herrn Christus, losgelassen, ja geheßt wider den rechtgläubigen Imperator von Byzanz, den Sohn deines Wohltäters Theodosius: du brachst dein ihm gegebenes Wort.“

Mit tiefem Schmerz erwiderte der Gescholtene: „Das sollte Serena — meine Serena — nicht sagen, nicht denken können! Hab' ich versprochen, mich nicht zu verteidigen, greift Arcadius an? Wem gehört West-Illyricum? Ihm oder mir?“ — „Keinem von beiden, sondern Honorius. Und der hat es abgetreten — ‚freiwillig‘.“ —

„Wann hatte Honorius jemals freien Willen? Diesmal hieß sein Wille: ‚Olympios!‘ Und abgetreten an wen? Nicht an Byzanz! An die schändlichen Jazzygen. Das sind Heiden: und solches billigt die fromme Tochter der Kirche?“ — „Besser Heiden, zehnmal besser als deine Ketzer.“ — Stilicho nickte bitter: „lehrt Papst Innocentius! Oft schrieb er mir's. Jetzt hör' ich's auch aus dem Munde, ach aus der Seele meines Weibes, das er mir längst genommen.“ — „Ja, das lehrt er, dieser schon auf Erden fast Heilige. Er eilte auf die erste Kunde von Rom hierher, Honorius zu beschwören, den Bund zu zerreißen, den du mit den Götten geschlossen. Er drang — mit Bischof Venerius — in mich, dich zu . . .“

Unwillig unterbrach der Gatte: „Die beiden haben dich wohl auch gelehrt, mich zu empfangen, wie du getan? O Serena!“ fuhr er weicher fort, „gedenke doch all der vielen Jahre der Liebe, der Treue, die wir zusammen gelebt, bevor du dich ganz von mir hinweg und zu den Priestern gewendet hast. Vereint uns denn nicht schon der Schmerz um das Loß Thermantias, unseres armen Kindes, das unter dem Kaiserpurpur das Weh einer ungeliebten Gattin trägt? Komm, Serena, um unserer Kinder willen, kehre zurück zu mir. O komm in meine Arme.“ Und mit warmer Empfindung trat er auf sie zu. — Schroff wich sie zurück: „Nein, nein! Ich muß dich meiden. Gott will es, die heiligen Bischöfe gebieten es: du, der Erretter der Arianer, bist jetzt ein offener Feind der Kirche geworden, wie du niemals ihr treuer Sohn gewesen. Du bist ausgestoßen aus der Kirche, bis du bereut hast, bis du — vor allem dies heischen sie! — deine ketzerischen und heidnischen Söldner im Heere, die Germanen, von dir gestoßen, ihren Gottes- und Götzen-Dienst verboten hast. Bis dahin verlaß ich dein Haus:

die Religiosen, die frommen Frauen der heiligen Jungfrau, haben versprochen, mich aufzunehmen.“ — Da fuhr der Gequälte grimmig auf: „So geh! Auch das dank' ich den Priestern! Nun, bei meiner Tren, es wird vergolten. Seht — jeht zu Honorius!“

Aber nicht an diesem Tage und nicht am zweiten und am dritten gelang es dem siegreichen Feldherrn, des Herrschers, den er gerettet, ansichtig zu werden. Der ließ ihm durch Olympios und Carinus sagen, er möge versuchen, schriftlich seinen Ungehorsam, seine an Hochverrat streifende Eigenmacht zu rechtfertigen, bevor er der Gnade gewürdigt werde, das Angesicht des Imperators wieder zu schauen.

Tief verwundet durch die Zerstörung seiner Ehe, empört über soviel Undank sprach der „Mann“ zu den Boten: „Nein. Ich schreibe nicht. Sagt dem Imperator, ich habe seinem Vater gelobt, die beiden Reiche in den Grenzen zu erhalten, die er ihnen vorgezeichnet. West-Illyricum gehört zu Rom, nicht zu Byzanz, und die Jazygen erhalten keine Scholle römischen Landes, solange ich lebe. Er soll mich nicht zwingen, daß ich ihn zwingen: ich habe wie die Macht dazu, so das Recht.“ — Die Boten wurden starr vor Staunen. — „Ja, ja; auch das Recht. Sagt ihm das. Er soll mich nicht nötigen, ihm das jemals zu beweisen. Und schließlich sagt meinem Schwiegersohn: er sieht mich nicht wieder, bis er mich selbst ruft.“ — „Da kann er lange warten,“ höhnten die beiden im Fortgehn.

Aber nein: das sollte gar bald geschehn. Denn abermals zerriß das Gewebe, das in diesen Tagen geschäftig und geschmeidig die Hand seiner vielen Feinde um den

Helden gesponnen hatten, mit eherner Faust die furchtbarste Gefahr.

Bischof Venerius, Olympios, Carinus und Heraclian hatten leichtes Spiel gehabt, den bei aller Willensschwäche eiteln, auf seine Herrschergewalt höchst reizbar eifersüchtigen, — jetzt dreiundzwanzigjährigen — Imperator heißer und heißer gegen den eigenmächtigen Bevormunder zu erzürnen: schon erwog er bei sich einen Haftbefehl oder doch die Umstellung des Hauses des „Berräters“ durch die verlässigen Römer Heraclians.

Alein er zauderte doch immer wieder: aus Furcht, dann aus der langen Gewohnheit des Gehorsams des Schwachen gegenüber dem Starken.

Bitter vermißte der Unschlüssige, der stets fremdem Rat gefolgt war, seine neben dem „Mann“ bisher einflußreichste Beraterin — ja Beherrscherin! —: Placidia. Schwer bereute er schon lang, sie von sich gestoßen, vertrieben zu haben. „Was war sie auch so zimperlich, so scheu, das üppige Geschöpf?“ sprach er zu sich selbst. „Einem so zärtlichen Bruder, einem Kaiserlichen, darf eine so schöne Schwester keine Liebkosung verübeln. Bis vor kurzem war ich ein Anabe: — aber allmählich regt sich in meinem Blut allerlei — allerlei! Aber wie fuhr sie mich an! Ja, sie hob die Hand zum Schläge gegen mein kaiserlich Antlitz, als ich nur . . . Ah, an Thernantia verwies sie mich, den germanischen Eisapfen. Gibt es denn nicht irgendwo ein Weib, das, schön wie Placidia, aber nicht so unnahbar ist? Und nun ist die Unnahbare gar in des Barbaren Hände gefallen, nein, gelaufen, flüstert das Gerücht! Gefangen? Wie gern löst' ich sie mit dem dritten Teile des Reiches! Aber gar keine Antwort auf meinen Lösungsantrag hat mir jener Ataulf gegeben! Hätt' ich sie doch wieder mit ihrem klugen, kühnen, schönen

Kopf voller Gedanken! Freilich, sie sprach immer zu Gunsten des „Mannes“.

In solchen Gedanken und Selbstgesprächen trippelte der immer noch halb knabenhafte, aber neuerlich von flackernden Begierden Entzündete hin und her auf dem Mosaik-Estrich seines Schlafgemaches, das ihm das Arbeitszimmer ersetzte. Da trat ein Eunuch eilfertig ein und nach der Proskynese überreichte er auf einer Schildpattschale ein verschnürtes und versiegeltes Schreiben: „von Lucretius Macer, deinem Comes von Venetien; es habe höchste Eile.“ — „Ah, alles hat immer höchste Eile bei diesem wichtig tuenden Feldherrn. Mir eilt nichts;“ und lässig schnitt er die Schnüre auf, blickte in den Papyrus und sank halb ohnmächtig auf das Ruhebett: „Himmel! Lucretius geschlagen — ein Skythenkönig — wie heißt er? — Rhadagais — in Italien eingedrungen — mit mehr als einer halben Million Barbaren — er zieht schon auf Florenz! Wo ist Stilicho? — Ja so! — Rasch ruft mir Stilicho. Er soll kommen! Gleich! Im Augenblick! Sagt ihm, alles sei vergeben. Nein, nein! Das wird ihn erzürnen! Sagt ihm, ich erbitte seine Verzeihung! Aber gleich soll er kommen.“

III.

Und Eile allerdings tat Noth! Denn zwar hatte das Entsetzen der Italier die Menge der Barbaren maßlos übertrieben, nicht eine halbe, kaum eine viertel Million zählten sie —: aber nicht übertrieben, ja gar nicht zu übertreiben war die Wildheit dieser „Skythen“: dagegen

waren die Goten Engel des Himmels, meinten die Flüchtlinge. Zwar waren unter diesen Haufen auch Germanen, zumal Goten aller Stämme: Ostgoten, Gepiden, Heruler, Rugier, Skiren, Turtilinge, Taifalen, Vittosfalen, aber sie verschwanden unter der Menge ungermanischer Horden: Hunnen, Jazygen, Alanen, Boranen, Sarmaten, Utruguren, Atazieren und andre kaum sonst gehörte Namen, diese sämtlich Heiden, jene, wenn getauft, Arianer. So hatten denn am schwersten unter dem Einbruch zu leiden die katholischen Priester, deren Kirchen und Kirchengüter. Und der sogenannte „König“, das heißt der Häuptling dieser zusammengelaufenen Räuber, der riesenhafte Rugier Rhadagais — er maß siebeneinhalbmals seinen eignen Fuß, flüsterte die Angst — tat wahrlich nichts, dies Wüten seiner Horden zu bändigen. Man raunte, er habe einen furchtbaren Eid geschworen, jeden katholischen Priester, dessen er habhaft werde, zu töten und den Bischof von Rom auf dem Altar der Peterkirche seinem Kriegsgott Tius als Opfertier zu schlachten, so seine Eltern zu rächen, die, der einst in Mösien gefangen und getauft, auf Anklage von Priestern von dem Dux von Mösien lebendig seien verbrannt worden, weil sie, rückfällig geworden, jenem Gott heimlich ein Rosopfer dargebracht hatten. Der zwölfjährige Knabe habe das mit ansehen müssen und damals jenes Nachgelübde getan, das er nun schrecklich erfüllte.

Von Osten her, aus Pannonien, durch das Thal der Drau und über Amona (Saibach) brach — wie so mancher Einfall in Italien vor- und nachher — auch dieser Unhold in die Halbinsel ein: kein wanderndes Volk diesmal, nur ein ungeheures Heer von Räubern vieler Horden, deshalb viel gefährlicher, weil viel beweglicher und weil nicht gebändigt durch gemeinschaftliche Volkessitte und gemildert durch die bloße Anwesenheit schon von Frauen und

Kindern. Wie eine Latwine ein dünnes Gehölz von Bergtannen segte der ungeheure Anprall die schwachen Reihen der Römer dort im Osten unter dem Comes Lucretius hinweg: sie konnten nicht daran denken, das offene Feld zu halten: so flüchteten sie in die festen Plätze, die Kastele, die Städte, wohin sich auch die gesamte Bevölkerung zusammendrängte, die zu entrinnen vermochte, bevor die raschen Hunnengänle der Vorhut in die Dörfer sprengten. So ergoß sich der Strom der Verwüstung durch ganz Venetien und alles Land nördlich des Po, widerstandslos. Denn mit Belagerung hielten sich die solcher Kriegskunst Unkundigen nicht auf: sie ließen auf ihrem Wege liegen, was sich nicht beim ersten Anlauf ergab: „Friede mit den Steinen!“ lachte der Riese: jede Gefahr, die so etwa ihrem Rücken drohen mochte, ließ sie die ungeheure Überzahl verachten. Bei Vessello überschritten sie den Po: wohl hatten die Umwohner auf Befehl der Eilboten Stilichos die breite Steinbrücke dort zerstört und alle Rähne versenkt oder auf das südliche Ufer gebracht: aber lachend hatten sich die ungezählten Haufen dicht nebeneinander in den Fluß geworfen, die zahlreichen Reiter je mit einem, auch mit zwei Fußgängern hinter sich, diese auch schwimmend, auf ihre langen Schilde gelegt.

So gelangten sie fast ohne Verlust vor Florenz: sie forderten, wie gewöhnlich, die Feste zur Übergabe auf: dann sollten nur die Priester sterben, die Laien mit Plünderung davonkommen. Aber in Florenz befehligte Aldalger, der, mit einer kleinen, doch erlesenen Schar germanischer Söldner, von dem Feldherrn in Eilmärschen vorausgeschickt, die Stadt vor mehreren Tagen erreicht und, so gut es die knappe Zeit verstattete, in ihren Befestigungen verstärkt hatte: ein leichtfertig unternommener tolldreister Anlauf ward mit schweren Verlusten der Stürmer blutig ab-

gewehrt: es war die erste Schlappe des grimmen Königs. Er tobte. Aber bald lachte er wieder: „Bah, lassen wir das alte Nest liegen gleich den andern. Auf dem Heimweg brennen wir sie alle nieder. Jetzt hab' ich keine Zeit: ich muß zu meinem Freund in Sankt Peter: ich hab's ihm schon lang versprochen. Wort muß man halten. Wir rasten heute noch hier: morgen geht's über die Berge dort im Süden: nach Rom!“

Aber am andern Morgen stand auf diesen Bergen — „der Mann“! Und zwar in meisterhaft gewählter Stellung jeden Übergang über die Höhen nach Süden und Westen sperrend. Wohl war er an Zahl gar sehr viel schwächer als der „Skythe“: aber es waren seine besten Truppen: Franken, Friesen, Alamannen, Markomannen, andre germanische Söldner — und er war — Stilicho! Zweimal stürmte Rhadagais hinan wie ein Bergstier: beide Male erlitt er auf halbem Wege so furchtbare Verluste, Niederlagen, daß er den Gewaltangriff aufgab: den Weg nach Norden sperrte das vortrefflich verteidigte Florenz: zum Rückweg nach Osten konnte sich sein Stolz nicht entschließen: so verbrachte er mehrere Tage in ratloser, tatloser Ruhe.

In dieser Woche aber brütete die Hitze des italienischen Sommers, den Riesenleibern der Nordländer unertragbar, schlimme Seuchen aus: das massenhaft von den Durstenden getrunkene schlammige Flußwasser vermehrte das Übel: das böse Sumpffieber raffte Tausende gerade der Stärksten dahin, die Leichen, auf dem harten Felsboden (um Fiesole) nicht zu begraben und daher in den Arno geworfen, verpesteten Wasser und Luft. Dazu kam in der zweiten Woche der Mangel, der Hunger. Vorräte hatten die siegreichen und raubfrohen Plünderer nie mitgeführt: wie die Heuschrecken von dem Boden lebend, den sie bedeckten. Von den fruchtbaren Landschaften Etruriens waren sie abgesperrt

durch Stilicho, die Mauern von Florenz und im Rücken durch den Fluß: auf den steinigten Höhen von Fiesole, wo sie sich eingezwängt sahen, fanden sie schon am zweiten Tage nicht mehr, was sie für Mann und Roß brauchten.

In wenigen Tagen waren die meisten Pferde geschlachtet und verzehrt: nur die Hunnen hatten die geliebten „Springerlein“ verschont, deren Hälfe mit den zottigen Mähnen umklammert, die hungrigen Genossen abgewehrt: „Wie soll ich leben, wozu soll ich essen, kann ich nicht mehr reiten?“ meinte Bleda, ihr Häuptling: es gedieh ihnen zum Heile: nur von diesen Verrittenen entgingen einzelne dem allgemeinen Verderben. —

Da, in äußerster Not, — zum Sturm auf die Felsenkronen Stilichos waren sie nicht noch einmal zu bringen! — bestürmten sie ihren Führer, endlich in den Rückzug nach Osten zu willigen. Schweren Herzens, verzweifelnd gab er nach: nicht mehr Stolz und Troß, wie in den ersten Tagen hielt ihn ab, nein, die Erkenntnis, daß dieser Rückzug der Untergang sei. Denn seit einigen Tagen war ein zweites Heer unter Carinus im Norden und Osten des Arno erschienen: wie sollten die entmutigten, geschwächten, vom Fieber geschüttelten Überbleibsel seiner Scharen den brückenlosen Fluß überschreiten im Angesicht eines Heeres und im Rücken verfolgt von Stilicho, der gewiß aus seiner unheimlichen Ruhe auf den Berghöhen da oben auf die ihm Entfliehenden furchtbar herunterbrechen würde.

Und als nun Rhadagais — zögernd — den Befehl, vielmehr die Erlaubnis zu dem Rückzug nach Osten erteilt hatte, — da war es nicht mehr ein abziehendes Heer, da waren es Haufen verzweifelter Flüchtlinge, welche, die unglösen, die hemmenden Waffen wegwerfend, auf den Fluß zu stürzten, einzeln, paarweise, oder in wehrlosen,

hilflosen Klumpen und in das Wasser sprangen, wo sie es erreichten. Nur wenige gelangten hinüber. Denn von drei Seiten zugleich wurden die Widerstandsfähigen niedergemacht: von den Ufern drüben ergoß sich ein Hagel von Pfeilen und Wurfgeschossen jeder Art auf die Schwimmer wie auf Zielscheiben. Aus den Thoren von Florenz traf in ihre linke Flanke ein grimmiger Ausfall Adalgers und tödlich, vernichtend, umklammerten die Germanen Stilicho's ihren Rücken und die rechte Flanke von Westen und von Süden her. Kampf wagten die wenigsten: ganze Rudel ließen sich von einzelnen Reitern greifen: „Brot! Nochmal Brot vorm Sterben!“ flehten sie.

So wuchs die Zahl der Gefangenen gewaltig: nur einen Goldsolidus, etwa zwölf und eine halbe Mark, zahlten die in Menge herbeiströmenden römischen Sklavenhändler für den Kopf.

Auch Rhadagais war unter den Gefangenen: Adalger hatte ihn, der all' die Seinen überragte, erschaut und nicht geruht, bis er ihn erreicht und in ungestümem Zagen überritten: aber vier Krieger waren erforderlich, den auf dem Rücken Liegenden zu fesseln.

Als er vor Stilicho gebracht ward, verkündete dieser ihm sofort das Todesurtheil: der Kaiser hatte im voraus die Hinrichtung angeordnet: die Ermordung so vieler Priester, meinte auch der Feldherr, habe diese Strafe verdient. Trotzig hörte der Gefesselte ihn zu Ende: dann lachte er: „Wohl! Aber das wiße, ich sterbe, nicht weil ich zu viele Priester, nein, weil ich einen zu wenig umgebracht habe: den in Rom. Drum zürnt mir der Kriegsgott. Aber er hätte mich doch ihn erreichen lassen sollen. Auf baldig Wiedersehn in Höl, Stilicho.“ Und trotzig schritt er hinaus.

IV.

Italien aber, das befreite gerettete Italien atmete hoch auf. Kaum minder der noch unberührte Süden als der verwüstete Norden, der mit Schrecken der Rückkehr der Unholde und wiederholter Bertretung entgegen sah. Alle Städte der Halbinsel wetteiferten in dankbaren Ehrungen des Erretters: sie errichteten ihm Bildsäulen, — so Rom selbst eine aus Bronze und Silber auf dem alten Forum — weihten ihm Inschriften, benannten Marktplätze und Tore nach seinem Namen. Sogar der Kaiser vermochte nicht, sich der Pflicht der Dankbezeugung gänzlich zu entziehen: als Senat und Volk von Rom ihn einluden, zur Feier der Siege von Pollentia und Florenz im Triumph in die Stadt einzuziehen, die in den letzten hundert Jahren nur dreimal einen Imperator in ihren Mauern gesehen hatte, erkannte er die Unmöglichkeit, den Sieger in diesen Schlachten von deren Feier auszuschließen. So durfte der denn den Platz zur Linken in dem Wagen des Triumphators Honorius einnehmen: aber freilich ward das Fest amtlich nicht als Feier jener Siege bezeichnet, während deren der Triumphator, der „durch Christus siegende Imperator“ in dem fernen Mailand gesessen, sondern zur Feier des Konsulats, das Honorius zum sechsten Mal zu bekleiden die Gnade hatte.

Eucherius ritt in vollem Waffenschmuck dicht vor dem Wagen der beiden von der milvischen Brücke bis zum Palatin. Mit dem hochsinnigen Jüngling war eine seltsame, aber heilsame Veränderung vorgegangen seit dem Tage, da Placidia in des Goten Arme geeilt. Wohl schmerzte ihn bitter der Verlust des schönsten Seelenwunsches: aber dieser Schmerz stählte ihn und reifte ihn

zum Manne. Zumal das Verhältniß zum Vater war noch inniger, noch edler geworden: der Sohn ging nun völlig auf in dem Schutze, in der Hilfe des von allen Seiten immer schwerer Bedrohten.

Vor einem neu erbauten Triumphbogen auf dem Wege vom Forum nach dem Kapitol hielt der Sohn das Roß an und las die goldfunkelnde Inschrift: „Unter den glütigen und höchst glücklichen Auspizien der auf dem ganzen Erdkreis siegreichen Kaiser, unserer Herren Arcadius und Honorius, der Augusti, zum ewigen Denkmal des Triumphes, durch welchen sie das Volk der Goten für alle Ewigkeit unterjocht haben, errichteten Senat und Volk von Rom diesen Bogen und schmückten ihn mit deren Bildern und mit Siegeszeichen.“

Der Sohn flüsterte dem Vater unwillig in das Ohr. Dieser lächelte bitter: „Laß gut sein! Der Vater war groß und daher dankbar, der Sohn ist klein und daher undankbar. Ich tat's nicht um seinen Dank! Wenn nur niemals ein anderer diese Lüge in Marmor lieft — mit Hohnlachen.“ — „Wer?“ — „Freund Marich.“

Kurze Zeit darauf sollte der sie lesen — in dem bezwungenen Rom.

„Nur eines soll er, darf er mir nicht antun: unserer Thermantia Tränen noch reicher fließen machen.“ — „Ach, sie, dein und aller Liebling“ — — „Ausgenommen ihres Gatten! Er soll sie mir nicht kränken! Sonst . . .“ Er brach rasch ab.

An diesem Tage schien Stilicho auf dem Gipfel seiner Macht und Herrlichkeit zu stehen: aber gerade an diesem Tage schloß sich um ihn der Kreis der feindlichen Kräfte, die ihn von allen Seiten umzingeln und vernichten sollten.

Am Nachmittag nach dem Brunkmahl, das der Senat dem Imperator und dessen Begleitern gab, hielt dieser seinerseits in dem Circus des Maximus glänzende Spiele ab unter dem brausenden Jubel des römischen Volkes. Denn nicht nur Tierkämpfe, auch die so leidenschaftlich von den mit Wolfsblut Gefängten geliebten Gladiatoren-Genieße wurden gewährt.

Stilicho hatte den Imperator nicht in den Circus begleitet: er hatte schon das Gelage in dem Palast des Constantiu lange vor dem Ende verlassen und in seinem Absteigequartier auf dem Aventin angelegentlich und bis tief in die Nacht hinein verhandelt mit Boten — oder Gesandten? — in germanischer Tracht, die, den Imperator und dessen andere Berater sorgfältig meidend, eifertig und heimlich den Feldherrn aufgesucht und sich bei ihm verborgen gehalten hatten.

Ungewöhnlich früh am andern Morgen meldete sich der bei dem Herrscher und ließ sich nicht abweisen von Heracliau, der jetzt das einflußreiche Vertranens-Amt des obersten Kämmerers — Cubicularius — bekleidete: „Ich werde hier warten,“ sprach er im Vorzimmer des Schlafgemachs, „bis mein Schwiegerohn ausge schlafen hat,“ und er nahm ohne weiteres Platz und vertiefte sich in die zahlreichen Urkunden und Briefe, die er mitgebracht hatte.

Ungnädig empfing ihn der Langschläfer, der sich von den Anstrengungen der gestrigen Genüsse noch nicht erholt hatte.

„Ah, nicht eine Stunde Ruhe läßt man mir! Übel begann der Tag: auf dem Tisch des Badegemachs finde ich diese Meldung — da! — aus Mailand: ‚Mantua ist hin.‘ Du staunst? Nun ja, freilich nicht das alte Fiebernest am Mincio — nein: die kostbarste meiner Tapan-Hennen. Schlimme Vorbedeutung dieses Tages! —

Was bringst du? Weh, welche Menge Papyrus und Pergament! Im Tiber warten an der Brücke meine römischen Enten.“

Stilicho fürchte die Brauen: „Laß jetzt Enten und Fasanen. Und höre sehr Ernstes. Ich erfuhr erst spät in der Nacht, was im Circus geschah: hundert Paare Gladiatoren hast du — hinter meinem Rücken! — aufgestellt: von diesen allen hast du nur sieben Köpfen das Leben gelassen: einhundertdreiundneunzig Menschen hast du schlachten sehen . . .“ — „Fah, meist Gefangene: — nur Germanen!“ — „Und du hast auch zugeesehen, wie jener junge Mönch . . .“ Honorius zuckte zusammen. „Aus Ägypten, jener fromme Telemachos, von den Reihen der Zuschauer herab auf die blutgetränkte Arena eilte, sich zwischen die Kämpfenden warf und beim Namen ‚Christus‘ sie beschwor, abzulassen von diesem grausen Morden . . .“ — „Was hat der Hund gebellt wider den Willen des Kaisers? Mein Wille ist oberstes Gesetz.“ — „Er flehte dich an, ein Ende zu machen. Du aber . . .“ — „Ich befahl nur, fortzufahren. Daß er dabei im Getümmel niedergestoßen ward,“ — er zuckte die Achseln — „ist nicht meine Schuld.“

„Wenig lieb’ ich die Mönche: aber dieser war ein Held seines Glaubens. Du läßt die Bischöfe, die Priester in Dinge reden, die sie nichts angehen und wo sie wirklich in Christi Geiste mahnen, hörst du sie nicht. Du weißt, auf der Kirche Andringen hat schon der große Constantin diese Menschenmorde verboten: sein Edikt ist nie aufgehoben worden.“ — „Gut, so hab’ ich’s gebrochen!“ — „Ich aber hab’ es soeben erneut.“ — Statt zu zürnen lachte der Herrscher hämißch und rieb sich die Hände: „Gut! Vortrefflich! Das verzeihen dir die Römer nie!“ — „Ich mußte sie noch mehr erzürnen. Als das Verbot auf dem

Forum verkündet war, erschien bei mir der Rüstos der Sibyllinischen Bücher, — er ist wohl heute noch insgeheim Priester des Jupiter — legte sie mir vor und verlas daraus die Weissagung, das Reich werde fallen, sehen Jupiter und Mars dies Blut nicht mehr fließen.“ — „Und du? Was sagtest du?“ — „Nichts sagte ich. Ich erfüllte nur meine frühere Drohung: ich ließ die sibyllinischen Unheilsblätter verbrennen.“

Honorius sprang auf: „Das wagtest du? Das tatest du?“ — „Ich wage und tue alles, was des Reiches Wohl erheischt: denn des Reiches Wohl, Honorius, nicht dein Wille, ist oberstes Gesetz.“

Jener preßte die schmalen Lippen aufeinander: „D wenn ich ihn nur entbehren könnte, diesen Kopf,“ dachte er, „längst flog er vom Rumpf.“ Ein sehr bössartiger Blick aus den kleinen grünen Augen traf den Feldherrn. Aber dieser fuhr ruhig fort: „Das sind kleine Dinge im Vergleich mit dem Großen, was ich dir jetzt zu künden habe. Dein Bruder — oder vielmehr dessen Beherrscherin, seine Gemahlin, und meine andern Feinde in Byzanz — haben, nachdem der gegen mich gerichtete Plan, — der geheime Bund mit dir — gescheitert, wieder einmal umgeschlagen und den Angriff auf dich beschlossen. Mein, zweifle nicht. Sie haben Marich in Illyricum — längst hat er deine Jazygen in ihre Steppen zurückgejagt! — auch Epirus hat er ihnen entrißen — zum Bündnis gegen dich . . .“ — „Das heißt: gegen Stilicho!“ dachte Honorius. — „Aufgefordert und ihm dafür abermals versprochen das Amt des Magister militum des Orients und achttausend Pfund Gold. Aber der Gotenkönig hat ihre geheimen Briefe mir geschickt: hier sind sie.“

„Ah freilich,“ zischte der Kaiser. „Das ist der Dank für — für seinen Retter bei Pollentia.“ — „Ja, Honorius!

Und du, du danke dem Himmel, daß ich ihn damals verschont habe: jetzt rettet er dich. Denn der Wadere er bietet sich, für dich gegen Byzanz zu kämpfen, neben mir, Schild an Schild, die Angreifer schon drüben abzuwehren, so daß nicht abermals die Schrecken des Krieges sich über dein Italien ergießen. Und er verlangt von dir kein Amt und nur die Hälfte des Goldes, das Byzanz ihm bietet.“ — „Nein, nein. Nicht einen Solidus.“ Er stampfte mit dem Fuß. „Ich will nichts hören von diesem Marich und seinen Goten.“ — „Ich fürchte, du wirst noch viel hören müssen von diesem Marich und seinen Goten: — als Freund oder Feind! Ich muß dich bitten, mir Vollmacht zu geben, den Bündnisvertrag, den ich heut' Nacht mit seinen Gesandten . . .“ — „Aha, aha, also Westgoten waren die Barbaren, die . . .“ — „Die Olympios und Heraclian, in deinem Auftrag meine Wohnung umschleichend, gesehen und dir gemeldet haben. — Also Vollmacht, den Vertrag abzuschließen und heute noch im Senat als von dir genehmigt zu verkünden. Denn der Senat muß das Gold dafür bewilligen.“ — „So? Und wenn ich nun nicht will?“ — „Dann“ — er erhob sich — „verteidige dich selbst gegen Marich und Byzanz zugleich. Ich lege meine Ämter nieder und gehe nach . . .“ — „Aber so bleib' doch sitzen!“ schrie Honorius in äußerster Bestürzung. „Ich muß doch überlegen . . . einen Tag . . .“

„Nicht eine Stunde. Marichs Gesandte reisen heute Abend ab — mit deinem Ja oder Nein. Und ich berufe augenblicklich den Senat, ihm deinen Entschluß zu verkünden. Also: ja oder nein, Honorius?“ — „Ja denn, in aller Dämonen Namen!“ schrie der Erbohte. „Gib her.“

Stilicho reichte ihm die in Purpurtinte getauchte Rohrfeder: er unterschrieb die Vollmacht. „Das Reich dankt

dir,“ sprach der Feldherr, den Papyrus an sich nehmend. „Das Reich: nicht ich. Ich wäre lieber gegangen. Denn ich bin deines Palastes müde.“ Und er wandte sich und schritt hinaus. Honorius aber fuhr auf, warf die Rohrfeder auf den Estrich und zertrat sie mit dem Fuß: „Warte, Barbar! Diese Stunde zahl’ ich dir heim. Wie dieses Rohr zertrete ich dich!“

V.

In dem „Palast der Cäsaren“ trat, von Stilicho eilig berufen, am Mittag dieses Tages der Senat zusammen, dem der „Barbar“ wenigstens äußerlich und in den Formen mehr Ehren erwies und — scheinbar — mehr Einfluß einräumte, als diese tief gesunkene Körperschaft unter Soldatenkaisern seit Jahrhunderten gewöhnt war: gerade um den Haß gegen den „Vandalen“ abzuschwächen geschah das: — wenig sollte es nützen! Vielmehr wurden die Senatoren, plötzlich auf solche Höhe gehoben, schwindlig und versuchten eine Macht wirklich auszuüben, deren Schein ihnen doch nur aus Klugheit oder Höflichkeit eingeräumt war: freilich regte sich dabei in den Tüchtigsten unter ihnen auch noch ein Wiedererwachen altrömischen Geistes. So in dem greisen Lampadius, dem „Princeps senatus“, der seinen Stammbaum — durch Adoption — bis auf die Scipionen zurückleitete: er war der Vater Heraclians, aber sein Haß gegen den Germanen nicht wie bei dem Sohn auf Reid und Eifersucht, auf gut-altrömischen Stolz und Barbarenhaß gegründet. Er zuerst fand den Mut des Wortes, des Widerstandes, als Stilicho seinen

Vortrag und Antrag geendet, und, unter Berufung auf des Kaisers Genehmigung, die Zustimmung der „hochhehrwürdigen Väter der Stadt und des Reiches“ zu dem mit dem Gotenkönig zu schließenden Bündnis, zumal zu den zu zahlenden Hilfsgeldern gefordert hatte.

Die flammende Röthe des Zorns stieg in das bleiche Antlitz des Greises, als er, rasch aufspringend, rief: „So ist er denn erreicht, der Gipfel der Schmach, entehrt der Senat und entweiht das Haus der Cäsaren. Seit lange freilich tragen wir es schon, daß die Barbaren herrschen in dem Reich des Augustus und Trajan. Bepelzte Skythen füllen die Kurien der Städte, tragen in Rom, in Mailand, in Ravenna die höchsten Würden in Heer, Hof und Reich. Die Germanen sind die Männer, wir Römer die Weiber in diesem Staat. Und sie helfen zusammen, diese Barbaren: in diesem Reich, — das sind wir gewöhnt! Aber jetzt reichen bereits die im Reich die Hände über die Grenzen hinaus — ihren Stammgenossen draußen und sie ziehen sie bei den Armen herein, ihre Macht zu mehrten. Einen Bündnisvertrag nennst du das, Vandale, und Hilfsfelder? Ein Vertrag der Knechtschaft ist es und der Tribut der Unterworfenen. Ich sage Nein, und nein mit mir sagt jeder echte Römer.“ Er setzte sich: ein brausender Beifallsruf durchslog die Reihen der Senatoren.

Nun erhob sich, bevor Stilicho erwidern konnte, des Lampadius Nachbar, der wenig jüngere Stadtpräfekt Symmachus, ein gefeierter Redner und Schriftsteller: „Wahr hast du gesprochen, Princeps senatus, aber nicht die ganze Wahrheit hast du aufgedeckt! Woher denn rührt das Elend dieses Reiches? Warum denn und seit wann sind wir so tief gesunken, daß es von Barbaren im Innern beherrscht, von Barbaren von außen bedroht wird und nur durch Tribut an andre Barbaren deren Schutz erkaufen

kann? Seit wann? Seit uns die Götter zürnen, die großen Götter unsrer großen Ahnen, von denen wir abgefallen. Abwärts geht es seit den Tagen des Constantius, der die Tempel schloß und die Opfer verbot. Noch einmal ging uns die Sonne des Sieges auf, noch einmal schlugen wir Alamannen und Perser, als jener Liebling des unbefiegten Sonnengotts, als Julianus die Götter versöhnte durch Rückkehr zu deren heiligem Dienst. Aber gleich sein Nachfolger fiel wieder von ihnen ab und großend sandten sie Niederlagen, Hunger, Seuchen. Wie kann der Römer auf Sieg hoffen, wenn er den Altar der Siegesgöttin in diesem Saal umstürzt, ihre Bildsäule aus dieser alten Wohnung der Cäsaren hinausschleppt? Schaut hin auf die häßliche Lücke dort mitten in der Reihe der Säulen: leer ist der Ort, verwaist die geweihte Stätte: entfernt hat der Imperator auf Drängen seiner Priester die Siegesgöttin aus seinem Hause, damit den Sieg verschenkt von den Legionen. Und dieser Barbar hier — unser Meister! — verbietet die den Göttern geweihten Spiele und verbrennt unsere ältesten Heiligtümer. Ich kann nicht mehr weilen in diesem entgötterten Saal, nicht dem Feind der Götter regieren helfen, nicht seine barbarischen Helfer bereichern.“ Damit verließ er hastigen Schrittes die Versammlung.

Sofort begann nun Stilicho: „Lampadius, ich wünsche dir Glück zu deiner Rede: aber du hättest sie vor vierhundert Jahren halten müssen. Du bist ein echter Römer, aber ein Römer Cäsars, nicht des Honorius. Deinem Freund Symmachus aber sage, ich habe gestern dem Imperator in Gegenwart des Bischofs dieser Stadt den Rat erteilt, Altar und Standbild der Victoria hier wieder aufzustellen. Da erklärte der heilige Vater, dann Kaiser und Senat und mich aus der Kirche mit Verfluchung

auszustoßen. Wollt ihr das, versammelte Väter?“ — „Nein! Um Gottes Willen nein! Nur das nicht!“ ging es laut durch die Bänke der Senatoren: die weniger zahlreichen Anhänger der alten Götter wagten kaum Einsprache.

„Und um euch, ihr verspäteten Diener der Olympier, meine Unparteilichkeit zu zeigen,“ fuhr er mit dem leisen Lächeln der Überlegenheit fort, „will ich euch mittheilen, daß ich — die Not zwingt mich, leer sind unsre Kassen! — auch gegen meine eigne Kirche, die katholische, die Forderungen des Staates durchsetzen muß: ich habe heute die Steuerfreiheit aller rechtgläubigen Kirchen aufgehoben: sie müssen aus den unermesslichen Reichtümern, die sie aus der Freigebigkeit der frommen Kaiser geschöpft haben, ein klein Scherflein ablassen zur Rettung des Reichs!“ — „Diese Unparteilichkeit! Hohn ist sie!“ riefen die katholischen Senatoren. — „Den Vertrag mit dem Gotenkönig aber,“ fuhr er schärfer, strenger fort, „den — wisset es nun! — hat der Imperator bereits abgeschlossen: seht her, hier steht sein Name. Ich wollte euch ehren, schonen, indem ich euch erst zu befragen schien. Nun ihr aber trogen wollt, lernt, daß ihr nein zu sagen weder Recht noch Macht habt. Wer unter euch wagt es, dem Imperator zu widersprechen? Das wäre crimen laesae majestatis. Schaut hinaus zu jenem Bogensfenster: da rücken sie an, meine germanischen Söldner, gegen dieses Haus. Wessen Namen soll ich hinausrufen als eines Hochverräters?“

Keiner nannte sich: nur Lampadius rief: „Das ist Gewalt, Barbar! Hüte dich! Gewalt geht durch Gewalt zu Scherben.“

VI.

Zu Aulon, in Epirus, in einer stattlichen römischen Villa saßen in dem von immergrünenden Büschen, von Lorbeer, Oleander, Myrten und Eiben umhegten Garten, dessen weit offene Doppeltür den Blick auf die Straße nach dem Hafen hin gewährte, auf halbkreisförmigen niedern Bänken von weißem Marmor ein blonder Mann und eine dunkelhaarige Frau. Zu deren Seite stand ein römisches, schön aus Zedernholz geschnitztes Kinderbett, gefüllt mit Pfählen und Decken römischer Art, aber über ihnen und dem Bett lag ein langer germanischer Schild: der trug den Körper des Kleinen. Es war Sommer: doch die hohen und dichten Edelbäume und Edelbüsche hatten den ganzen Tag über die Glut der Sonne abgehalten und nun, da sie zu Rüste ging, wehte von der See her liebliche Kühle durch den hainähnlichen Garten.

Das Paar war mit einer lateinischen Dichtung beschäftigt, der Mann schien dabei der Lernende, die Frau die Lehrerin zu sein: sie las vor: emsig, gespannt horchte der Mann und unterbrach zuweilen mit einer Frage, wo er nicht rasch genug folgen konnte: dann hielt die schöne Meisterin geduldig an, wiederholte den Vers langsam und, wenn nötig, erklärte sie ihn in lateinischer Prosa, während der goldlockige Schüler mit dem starken Zeigefinger die Zeile verfolgte; aber oft neigte er dem Kinde zu, das der Mutter lachend die beiden Armdchen entgegenreckte.

„Du mußt schon verzeihen,“ entschuldigte der Gatte nach einer solchen Stockung, „kann ich nicht alles gleich verstehen. Habe zwar einer Latein gleichzeitig mit der

Muttersprache gelernt und sprech' es und versteh' es ganz glatt: aber ‚Prosa‘, wie du's nennst! Dies Geschreibsel jedoch von Stilichos vielgepriesenem Freund Claudian — das sind ‚poemata‘, Verse. Ach, und was für lange! Unter sechs Hopsern in einer Reihe tut er's nie. Und es klingt ja auch gar schön, 's ist wahr . . .“ — „Pompa sermonis Latini,“ nickte die Frau und küßte ihren Knaben. „Wirst auch einmal so pompös reden, Theodosiuncule!“ — „Wenn nur der liebe Poet nicht in wahrhaft teuflischer Weise . . .“ — „Diabolice heißt es, nicht wahr, mein Söhnlein?“ — „Immer alle Wörter auseinanderreißen wollte, die zusammengehören! Oft muß man ihnen um die Ecke der zweiten, ja bis in die dritte Zeile nachlaufen, um ein Adjektivum — nicht wahr, so sagt man?“ — „Gut hast du gelernt!“ — „Zu finden, das nach seinem schon lang wieder vergessnen Objektivum, . . . nicht?“ — „Nein, Subjektivum!“ — „Subjektivum hinauf will. Zum Beispiel, hier . . .“ — „Ja, Lieber, das weiß ich schon ziemlich lang. Das ist eben das Schöne.“ — „So? Nun: ich sage lieber: ich liebe dich, Placidia, weil du so schön bist, als etwa: So weil ich Placidia bist dich schön liebe du.“ — Sie lachte: „Ich höre beides gleich gern. Und versteh's. Haben wir uns doch auf Lateinisch und Gotisch gleich lieb, du pulcher-sag: und das griechische ‚καλός‘ kriegst du obenein mit diesem Kuß.“ — „Du Holbe! — Aber Griechisch lern' ich nicht auch noch!“ — „Sollst nicht! Folge nur auf Lateinisch hübsch in allem, was ich dir sage. Omphale spielen ist süß mit einem solchen Herakles. Aber das versteht er nicht, mein Barbar! — Ach, Ataulf, wie ich dich liebe! Wie glücklich bin ich!“ — „Auch ohne Diadem?“ lächelte er. „Ich gab dir's zurück nach Pollentia. Wo ist es?“ — „Ich warf's ins Meer nach unserm Hochzeitstag. Dein sein,

dein Weib, ist alles. Oh wie töricht war ich, als ich herrschen wollte statt lieben! — Aber du, mein Bublein, du mußtest noch hinzukommen“ — sie wandte sich wieder dem Kinde zu —: „erst du hast den Kranz meines Glückes geschlossen: du, Marich Theodosius! Ah, was der weise Stilicho seit vielen Jahren sich — recht vergeblich! — abmüht, zu erreichen, die ‚Verschmelzung Roms und der Germanen‘, wie er’s nennt, — wir zwei beide, wir haben’s schön und mühelos und selig erreicht: da liegt es vor uns, strampfend, strotzend von Lebenskraft und Lebenslust.“

Eine bange Ahnung stieg dunkel auf in des Goten lichter Seele: — „Wird er uns bleiben, der Knabe?“ Aber er schwieg und strich mit der Hand über die Stirn, wie um Gewölke zu verschleichen.

„Nun aber, mein Herr und Schüler und Gemahl, mußt du belohnt werden für das trockne Lernen. Ich weiß: dies ist deine durstige Stunde: — die Sonne sinkt — oder besser: deine durstigste, o schönster der viel trinkenden Germanen. Ich will rufen . . .: aber schau, dein treuer Hailswinth, der kennt dich noch besser, weil länger, als Placidia. Da kommt er schon aus dem Hause mit dem Mischkrug. Der erste, der treueste deiner ‚Gefolgen‘. Ich hab’ es verstehen gelernt, weshalb gerade der dein Mundschenk ward: bei uns sind’s Sklaven, — bei euch ist’s das wichtigste aller Hausämter, — fast ein Staatsamt.“

Der mächtige Mann in gotischer Gewandung und Gewaffnung brachte aus dem Wohnhaus über die Porphyristufen in den Garten herab einen kleinen Krug Weines, einen breiten Mischkrug und zwei silberne Becher: er stellte sie auf den runden Marmortisch vor den Gatten, neigte sich und wollte wieder gehen. Aber Altaulf winkte ihm zu bleiben: „Die Herrin, — die meine wie die deine! —

schalt so schlimm über unser Trinken! Sie soll wenigstens wissen, warum," lachte er. „Von morgen ab den Wein in den dicken, das Wasser in den dünnen Krug.“

Er schenkte einen der Becher aus dem Weinkrug voll, und reichte ihn dem Mann: „Da trink, herzlich. — gotischen Schluck! Schau her, Kaiserkind, siehst du da über Stirn und Wange die tiefe Narbe ziehn? — blutrot? Der Hieb galt mir in jener Mordnacht an der Abda; der Treue fing ihn auf — für mich! — und stieß zugleich den Hunnen vom Gaul.“ — „Ja, jene Nacht, die Flammennacht!“ Die Miene des Gefolgen verdüsterte sich: er stellte dankend den leeren Becher auf den Tisch und wandte sich dem Gartentore zu.

Plötzlich blieb er — wie angewurzelt — stehn und rechte sprachlos beide Arme gen Himmel: „Ah, Himmelvater! Sie . . . sie ist's! Nur viel schöner. Ihre Seele! Hailiko!“

Das Ehepaar erhob sich erstaunt: in der offenen Gartentür stand auf der Schwelle ein Mädchen von etwa fünfzehn Jahren in weißem Wollgewand: das blonde Haar flutete gelöst auf die Schultern: sie trug einen Stab in der Hand. Zögernd blieb sie eine Weile stehn: dann rief sie jauchzend: „Vater! Vater!“ — „Du bist's! Du selbst!“ Sie ließ den Stab fallen und eilte auf Hailswinth zu, der sie stürmisch in die Arme schloß.

Placidia war nun heran: „Ist das . . .? Ja, ja, gewiß! Deine Tochter, die du verbraunt geglaubt in jener Nacht.“ — „Ja, sie ist's!“ rief der Vater, sie loslassend, um in ihr Antlitz zu schauen. „Nur größer . . . schöner: wie ein Engel des Herrn.“

Nun ward in der Türe ihr Begleiter sichtbar: scheu hielt er sich zurück: aber Altauf ging auf ihn zu: „Gehört der zu dir?“ fragte er Hailiko. — „Ja, freilich, freilich!

Der gehört zu mir! Komm, Freund!“ Und sie zog ihn an der Hand herzu: „Vater, der da . . .: der hat dein Kind gerettet . . . — mehr als einmal. Will sagen: durch ihn der Himmelsherr. Aber die Mutter? Die Geschwister? Wo wo sind sie?“ — Mit tiefermüthem Blick nach oben hob der Vater die Hand: „Dort!“ — „Oh, die Mutter! Die Schwestern? Das Brüderlein?“ — „Alle! — Ich kehrte, nachdem ich den Herrn geborgen gesehen, nochmal zu den Zelten zurück und suchte — ich sah kaum aus den Augen vor Blut — und fand sie endlich — erschlagen. Alle sechs! Die Mutter hielt den Säugling noch im Arm. Nur du fehltest. Ich rief dich — ich schrie deinen Namen —: keine Antwort und keine Spur von dir in dem Schutt, der Asche der Zelte. Da floh ich und weinte um euch alle.“

„Aber nun erzählt ihr beiden!“ mahnte Ataulf. „Doch erst laßt euch! Trinkt. Hier setzt euch — alle drei — zu uns.“

Und nun berichteten die Kinder, in Wechselrede sich ablösend und ergänzend, ihr Zusammentreffen auf dem Schlachtfeld und ihren Aufbruch. „Und vom Grabe meines Ahns hinweg verfolgten wir die Spur des Gotenheeres. Wohl war sie leicht zu finden: aber überall kamen wir zu spät. Denn nur gar langsam kamen wir vorwärts.“ — „Betteln wollten wir nicht: so mußten wir arbeiten, unsere Wegzehrung zu verdienen.“ — „Arbeiten?“ lachte Placidia, beide Becher wieder vollschenkend. „Ihr Kinder, was könnt ihr denn?“ — „O viel, schöne Herrin,“ erwiderte das Mädchen, „man kann viel, wenn man nur muß: die Rot ist scharfe Lehrerin. Ich hütete Geflügel, auch Schafe und Ziegen auf den Villen am Wege . . .“ — „Und ich die Pferde. Nachdem ich fünfmal heruntergefugelt,“ lachte der Knabe, „konnt’ ich reiten. Und

Hailiko konnte so zierlich spinnen und weben" —
 „Die liebe Mutter hatte mich's früh gelehrt. Aber mein
 Freund hier, — gar viel hielten auf ihn als Gärtner die
 Reichen in den Villen: er verstand die Weinberge und die
 Blumen so gut zu pflegen" — „Ei, das hatte ich
 dem Ahn abgesehn. Hatten wir so wieder ein par Dreis-
 linge beisammen, so ging es weiter.“ — „Und es gibt
 doch viel mehr gute Menschen als böse,“ meinte Hailiko.
 „Ganz abgewiesen hat uns niemand.“ — „Dich ab-
 weisen?“ lächelte Placidia, über das blonde Köpflein
 streichend. „Wer könnte das?“ — „Im Gegenteil,“ fuhr
 Julianus fort. „Oft wollten sie uns länger, wollten uns
 auch wohl für immer behalten.“ — „Wie Ataulf und
 Placidia tun werden,“ sprach diese. — „Aber wir machten
 uns immer wieder los,“ erzählte Hailiko. „Ich mußte
 ja doch zum Vater, ach, zu den Meinen.“ — „Und ich
 zu König Marich. Wo . . . wo ist er? Ich muß . . .
 der Ahn gebot" — Er sprang auf. Ataulf zog
 ihn wieder auf die Bank: „Gedulde dich! Bald kommt er,
 das Nachtmahl mit uns zu teilen.“

„So wanderten wir weiter und weiter gen Aufgang
 und gen Mittag,“ fuhr er fort. „Darüber vergingen
 Sommer und Schneezeit. Immer fragten wir nach den
 Goten. Endlich, zur Erntezeit, erfuhren wir, sie seien gar
 nicht mehr im Lande: sondern in Lauden, von denen ich
 nie gehört: Epirus und Illyricum.“ — „Da kamen mir
 die Tränen,“ klagte das Mädchen. „Aber mein Freund
 trocknete sie mit lieber Hand. Und nun mahute er mich
 an den Himmels Herrn und seine Weg-Engel. Denn auf
 dem langen Wandergange hatte er beten gelernt.“ —
 „Ja,“ sprach der Knabe feierlich. „Und warum? Weil
 uns jedesmal aus Zweifel, Gefahr und Not war geholfen
 worden, sah Hailiko so . . . so gen Himmel, wie nur

sie schauen kann, und betete dazu.“ — „So taten wir auch damals auf dem lärmenden Forum einer volkreichen Stadt, — weiß nicht mehr, wie sie hieß — als wir erfuhren, wir müßten die Goten jenseit eines großen Wassers suchen und wo ich fast verzweifelt wäre. Da knieten wir, wo wir standen, nebeneinander nieder und beteten laut, der Himmelvater solle uns den Weg an das Weltwasser weisen und uns dann hinüberhelfen. Das hörte ein guter Priester, der des Weges kam: den rührte unsre Not . . .“ — „Und euer Glaube,“ sprach Placidia. — „Und er brachte uns in das Haus seines Bruders . . .“ — „Der war ein großer Kaufherr . . .“ — „Und fuhr gar oft mit seinem Handelschiff voll Waren übers Meer. Und auf Bitten des guten Priesters nahm der uns mit nach einer Hafenstadt . . . wie hieß sie doch, Julianus?“ — „Brundisium. Und nahm uns mit auf seinem Schiff hinüber nach Dyrrhachium.“ — „Und mein Freund wollte durchaus als Ruderer arbeiten, so den Fahrlohn zu verdienen.“ — „Aber der freundliche Kaufherr lachte und sprach: Laß gut sein! Ich stelle die da — die Blonde — vorn an den Bugspriet als Schiffbild: wie ein Heiligenbild wehrt sie mir Sturm, Brandung und Klippen ab.“ — „Als wir nun aber — nach der Landung — durch dies rauhe Berg- und Wald-Land wandern mußten, da kam erst noch der schlimmste Teil unsres Weges.“ — „Bah, war nicht so arg! Wußte ich doch jetzt, — endlich! — wo wir König Marich mit seinem Vetter sicher zu finden hatten: hier in Aulon, der Hafenstadt. So mußte ich denn nach Aulon, durch alles hindurch, was hemmen wollte.“ — „Und manches hemmte uns! Von einem schmalen regennassen Steg glitt ich in einen Wildbach hinab: er sprang nach und holte mich heraus. In einer Nacht verfolgten uns Wölfe — ein ganzes Rudel —: ich

konnte nicht mehr laufen: er hob mich auf einen Baum, versprach, nachzuklettern, tat's aber nicht, lehnte sich mit dem Rücken an den Stamm und erstach mit diesem Schwertlein ihrer drei . . ." — „Nur zwei. Die andern heulten und liefen.“ — „Und das Ärgste kam am Tage darauf!“ Sie zitterte bei dem Gedanken. „Im ödesten Felsgebirge, aus dichtem, dichtem Buschwald brachen aus dem Dickicht zwei Waldbriesen — es gibt solche, sagte die Mutter — ganz schwarz.“ — „Kohlenbrenner waren's,“ lachte der Knabe. — „Und wollten mich greifen. Sie hatten Riesenstangen . . ." — „Nur Schürstangen. Aber übel hatten sie's vor mit ihr, wie sie drohten.“ — „Ihn wollten sie laufen lassen. Aber er sprang schützend vor mich. Sie zerfchlugen ihm den Arm . . ." — „Nur den linken.“ — „Aber er erstach beide.“ — „Nur den größeren. Der andre blieb verwundet liegen. Mochte ihn nicht abstechen wie ein Kalb, als er so wehrlos vor mir lag.“ — „Da! Trink, Bub!“ sprach Ataulf und reichte ihm den Becher. — „Das war der Fährnisse letzte,“ schloß das Mädchen. „Bald darauf erreichten wir die Stadt. Herrn Ataulfs Villa kannte jedes Kind. Und so sind wir nun da, dem Himmels Herrn sei Dank.“ Und sie faltete die Hände zum Gebet. Placidia aber schloß sie in die Arme: „Ja, jetzt seid ihr bei uns. Und niemals, niemals dürft ihr von uns gehn.“

Fünftes Buch.

I.

Die Luft, die über dem Palatinum, dem Senat, dem Heer, der Kirche, den Anhängern des Heidentums und allen Feinden der Barbaren in ganz Italien brütete, war seit jenem Tage zu Rom so schwül, daß die hochgespannten Leidenschaften der Parteien sich alsbald in einem furchtbaren Gewitter entladen mußten — über dem Scheitel Stilichos. Denn so heftig sich zum Beispiel Katholiken und Heiden bekämpften, — in dem Haß gegen den „Barbaren“ stimmten sie überein: rücksichtslos nur dem Staate dienend hatte er die Priester Christi wie die Jupiters herausgefordert. Die „römischen Legionen“ des Carinus hielten nur die Furcht von blutigen Angriffen auf die germanischen Söldner ab, und wo sie die Überzahl hatten, brachen Haß, Eifersucht, Neid auf die Bevorzugten, besser Bezahlten in Mord und Totschlag hervor. Zumal die Familien der in Italien angesiedelten Söldner, um Bologna und Pavia, die wehrlosen Weiber und Kinder auf dem flachen Lande wurden oft von diesen „Römern“ in ihren Gehöften überfallen, beraubt, mißhandelt, gemordet, während ihre Gatten, Väter, Brüder in den Kastellen dienten: es war wie Wetterleuchten, das von fernher aufsteigendes Gewitter verkündet.

Da schlug der erste Bliß ein und entfesselte eine ganze Reihe verderblicher Schläge.

Während Stilicho in Ravenna weilte, die dort neu anzulegenden Befestigungen zu ordnen, erhielt der Kaiser zu Mailand ein Schreiben seiner Schwägerin Eudoxia und des Senates von Byzanz, das ihm den plötzlichen Tod seines Bruders meldete und die Thronbesteigung von dessen Knäblein Theodosios. Olympios war es, der, als Haupt einer Art von ständiger Gesandtschaft des oströmischen Hofes stets in des Honorius Nähe, das große amtliche Schreiben feierlich überreichte. Aber darauf, als die andern Berater des Imperators abgetreten waren, zog er eine kleine runde Eisenbeinkapsel aus dem Gewand und legte sie, sich tief verneigend, in des Herrschers Hände: „Dies hier gilt nicht dem Staat, dem Reich, — mit dem man dich unablässig quält, — dies gilt dir selbst: dem Mann, dem jugendlich blühenden, den man zweimal vermählt hat — als Knaben — nicht um seinet, nur um des Doppel-Schwiegervaters willen. Wenig Freude fandest du an den bleichen Seufzerinnen! Dies gilt dir, dem Mann.“

Honorius öffnete gespannt die Kapsel: das kleine Brustbild — Mosaik — eines wunderschönen Weibes, verhüllt nur wenig von einer Flut rotleuchtenden Haares lächelte ihn an; auf einem schmalen Papyrus-Streifen aber standen die Worte: „Komm! Nimm die Krone des Ostreichs und dieses Weib dazu. Komm rasch!“ Auf sprang Honorius von seinem Thron, heiß entzündet, wie von einem Liebes-trank berauscht. Er schien ganz verwandelt: die träge knabenhafte Schlassheit war von einem einzigen Bluttrieb abgelöst: „Zu dir!“ rief er, „in diese vollen Arme!“

Leichtes Spiel hatten von diesem Augenblick an die Führer der gegen den „Mann“ verbündeten Parteien. Ja, verbündet durch den gemeinsamen Haß; sie gelobten jetzt feierlich, bis zur erreichten Vernichtung des Gefürchteten nicht widereinander, nur gegen ihn zu kämpfen.

Bischof Venerius von Mailand forderte unter Androhung des Kirchenbannes die Aufhebung der Kirchenbesteuerung. Symmachus verlangte in einer beredten, schwungvollen Epistel Sühne der „sibyllinischen Frevel“, der Senat von Rom drohte durch Lampadius mit einer Strafanklage wegen Gewalt und beschloß, daß kein Barbar mehr seine Versammlungen besuchen dürfe, Heraclian forderte Ausschluß der Germanen von allen Hof- und Staats-Ämtern, Carinus wies auf die Zerrüttung des „römischen Heeres“ durch die Söldner hin: er lehnte jede Verantwortung für einen Nacheausbruch der „Legionen“ ab, falls jene nicht aus Italien entlassen würden. Alle aber stimmten zusammen in der dringenden Mahnung, der Kaiser müsse nach Byzanz eilen und dort die Vormundschaft und Regentschaft für seinen Neffen übernehmen: der Meister, der dies Konzert vielstimmiger Töne im geheimen leitete, war Olympios. Allein am wirksamsten redete das stumme Bild des halbnackten Weibes im stets verschlossenen Schlafgemach des verzückten, des liebeseichen Imperators.

II.

Als die Nachricht von des Arcadius Tod Stilicho in Ravenna erreichte, — nicht der Kaiser hatte sie ihm gesandt, Eucherius sie überbracht — eilte er Tag und Nacht

nach Mailand an den Hof. Unterwegs schilderte ihm der Sohn die gar nicht mehr heimlich betriebenen Ränke der Feinde. Der Vater blieb ruhig dabei: er fragte nur den neben ihm Reitenden: „Hältst du's für möglich, daß er wirklich die germanischen Söldner entläßt?“

Eucherius nickte: „Das ist mir das wahrscheinlichste, was er tun wird, von allem, was sie verlangen.“ — „Nein! Noch wahrscheinlicher tut er nicht was die andern verlangen, wonach ihn selbst verlangt. Er aber will nach Byzanz. Schon lange plante er einen Besuch dort. Ich hielt ihn nur ab, indem ich ihn warnte, sein lieber Bruder werde ihn gar nie mehr fortlassen, in den Meerturm sperren und selbst das Westreich beherrschen. Auch Eudoxia wollte er schon lange durchaus kennen lernen: — er lud sie ein. Sie sollte ihm eine zweite Placidia werden. Jetzt vollends ist sie Witwe und . . . ich kenne sie! Aber nein!“ rief er mit aufflammendem Born, „der Unbe soll nicht meine zweite Tochter schmachvoll verstoßen, wie er die erste wehevoll verblühen ließ. Nein. Jetzt kämpf' ich nicht nur mehr für dieses Reich der Römer, — für mein Haus und meines Hauses Ehre wie die meine.“ — Nach einer Weile fuhr er ernst, fast traurig fort: — „Kämpfen? Dazu braucht's zwei. Aber nur er hat Kampfmittel. Die Legionen! Die Söldner? Auch sie haben ihm geschworen, nicht mir. Schickt er sie fort, lohnt er sie ab, — die Kirche bot ihm, ich weiß, das Gold dazu, sind's doch Heiden und Ketzer! gehen sie, müssen gehn. Und ich? Wen hab' ich, der unbedingt, der ohne Wank zu mir steht? Einen Sohn, Adalger, einen Poeten. Oh beneidenswerter Marich! Hinter dir steht, bis zum Tode getreu, wie du ihm gegen eine Welt, dein Volk! Ich habe kein Volk. Mein Reich ist Rom: — aber wo ist mein Volk?“

„Höre, Vater, ein Gedanke. Du müßtest Söldner haben, die nur dir, nicht ihm geschworen haben, die er dir sowenig nehmen kann, wie dem Balten seine Goten. Die ihm geschworen, bindet dieser erste Schwur, auch wenn du sie dir schwören ließeſt. Nun aber ſagte mir Adalger jüngſt unterwegs in Bologna, neuntauſend Söldner, von Byzanz entlaſſen, Germanen, — weiß nicht, welches Stammes — ſtehen hart an unſrer Grenze. Zwei Führer fragten bei ihm an . . .“ — „Vortrefflich, mein lieber Sohn! Ich ſchicke von der nächſten Poſition der Reichspoſt Eilboten an Adalger, er ſoll mir jene Germanen ſofort anwerben: nöthigenfalls dich zu ihnen ſchicken. Denn er ſelbſt ſoll ſtugs nach Ravenna, wo meine treueſten Söldner ſtehn, dieſe Feſte mir zu ſichern. Und ſchleunig ſoll er mir Botſchaft ſenden von dem Vertragſchluſſ.“ — „Aber das Geld? Du weißt, gar oft geſtäuſcht von beiden Reichen, verlangen ſie jezt ſtets Barzahlung.“ — Stilicho ſann nach; ſeine Stirn ungewölkte ſich, dann ſprach er finſter: „Das Geld? das Geld muß der Staat geben.“ — Eucherius erſchrak: „Der Staat? Das iſt der Imperator. Sein Geld — gegen ihn? Vater, das hätteſt du früher nicht getau!“ — „Wohl,“ erwiderte Stilicho mit drohender Stimme. „Aber jezt bin ich der Staat der Römer. Erhalt' ich mich, halt' ich das Reich. Selbſtſucht? Bah, jezt ward ſie Pflicht. Nun, Knabe Honorius, Marich und Rhadagais hab' ich bezwungen und viele andre mehr — laß ſehn, ob du mich bezwingſt oder ich dich.“

III.

Allein der Imperator schenke den Kampf Aug' in Auge mit dem Gewaltigen, dem zu widerstehn er all' diese Jahre oft versucht, aber nie vermocht hatte: er entzog sich nach Kräften dem Zusammenstoß mit dem Schwiegervater, dessen Tochter zu verstoßen er im Begriffe, mit dem Staatsmann, gegen dessen Willen, wie er wohl wußte, die Regentschaft des Ostrreichs zu übernehmen, seinen Herrschersth nach Byzanz zu verlegen er entschlossen war. Freilich, so ganz entschlossen hierzu war er doch noch nicht: er hoffte immer noch, des Ministers „Erlaubnis“ hierfür zu erlangen. Aber die Reise zu Endorgia durchzusetzen war er um jeden Preis gewillt. Um jeden? Ja, zumal auch um den Preis von Stilichos Verlust. Denn er haßte ihn seit jener Demütigung zu Rom noch bitterer als je zuvor. Nur weil er ihn für unentbehrlich hielt, hatte er ihn seither noch ertragen. Und für unentbehrlich mußte er ihn trotz der Gegenreden seines Hofes halten, immer noch, wenn er kühl nachdachte: wer aus all' seinen Feinden sollte ihn in Krieg und Frieden ersetzen, diesen „Mann“? Allein nun war der Tag gekommen, da das kühle Nachdenken ausgeschlossen war durch den heißen Zauber jenes kleinen Bildes.

Die erste Enttäuschung erwartete Stilicho in Mailand: er fand den Kaiser nicht in dem dortigen Palaß: ohne seinem Minister Kenntniß zu geben, hatte er die Stadt verlassen, begleitet von Olympios und Heraclian, jetzt seine ständige Umgebung. Es verlautete — gewiß wußte es niemand zu sagen — er sei nach Pavia gereist, die dort stehenden Truppen zu mustern.

„Pavia!“ rief Stilicho sofort. Und zu Eucherius

sprach er: „Zuwohl! Dort stehen nur Römer, Carinus befehligt sie. Der hat das geplant, hat ihn zu dieser ‚Musterung‘ bewogen, das heißt ihn aus meinem Machtbereich gelöst und in seinen ‚Schutz‘ genommen. Auf nach Pavia!“ — „Vater, geh’ nicht nach Pavia. Deine germanischen Söldner sind in Ravenna, nur ihre Weiber und Kinder in und um Pavia angesiedelt. Geh nicht ohne Schutz in . . .“ — „In die Höhle des Löwen Honorius, willst du doch nicht etwa sagen? Solcher Hohn wäre crimen laesae! Soll ich auf meine alten Tage noch lernen, mich fürchten? Und vor Honorius? Wäre schwer! Nein,“ schloß er zornig, „der Bube wagt nicht, mir mit einem Nein ins Auge zu sehn. Ich hab’s oft erprobt: zuletzt wieder in Rom. Ich such’ ihn auf, stelle ihn in Mitte seiner Römer.“ — „Ich begleite dich. — Aber ehe wir aufbrechen, wünscht eine Bittende, dich zu sprechen. Hier ist sie schon. Ich gehe.“ — „Nein, bleib, lieber Bruder,“ bat eine sanfte, traurige Stimme und über die Schwelle des Gemaches schwebte eine zarte, ganz in Weiß gekleidete Gestalt. „Bleib und hilf mir den Vater bitten.“ — „Mein lieb Töchterlein!“ rief Stilicho, ihre beiden Hände fassend. „Himmel, wie bleich du bist! Und wie dünn diese Finger! Und eiskalt.“ Er führte sie an eine Kline. „Bist du leidend?“ — „Nicht mehr als sonst,“ erwiderte sie, sich niederlassend. „Die letzten Tage brachten nur mehr . . . ein wenig mehr des Bittern, als ich gewöhnt bin. Der Imperator . . .“ — „Was hat er dir getan?“ Grimmig drohend kam die Frage. — „Ich klage ihn nicht etwa an: — gewiß nicht. Es ist meine Schuld, nicht die seine: — daß ich sein Herz . . .“ — „Hat er eins?“ lachte der Vater bitter. — „Nicht zu gewinnen vermocht habe. So wenig wie die Schwester, die Glückliche.“ — „Warum preißeſt du sie glücklich, die Tote?“

fragte der Bruder. — „Weil sie tot ist. Und weil sie es nicht so lang wie ich — vergeblich! — versucht hat.“

Sie strich das ganz helle, weißgelbe Blondhaar zurück. Der Vater aber schlug die Hand vor die Stirn: „Meine beiden Töchter geopfert! Ihr blühend Leben dem toten Begriff des Römerreichs! Sprich, mein armes, weißes Länblein, was hat er dir . . .?“ — „Ich wiederhole, ich klage ihn nicht an. Aber ich muß doch sagen, was mich zu meiner Bitte zwingt.“ — „Rede! Aber sag' alles, verschweige nichts, ihn zu schonen. Alles muß ich wissen.“ — „Ja, sonst erfüllst du mein Begehren nicht. — Am Abend vor seinem Ausbruch aus dem Palast hatte ich mich, der Hofordnung gemäß, in seinem Gemach von ihm zu verabschieden. Ich fand ihn . . . nun, sehr erregt. Es war gleich nach seiner Coena: er hatte wohl wieder mit Heraclian und Olympios . . .“ — „Um die Wette getrunken,“ ergänzte der Vater. „Ja, das haben sie den verachteten Germanen abgelernt.“ — „Er war . . . nicht freundlich. Mir kamen die Tränen. Ich wollte es verbergen: ich wandte mich ab: doch er sah mein Gesicht in dem Silberspiegel der Marmorwand: ‚Heulen?‘ schrie er. ‚Schon wieder einmal heulen? Es ist nicht anzusehen! Wie sie aussieht! Wie eine Lemure! Da, du bleich' Gespenst, —‘ er tannelte an sein Bett, riß unter dem Kopfkissen eine runde Kapsel von Elfenbein hervor, öffnete sie und hielt mir ein Mosaikbild vor die Augen: ‚da schau her, so muß ein Weib aussehen. So sieht das Weib aus, von dem du, Jammerbild, mich trennst . . .‘“ — „Das Weib . . . es hatte rote Haare?“ fragte der Vater mit dräuendem Kopfnicken. — „Ja. Aber ich sah nicht viel davon. Ich schlug sofort die Augen nieder. Es war . . .“ — „Kann mir's denken!“ — „Nun, lieber Vater, — o blicke nicht so furchtbar! — danach kann ich

doch nicht mehr des Imperators Gattin auch nur heißen.“ — „Wahrlich nein,“ rief Eucherius. — „Ich will nicht sein Unheil sein, will ihn nicht trennen von dem, was er sein Glück nennt. Laß dieses Band — es ist ja keine Ehe! — von der Kirche trennen: sie kann es.“

„Ja,“ lachte Stilicho wild, „sie kann es. Und sie wird es gern tun, die Tochter des Ketzerfreundes in Schmach verstoßen. Und sie wird den frommen Kaiser auch gern von dem Verbot entbinden, die Schwägerin zu heiraten, gewiß. Aber beim Zorne Gottes, daraus wird nichts. Du bleibst Imperatrix.“ — „Vater, ich kann doch nicht . . .“ — „Gewiß, mein Kind, kannst du nicht, sollst du nicht bleiben bei dem Elenden: du bleibst fortan bei deinem Vater. Ach, jetzt fehlt die Mutter!“ — „Sie fehlt nicht mehr! Sie ist da! Sie wird nie mehr von euch lassen,“ rief Serena in dem düstern Gewand der Religiosae in das Gemach stürmend. „O mein Gatte, vergib! Kannst du vergeben?“ Und sie warf sich vor ihm auf die Knie.

Rasch erhob er sie und zog sie an die Brust: heiß strömten die Tränen: lange fand die Schluchzende die Worte nicht.

„Was ist geschehen, Mutter?“ forschte Eucherius. — „Was führt dich uns zurück?“ fragte der Gemahl. — „Ach, die Erkenntnis der Ruchlosigkeit dieser Priester!“ — „Sie kommt dir spät!“ meinte Stilicho. — „Nicht zu spät, wenn du vergeben kannst.“ — „Verzeihen! Du handeltest in frommem Wahn. Ich liebe dich: das ist mehr als verzeihen. Jene aber — sie alle! — hasse ich und sie sollen's spüren!“ — „Was haben sie dir getan, Mutter?“ bangte die Tochter, ihre Hand fassend. — „Ach, was haben sie mir nicht getan, mein Kind? Entfremdet haben sie mich dem Manne, dem Sohn: sie als Sünder

mir verleidet, mich von ihnen hinweggerissen in ihren Seelenkerker, das Kloster, und dort, dort haben sie mir alle Treu und Ehre zertreten wollen. Ich sollte . . .“ sie stockte. — „Nun?“ drängte Stilicho. — „Zuerst sollte ich ihnen — in der Beichte! — alles verraten, was du mir je an Staatsgeheimnissen anvertraut, ich sollte an-
geben, wo im Palast oder in unserem Hause du deine Briefe, zumal die von und an Marich, birgst. Und endlich — oh, es ist schändlich, ist unglaublich . . .“ — „Bei denen? Wenig!“ — „Ich sollte vor dem Imperator beschwören, als Zeugin . . . denn sie erheben Anklage gegen dich wegen Hochverrats . . .“ — „Sie wollen! Aber sie kommen nicht mehr dazu. Ich bin rascher.“ — „Ich sollte beschwören, du habest mir deinen Plan anvertraut, unsern Sohn zum Kaiser des Ostreichs zu erheben mit Hilfe des Gotenkönigs: deshalb habest du den wiederholt entkriechen lassen, dafür ihm die Hilfsgeelder bezahlt. Tu' ich es, würden sie Eucherius als uneingeweiht, als schuldlos hinstellen, weiger' ich es, ihn mit dir verderben, mich aber aus der Kirche stoßen. Und da ich sie mit Abscheu von mir wies, fesselten sie mich, schlugen mich . . .“ — „Ah, mein Weib!“ schrie Stilicho. — „Und wollten mich in einen finstern Kerker werfen. Aber ich entkam mit Hilfe einer mitleidigen Nonne und floh zu dir. Berzeiht mir!“ — „Du bist genug gestraft, bei Gott. Eucherius, du sperrst sofort jenes Kloster. Dann geleitest du Mutter und Schwester in mein sicheres Ravenna. Von dort aber fliegst du — es ist noch immer kein Bescheid von Adalger und jenen Germanen eingetroffen und nun eilt es gar sehr — zu diesen Söldnern an der Grenze, nimmst sie für mich in Eid und führst sie auch nach Ravenna. Das Geld erhebst du hier aus dem geheimen Thesaurus des Palastes.“ — „Vater, das ist . . .“ —

„Gehorche!“ — „Und du, mein Gemahl?“ — „Ich gehe zu Honorius.“ — „Alein?“ warnte Eucherius. — „Nein. Mit dem Gott der Rache.“

IV.

In dem kleinen Palatium zu Pavia, das dicht am Ufer des Ticinus lag, fand das glänzende Gefolge des Imperators, dem sich zahlreiche Heerführer aus dem Lager der „Römer“ vor der Stadt angeschlossen hatten, kaum Unterkunft. Die Vorzimmer seines Gemaches waren von Geistlichen, Beamten, Kriegern dicht gefüllt. Wohlgefällig musterte Heraclian die zahlreichen Kriegstribunen mit den echt römisch geschnittenen Gesichtern und römischen Schutz- und Truch-Waffen, oft mit Namen altrömischer Geschlechter.

„Wagt er sich wirklich hierher,“ meinte er zu Olympios — „schwerlich kommt er aus soviel Haß lebendig wieder heraus. Aber er kommt wohl nicht.“ — „Doch!“ gab der Byzantiner zurück. „Wie ich ihn kenne, kommt er.“ — „Er ist schon da,“ rief Carinus, der im Eintreten diese Worte vernommen. „Er ritt mitten durch die Gassen meines Lagers. Meine Lente knirschten. Ein Pfeil traf von hinten seinen Helm. Ich hatte Mühe, die tosenden Kohorten zurückzuhalten.“ — „Warum gabst du dir diese Mühe?“ grollte Heraclian. — „Befehl des Kaisers. Heut' in aller Früh' ergangen.“ — „Was? Wie? sollte er abermals umgeschlagen haben?“ forschte Olympios erbleichend. — „Weiß nicht,“ erwiderte Carinus achselzuckend. „Aber heute Nacht ist etwas vorgegangen in

dem heiligen Schlafgemach.“ — „Was? Was? Erzähle!“ — „Tretet näher. Ganz leise! Ich hatte die Wache im Vorzimmer. Kurz vor Mitternacht führte der Eunuch ein verhülltes Weib in das Schlafzimmer.“ — „Ah, ein Weib?“ rief Olympios. „Und mein ganzer Plan? Und Eudoxia?“ — „Ohne Sorge,“ lachte Carinus. „Das ist keine Nebenbuhlerin! Der Eunuch ging mit ihr hinein. Er trug einen weitbauchigen Erzkeffel. Und als sie nach einer Stunde wieder herauskam, glitt ihr — gerade unter der Ampel — das schwarze Kopftuch herab: es war die alte Hexe, die man die Sibylle vom Ticinns nennt.“ — „Ah, die greise Bettel, die da draußen in einer Höhle am Flußufer wohnt,“ erklärte Heraclian. — „Die ganze Stadt, all’ meine Römer,“ fuhr Carinus fort, „glauben an ihre Weissagungen fester als an die Bibel. Er hat offenbar von ihr und ihrem Ruhm gehört und . . .“ — „Er wird wieder einmal schwankend geworden sein.“ — „Ist er doch allzulang an seine Knechtschaft unter dem Vandalen gewöhnt!“ — „Und nun wollte er erforschen, was seine, was des Barbaren Zukunft birgt. Kurz: heute früh erging an mich der Befehl, den Magister militum um jeden Preis zu beschützen: kein Haar darf ihm gekrümmt werden: ich habe dafür mit meinem Kopf, daß ihm kein Leid geschieht: unverfehrt muß er nach Ravenna zurückkehren.“ — „Verflucht! Das ist seine sicherste Burg.“ — „Gewesen!“ höhnte Carinus, ganz leise. „Er wird sich wundern, sieht er sie wieder. Honorius hat auf meinen Rat im geheimen befohlen . . . du Heraclian sollst heute noch . . . aber still, da ist er.“

Stilicho trat raschen Schrittes ein: erhobenen Hauptes, schweigend, nahm er die Begrüßungen entgegen, die seinem Range gebührten und die man ihm nicht zu versagen wagte. „Dñtarius,“ sprach er ruhig. „Melde mich dem

Imperator. Ich muß ihn sofort sprechen — gleich. Und er muß entschuldigen — den Staub der Reise an meiner Gewandung: es eilt. Ich kann nicht baden und mich umkleiden, wie's Palast-Gebot. — Nein, melde lieber nicht. Ich gehe ungemeldet hinein.“ Er schob den Staunenden zurück, öffnete die Thür und trat ein. Der Ostiarius wankte, fassungslos: „Er hat ihn zugelassen — ungemeldet. Das war noch nie! Das ist des Reiches Ende!“

V.

Es schien wenigstens Stilichos Ende zu sein. Honorius mit seinem bösen Gewissen war froh, die Unterredung mit einem Vorwurf beginnen zu können, bei dem er unzweifelhaft im Rechte war. Ohne sich von dem Ruhebett zu erheben, auf dem er lässig ausgestreckt lag und vor sich hin träumte, sprach er mit einem Stirnrunzeln, das erschrecken sollte, aber viel zu übertrieben war, um zu wirken: „Seit wann tritt man so vor den Imperator?“

Aber Stilicho ließ sich nicht aufhalten in seinem Ansturm: „Seitdem der Imperator und — was viel mehr! — das Imperium am Abgrund steht. Laß jedes Scheingefecht, Honorius. Es gilt das Reich, das Werk meines Lebens. Antworte kurz auf meine kurzen Fragen. Ist es wahr, daß du die germanischen Söldner entlassen wirst?“ — „Und . . . wenn?“ — „Antworte! Ja oder nein?“ — „Nun denn — ja!“ zögerte er. — „Ist es wahr, daß du nach Byzanz gehen wirst?“ — „Ja, jawohl!“ Ganz rasch kam das heraus. — „Ist es wahr, daß du die Regentschaft des Ostreichs übernehmen, deinen

Herrschaftsitz nach Byzanz verlegen wirst?" — „Ja," rief Honorius, mit steigender Erbitterung und daher wachsendem Mut. — „Ist es wahr, daß du dort die . . ." Das Mutliß des Vaters flammte auf, er wollte jetzt . . . aber er bezwang sich noch. „Alle diese vier Dinge, bitte ich dich, Imperator, nicht zu tun."

Diese Bitte erhöhte noch die Festigkeit des Schwächlings: „Eine Bitte!" dachte er, „die kann der Gebetene gewähren oder abschlagen." Und lebhafter entgegnete er: „Und warum?" — „Weil jene Söldner allein das Reich schützen, weil die Reise nach Byzanz in dem Augenblick unmöglich ist, da ein Aumaßer, Constantinus, Britannien, Gallien, Spanien genommen hat und den Angriff auf Italien rüstet, weil du kaum im stande bist, das schwer gefährdete Westreich zu verwalten: und willst das Ostreich hinzu übernehmen? Deshalb bitte ich dich dringend — hörst du, ich bitte! — laß diese Gedanken fallen." — „Weiter nichts?" lachte Honorius höhnisch. „Horch auf, ich will dir deine wahren Gründe sagen: weil nur jene Söldner dich schützen vor dem Haß der Römer in Heer und Senat und dem Fluche der heiligen Kirche, weil du diesen Constantinus jetzt verwendest wie früher jenen Marich, als dein Werkzeug, dich als unentbehrlich hinzustellen . . ." — „Honorius!" — „Und weil du freilich nicht zum Regenten, aber zum Imperator des Ostreichs erheben willst — deinen Sohn Eucherius!"

Da fiel Stilicho grimmig lächelnd ein: „Serena, nicht wahr, wird's bezeugen? Die eigne Gattin und die eigne Mutter! Wie belastend, wie vernichtend!" — Aber er bezwang sich noch einmal — „laß das und gib nach, ich bitte." — „Nein." — „Wohlan denn, Sohn des Theodosius, so höre, was ich dir ersparen wollte: gib nach: ich befehl's dir."

Da sprang der im Purpur auf und fuhr auf ihn zu: „Ah, crimen laesae! Dein Kopf . . .“ Aber vor der unerschütterlichen Ruhe der hohen Heldengestalt, die, ohne eine Miene zu verziehen, vor ihm stehen blieb, verflachte auch diese aufflackernde Flamme: feig wich er zurück. „So spricht ein Wahnsüchtiger,“ meinte er achselzuckend. — „Nein, so spricht dein Vater, der große Theodosius. Lies! Lies dies Kodizill. Du kennst Schrift und Siegel.“ Er zog aus dem Wehrgurt eine Papyrus-Rolle und reichte sie ihm.

Der überflog die ersten Zeilen: „Vermöge der erprobten Weisheit Stilicho . . .“ plötzlich stockte er: „Wa . . . was steht hier? Und endlich gebiete ich meinem Sohn Honorius, daß er, auch nach beendeter Vormundschaft, dem Wort, dem . . . Befehl des Magister militum in allen Staatsjachen unweigerlich gehorame, wie wenn ich selbst solchen Befehl erteile“ . . . „ah, schändlich, schändlich! Das hast du erzwungen, erlistet, erschlichen bei dem Fiebernden, Sterbenden. Da! Dies die Antwort! Barbar!“ Und er zerriß die Rolle in zwei Fetzen und warf sie ihm ins Gesicht. Der trat einen Schritt zurück mit dem Aufschrei eines getroffenen Tieres, aber sogleich faßte er sich wieder, bückte sich, hob die Stücke auf und hielt sie aneinander; tonlos sprach er dann: „Diese Tat tut mir leid — für dich.“ — „Für mich?“ höhnte Honorius. — „Ja. Denn du hast den Schlusssatz nicht gelesen: sollte aber mein Sohn Honorius, nachdem sich Stilicho für einen Befehl auf dies mein Kodizill ausdrücklich berufen irgendwie durch Wort und Tat ihm —, das heißt mir! — den Gehorsam weigern oder dies Kodizill irgendwie mißachten, so soll von Stund an die kaiserliche Gewalt übergehn auf Stilicho, meinem Sohn Honorius aber nur der kaiserliche Name und Purpur ver-

bleiben: das ist dann Senat, Heer und Volk der Römer zu verkünden.“ — Da sank Honorius nach rückwärts auf das Ruhebett: er ballte die Fäuste in ohnmächtiger Wut: „Dies Blatt in seinen Händen! Er darf nicht leben!“ dachte er. „Vor dieser Türe harren hundert Schwerte und Dolche, die sich mit Wollust in sein Herz bohren. Also Aber die Prophezeiung! Erst in Ravenna“

Stilicho schien diese Mordgedanken zu erraten. Während er die durchrissene Rolle wieder in den Wehrgurt steckte, sprach er bedachtſam: „Gewalt? Sie hilft dir nicht. Beglaubigte Abschriften hüten drei meiner Freunde. Willst du jezt nachgeben?“

Aber der Liebesſieche dachte der Notleidigen: sein Blick streifte die Elfenbeinkapsel, die ihm gegenüber auf dem Kopfsfühl seines Bettes lag. Stilicho erhaschte den Blick: er folgte ihm: er sah die Kapsel: da ward er furchtbar bleich. „Nein!“ rief nun Honorius. „Du’ was du willst mit deinem Papyrus. Geh!“

„Ich gehe. — Zum Abschied nur noch eine Frage: ist es wahr, daß du meine Tochter verstoßen und deines Bruders Witwe heiraten wirst?“ Er trat zwei Schritte näher: so drohend war das Antlitz des rachedurstigen Waters, — der Erschrockene fand zuerst kein Wort: dann nur das Wort der Lüge: er versuchte aufzustehen, aber die Kniee versagten ihm: er hielt sich an den Citrustisch vor ihm: „Was?“ stotterte er. — „Eudoxia? Was fällt dir ein? Ich Ich weiß ja nichts von ihr — gar nichts.“ Da ergriff Stilicho die Kapsel, riß das Mosaikbild heraus, hielt es ihm dicht vor die Augen und schmetterte es auf den Marmorestrich, daß es in hundert Stückerlein zersprang. — Grell aufkreischte Honorius: er taumelte empor. Ohne ein Wort schritt Stilicho hinaus

und durch die dichten Reihen seiner Hasser. Die Türhüter stürzten nun in das Gemach: sie fanden den Imperator ohnmächtig auf dem Boden liegend.

VI.

Als der Feldherr raschen Schritts das Atrium erreicht hatte, — allein, uiemand begleitete den sonst so Umschmeichelten — sah er in dem halb finstern Gang, der hier von rechts her einmündete, eine dunkle Gestalt, die, einen schwarzen Mantel über Kopf und Schultern geschlagen, sich vorsichtig, geduckt, näher heraufschlich. Er griff ans Schwert und schritt der Erscheinung entgegen: „Wer bist du? Und was willst du?“ Da fiel der Mantel und vor ihm stand ein weißhaarig Weib, zitternd, sprachlos vor Erregung. „Ich glaube, dich zu kennen,“ meinte er nachsinnend, „mich zu erinnern. Bist du nicht . . .?“ — „Die Hege vom Ticin, wie sie mich nennen, die du vor dem Scheiterhaufen gerettet hast. Ich wollte dich einmal noch im Leben sehn, dir danken und dich warnen.“ — „Ich bin genug gewarnt!“ lachte er bitter. — „Nun denn, mahnen. Du wirst zwar dein Ravenna sicher erreichen . . .“ — „Hast du das in den Sternen gelesen?“ lächelte er gutmütig. — „Mehr,“ erwiderte sie in gleichem Scherzton, „das hab’ ich sogar . . . gezaubert. Der Imperator ließ mich holen heute Nacht. Er schwankte über sein Verhalten gegen dich, gestern am Tag und auch die Nacht noch.“ — „Jetzt schwankt er nicht mehr. Ich bin gerichtet. Nur die Vollstreckung steht noch aus. Die werd’ ich abwehren,“ schloß er fest. — „Wohl: Zeit hab’ ich dir dafür

gewonnen. Ich hab' ihm geweissagt aus den Linien seiner Hand, — sie ist schlaff! — aus dem End meines Kessels, aus der Stellung der Gestirne: er stirbt binnen zwei Tagen, läßt er dich nicht unverfehrt nach Ravenna zurückkehren.“ — „Und das hat er geglaubt?“ — „Gewiß! Alle Feiglinge sind abergläubisch. Und ist doch schon manches eingetroffen, was ich ihm voraus verkündet. Er zitterte bei meinen drohenden Worten: er zerschchnitt vor meinen Augen einen rot verschürzten Papyrus . . .“ — „Ein Todesurteil! Das meine.“ — „Aber eile! Nicht auf allzulange Probe stelle seinen Glauben! In Ravenna bist du doch sicher?“ — „Wie im Schoße Gottes.“ — „So möge dein Gott dich schützen. Leb' wohl!“ Sie ergriff den Saum des Mantels, küßte ihn und verschwand wieder in dem finstern Gang.

Im selben Augenblick jagte Heraclian mit einem starken Geschwader der raschesten römischen Reiter zum Ostor hinaus — auf der Straße nach Ravenna.

VII.

Obwohl der Feldherr nun genau wußte, daß sein Leben nur so lang gesichert war, bis er diese Feste erreicht hatte, eilte er doch Tag und Nacht unermüdblich auf die verhängnisvolle Stadt zu. Er fühlte, daß es jetzt keine Veröhnung mehr gab mit Honorius, aber er vertraute, gestützt auf seine vielen tausende von germanischen Söldnern, dem Schwächling die Bedingungen vorzuschreiben, unter denen er auf Veröffentlichung jenes Kodizills, das heißt auf die tatsächliche Entthronung verzichten wollte: andern-

falls rechtfertigte ja diese Urkunde seinen offenen Widerstand vor Senat, Volk und Heer. Und kam es zum Kampf mit den Römern des Carinus und Heraclian, so konnte er in jener noch nie bezwungenen Festung der Sümpfe, Lagunen und Kanäle sich leicht so lange halten, bis ihm Entsatz gebracht wurde durch — Marich! Er zweifelte keinen Augenblick, der Balte werde ihm die Verschonung bei Pollentia vergelten. Aber nur rächen, nicht mehr retten konnte der Gotenkönig den Freund!

Schwer ertrug des Ungeduldigen Gile einen Aufenthalt von drei Tagen zu Ostiglio, wo die einzige Pobrücke der Straße nach Ravenna kurz vor seinem Eintreffen von Überschwemmungen fortgerissen und die Furt ungangbar gemacht war. Erst am vierten Tag gelangte er auf einer Notbrücke hinüber. Schon als er nach noch einigen Tagen scharfen Reitens mit wenigen Begleitern sich von weitem den Mauern Ravennas näherte, fiel ihm auf, daß deren Binnen so schwach bemannt waren: und zwar sah er nur römische Feldzeichen.

„Wo sind die Söldner, die Germanen?“ war seine erste Frage an Aldalger, der ihm schon im mailändischen Thor entgegenkam. — „Wo du sie hinverschickt hast, zu unser aller stärkstem Staunen.“ — „Ich? Sie verschickt? Niemals! Wohin denn?“ — „Weit weg von hier, verstreut, verzettelt, durch ganz Amisien, Tuscan, Ligurien: in kleinen Häuflein von zehn, zwanzig Speeren.“ — „Verrat!“ rief Stilicho. „Wann hätt’ ich das befohlen? Wo . . .?“ — „Hier! In dieser Urkunde, deinem Befehl an mich: er trägt des Kaisers Namen und Siegel und — da — deine Unterschrift!“ — „Gefältscht! Wer hat sie gebracht?“ — „Heraclian.“ — „Herbei mit ihm! Wo steckt er?“ — „Mit all’ seinen Römern in den zehn Thürmen der Nord- und der Westtore.“ — „Aldalger, wie

konntest du . . . ?“ — „Ich mußte doch deinem Befehl gehorchen! Mit welcher Wut im Herzen! Schau nur her! Das ist doch deine Schrift . . .“ — „Weiß Gott, das hätte mich selbst getäuscht!“ — „Ich wagte das Äußerste: gegen diesen Befehl behielt ich zweihundert Söldner zurück, Heraclian zum Troß, zur Bedeckung deiner Frau und Tochter, gab ich vor!“ — „Wohlgetan!“

Aber der Treue zuckte die Achseln: „Zweihundert gegen viele Tausend.“ — „Getrost! Bald kommt Verstärkung. Wo ist Eucherius?“ — „Noch nicht zurück.“ — „Er muß jede Stunde eintreffen mit den neuen Germanen, meinen Söldnern! Dann wehe Heraclian! Nun komm mit zu Serena, zu Thermantia: wo weilen sie?“ — „Nicht mehr in dem offenen Sommerpalast. Seit Heraclian mit seinen Reitern eintraf, hab' ich sie geborgen in dem festen Turm des Theodosius: dort liegt ein gut Teil meiner Söldner.“ — „Vortrefflich, Freund. Aber sieh, da sprengt ein Reiter heran . . .“ — „Vom saventinischen Thor!“ — „Es ist Eucherius. Willkommen mein Sohn. Hochwillkommen und zu rechter Stunde: ein Retter in der Not. Du bringst doch die neuntausend Germanen? Die Reingeworbenen?“

Mit tranervoller Miene schüttelte der Sohn das Haupt.

„Nun, wieviele bringst du?“ drängte der Marcomanne.

„Nicht einen!“ — „Du botest doch reichen Sold?“ forschte der Vater. — „Alles, was sie verlangten. Und noch mehr.“ — „Das ist schlimm,“ sprach Stilicho, ernst, doch gefaßt. „Was sind's für Germanen?“ — „Ach Vater!“ — „Nun, rede. Was für welche?“ — „Das eben ist's: Vandalen.“ — „Ich ahne!“ senzte Alalger. — „Als sie ersuhren, dir, dir allein sollten sie schwören, dich schützen, — da war's aus! Ihr Führer rief mir zu: ‚Sag

deinem Vater — er ist ja Römer, wie er mir stolz rühmte, als ich ihm den Königsstab seines —, nein unsres Volkes! — brachte, ist nicht ein vandalischer Barbar! — sag' ihm, der Römer soll sich von seinen Römern helfen lassen. Auf, Genossen, wir reiten heim.“ Und wandte das Roß und trabte davon.“

Da verstummte Stilicho und schlug den braunen Reitermantel vor sein Antlitz. Endlich sprach er: „Ach, um ein Volk! Jetzt um ein Volk! Oh Marich . . .!“ — „Vater, ich muß eilen, noch eins zu berichten: ein Heer, ein starkes Heer ist in raschem Anzug auf diese Stadt. So erzählten Reitknechte der Reichspost, die meinen Weg kreuzten.“ — „Woher? Welches Weges?“ — „Den Po entlang.“ — „Von Pavia! Das ist Carinus. Nun wird es Ernst.“

VIII.

Ja, nun ward es Ernst. Rascher als der rings Bedrohte ahnte, sollten sich seine Gesichte erfüllen. Noch während er bei den nun schnell aufgesuchten Frauen in jenem Turme weilte. Und er tat nichts, den Gang des Schicksals aufzuhalten, ihm zu entweichen. Die Seinen beschworen ihn, zu fliehen, solange es noch Zeit, solange noch nicht alle Tore der Festung von den Feinden besetzt waren, sich draußen zu verbergen, etwa die nächsten seiner alten Söldner zu erreichen. Er schwieg.

„Stilicho flieht nicht,“ nickte der Markomanne. „Er hat's nie gelernt!“ — „Und lernt's nicht mehr,“ schloß dieser. — „Auch ist es schon zu spät,“ rief der Sohn. „Carinus ist schon herein: man kennt seine Kohorten an

den schwarzen Helmbüsch. Sieh, sie besetzen dort das Tor von Comaclum.“ — „Das lehte, das frei war,“ sprach Adalger tief ernst. — „Aber die See,“ forschte Serena, „die Hafenstadt Classis, die Flotte?“ — „Befehligt Carus, des Carinus Bruder,“ erklärte jener. — „Da! Auf dem Forum des Hercules treffen die Einziehenden des Carinus und die Geschwader Heraclians zusammen,“ zeigte der Sohn. — „Auf, komm, Eucherius,“ rief Adalger. „Ich lasse mich nicht greifen und hinrichten. Ich samule mein Häuflein Germanen hier im Turm und hinaus und drauf!“ — „Halt, kein Blut als meines,“ gebot Stilicho. Da trat Heraclian draußen dicht an den Turm und rief hinauf zu dem Rundbogenfenster, an dem der Gesuchte und die Seinen sichtbar waren: „Ergib dich, Magister militum. Sonst müssen wir den Turm stürmen.“ — „Kommt nur!“ schrie der Markomanne und zog das Schwert. — „Nein: ich komme. Kein Blut als meines,“ wiederholte Stilicho. — „Auch deines wird nicht fließen,“ versicherte Heraclian. „Sieh, gestern kam dies Schreiben an mich aus Pavia: der Imperator erklärt darin deine Begnadigung zur Verbannung aus dem Reich.“

Freudige Hoffnung lebte auf in den Frauen: „O geh, geh, Vater, und erhalte uns dein Leben,“ bat Thermantia.

Schweigend schritt er die vielgewundene Steintreppe hinab, dicht gefolgt von Sohn und Freund. Unten auf der Straße vor Heraclian angelangt, löste er das Schwert — das gefürchtete, — samt der breiten Scheide aus dem Wehrgurt und reichte es ihm, der es hastig ergriff. Sofort trat aus der zweiten Reihe der Kohorte Carinus mit bloßem Schwert: „Ich aber bringe einen jüngeren Befehl des Imperators: Verräter, Rebell, du mußt sterben.“ — Und er stieß dem Wehrlosen das Schwert in die Kehle; im selben Augenblick erstach Heraclian den Sohn. Aber

Adalger wehrte sich grimmig wie der gestellte Eber: „Zu Hilfe,“ schrie er, „zu mir, meine Germanen. Mächt den Helden.“ Das Häuflein brach aus dem Tore des Turms: wild klrten eine Weile die Waffen gegeneinander: aber nicht lang: bald war es totenstill vor dem Tore. Und in blutig rotem Scheine sank die Sonne in die Lagunen von Ravenna.

IX.

Wenige Tage darauf stand zu Anlon in dem Garten der Villa vor Marich, Ataulf und Placidia ein schwerwunder Mann, gestützt auf einen zerspellten Speer, eine blutige Binde um das helmlose Haupt geschlungen: er lehnte vorgebeugt mit der andern Hand auf den Marmortisch: es war Adalger.

Erschüttert schwiegen die drei, als er seinen Bericht beendet. Endlich fragte der König: „Aber du selbst? Durch welches Wunder entkaufst du?“ — „Sie hielten mich — nach diesen Wunden! — für tot und warfen mich im Finstern in den nächsten Kanal. Aber das Wasser belebte, weckte mich: ich schwamm geräuschlos: wo Wachen standen, tauchte ich. So gelangte ich unter vielen Brücken durch vor die Stadt hinaus. Alte Krieger, des Mannes, die er hier angesiedelt hatte, erkannten mich, verbargen mich, verhalfen mir zur Flucht aus Meer.“

„Und Serena?“ fragte Placidia. — „Starb seiner würdig. Sie boten ihr das Leben, wenn sie seine Briefe ausliefere und zumal ein Kodizill des Theodosius: sie lehnte ab und starb. Thermantia floh zu den Religiosae in Rom. — Aber noch ein anderer starb, dem Manne

getreu: Claudian, der Poet. All' seine früheren Loblieder auf Honorius sollten ihm jetzt nichts helfen: übrigens waren sie verstummt, seit er zwischen Honorius und Stilicho zu wählen hatte! Dieß Verstummen hatte längst empört: er war als glühender Verherrlicher des Feldherrn allbekannt, als sein treuer Anhänger gehaßt: der Kaiser verurteilte ihn zum Tode, verhiess aber Begnadigung, wenn er in einem Widerrufsgedicht das Andenken des Verräters brandmarken, dessen Ermordung rechtfertigen wolle. Der Wackre ließ sich lieber köpfen.“ — „Ich hab' ihn lieb gehabt, diesen zweiten Vergil,“ sprach Placidia, eine Träne zerdrückend. „Ich fühl' es erst jetzt.“ — „Aber,“ fuhr der Markomanne grimmig fort, sich hoch aufbäumend, trotz seiner Wunden, „ihr wißt ja noch längst nicht alles, nicht das Blutigste! Auch ich erfuhr es erst nach und nach während meiner Flucht von Ravenna bis Otranto quer durchs Land. Hört, Tausende, ja Zehntausende von Germanen, Marich, haßt du zu rächen: von deinen Westgoten sehr viele, dann Ostgoten, andre Goten in Menge, aber auch von den Stämmen in Gallien, an Rhein und Donau. Und nicht nur Männer, Söldner: nein, Weiber, Kinder, Greise. An einem Tage — dem vierten nach dem Mord — wurden von Heraclian und Carinus nicht nur die vielen, vielen Tausende der verstreuten Söldner überfallen und erschlagen, — nein, auch ihre um Pavia, Bologna und sonst angesiedelten Frauen und Kinder. Bürger und Kohorten wütheten um die Wette unter den Wehrlosen. Viele Frauen und Mädchen sprangen in den Ticinus um . . .“ — „Ah, halt ein!“ rief der König. „Ich kann's nicht — tatlos — hören! Beim Schwerte Gottes und bei meinem Schwert: ich will sie furchtbar rächen! Alle! Dich, edler, heißgeliebter Feind, dich vor allen. Aber auch den Geringsten unter den Hingeschlachteten

unserer Völker. Wieder ruft in mir jene Stimme: „nach Rom, Marich, nach Rom!“ Wohl an, ich folge ihr. Und diesmal steht kein Stilicho zwischen mir und dem Kapitol. Auf, Ataulf, laß das Heerhorn wieder schmettern. Zur Rache auf — nach Rom!“



Der Vater und die Gähne.



Historischer Roman aus der Völkerwanderung

VON

Felix Dahn.



Leipzig

Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel

1903.

Alle Rechte,
insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

I.

In dem Schreibgemach des bischöflichen Palastes zu Sevilla trat in einer Frühlingsnacht des Jahres 579 nach Christus eine Anzahl von hohen Geistlichen des Westgotenreiches zu geheimer Beratung zusammen. Es lag in dem Erdgeschoß des wichtigen, düsternen Banes streng byzantinischen Stils: dumpf lastete das niedrige Gewölbe des schmalen Raumes, den ein paar geweihte rote Wachskerzen, auf hohen Silberleuchtern aufgesteckt, — sie verbreiteten im Brennen süßlichen weihrauchähnlichen Geruch — nur schwach erhellten. Das einzige Rundbogenfenster blickte nicht auf die Straße, sondern in den kreisrunden hoch ummauerten Hof des weitläufigen Gebäudes.

Die Beratung mußte wohl gar geheime Dinge betreffen: denn der dicke Laden aus Edelkastanienholz war sorgfältig geschlossen und von dichten Wollteppichen verhängt, die auch die beiden schmalen Pforten verkleideten, so daß die draußen auf den Schwellen wachenden Ostiarii, die unwillkommenen Besuch abwehren oder doch rechtzeitig melden sollten, nichts von den drinnen gewechselten Reden vernehmen konnten. Auch der kostbare Mosaikestrich — er stellte in bunten Farben die Arche Noah mit ihrem Getier dar — war so hoch mit Decken belegt, daß die ohnehin so leisetretenden Sandalen der Priester geräuschlos hin und her glitten. In der breitesten Wand, dem

Fenster gegenüber, war in den edeln dunkelgrünen Malsacht (aus Teruel in Aragonien) ein Malsachtbild der heiligen Eulalia, der Schutzpatronin dieser Landschaften, eingelassen: der Goldgrund konnte die ungefüge Zeichnung nicht schöner machen; ein schwarzer Betschemel zu ihren Füßen trug auf der obersten Stufe eine ewig brennende Lampe aus irisirendem Glas. An den übrigen Seiten standen viereckige tiefe Truhen, Sarkophagen ähnlich: sie bargen, fest verschlossen, die Bücher — zumal die Urkundensätze — der Bischofskathedrale.

In der Mitte des Raumes um einen mächtigen Rundtisch aus Citrusholz auf je vier gekreuzten Füßen stand eine Anzahl von deckenbehangenen Stühlen mit gar niedriger Rückenlehne, aber zwei langen Armlehnen; sie schienen sich zu scharen um den hohen thronähnlichen Purpursitz, von dem der Metropolitan überherrschend auf alle niedersah. Gestalt und Antlitz dieses Priesters prägten sich, einmal erschaut, unauslöschlich ein: der hohe Wuchs, das hagre knochige Gesicht, die eingefallenen wachsfahlen Wangen, die scharf geschnittenen, sorgfältig geschornen, mitleidlosen Lippen, die Adlernase, die schwarzen unstät blizenden Augen unter den stolz geschwungenen Brauen, die hohe, von Gedanken, auch wohl von Leidenschaften gefurchte Stirn. Denn der Friede des Herrn schien nicht eingeleitet in diesen seinen noch ganz schwarzhaarigen Diener: dämonisch war die Erscheinung, sowohl wann sie in eisiger Ruhe der längst angeschulten Selbstbeherrschung undurchdringlich lauerte, wie wann sie plötzlich zum Angriff hervorschnellte wie eine getretene Ratte. Jetzt hatte er in jener Ruhestellung die Rechte gerade vor sich hin auf den Tisch gestreckt: die feine kleine Hand ruhte wie behütend auf einigen Pergamenturkunden und Papyrusbriefen. Nicht nur die Tracht des Metropolitan, der weitfaltige dunkel

purpurne, Chlamys-ähnliche Mantel, kennzeichnete ihn als allen hier Versammelten übergeordnet.

Eltfam war die Ähnlichkeit, mit der seine beiden Nachbarn ihm glichen: Brüder waren die drei offenbar: aber bei dem zur Rechten, Bischof Fulgentius von Astigi, schreckten die unheimlichen Züge noch drohender, während die geistige Überlegenheit des Älteren nicht auf dieser niederen Stirne thronte; der dritte Bruder, erheblich jünger, trug die gemeinsamen Familienzüge gemildert, ja verklärt durch den Ausdruck wohlwollender Güte und friedliebender Weisheit, er war nicht Bischof wie die beiden Älteren: seine Tracht war die des Archipresbyters. Die gleiche Gewandung trug der den drei Brüdern gegenüberstehende Priester, dessen Sutane und darüber geworfene Mantelkapuze — der Cucullus, — nicht den spanischen Zuschnitt zeigte.

An ihn, der, im Banne dieser stehenden Augen, gar merklich unverwandten Blickes an dem Munde des Metropolitans hing, richtete der nun das Wort: „Es ist unerläßlich, mein in Christo geliebter Sohn Sabinianus, daß Ihr außer dem Briefe, den ich Euch für meinen hohen Freund und Gönner in Rom mitgebe, auch mündlich einiges vernehmet und überbringet, was der Schrift nicht sicher anzuvertrauen ist. Zwar haben der gelehrte Gregor und ich längst eine Geheimschrift vereinbart . . .“ — „Ich kenne diese Formata, ehrwürdiger Vater,“ nickte der Fremde. — „Gewiß: hat der Treffliche mir doch seinen vertrautesten Freund als Zwischenträger gesandt.“ — „Und ich werde deinen Brief eifriger verteidigen als mein Leben, o Leander.“

Da zuckte ein grimmig Lächeln um dessen Lippen: „Ah, aber der Herr König liebt die Gewalt und seine Sajonen — sie gehorchen ihm wie Jagdhunde — sind stark.“ — „Dann könnte er doch nicht lesen . . .“ — „Er nicht.

Aber sein kluger, nur allzukluger Sohn, mein seiner Nefse, der mir täglich mehr aus Hand und Fucht wächst.“ — „Ja,“ warf Fulgentius giftig ein. „Jung Refared versteht sich auf Schriftwerk wie Fechtwerk.“ — „Deshalb das Geheimste nur von Mund zu Ohr.“ Ehrerbietig verneigte sich der Fremde.

„Und es drängt die Zeit: denn nicht lange mehr, mein' ich, wird Papst Pelagius, der müde Greis, die Tiara tragen. Allzuschlaff hat der Alte die Zügel der heiligen Kirche um die Könige dieser Welt angezogen. Das wird ganz anders, sobald mein Gönner, der gewaltige Gregor, den weltbeherrschenden Thron Sanct Peters besteigt.“ — „Er sträubt sich gegen den Plan,“ meinte Sabinianus. — „Ei freilich,“ schmunzelte Leander, „löbliche priesterliche Bescheidenheit: muß ja so sein. Aber er unterwirft sich schließlich dem Willen des Herrn, verlaß dich drauf. Und ist er Papst, dann wehe diesem Keiser- und Barbaren-Königreich.“ — „Zur Hölle König und Volk!“ drohte Fulgentius. — „Aber meine Brüder!“ mahnte der Jüngste, mißbilligend das Haupt schüttelnd. „Wir haben Treue geschworen.“ — „Erzwungener Eid!“ grollte Fulgentius. — „Der künftige Arzt, der große Gregor, muß, bevor er mit Fener und Messer die Wunden heilt, die Krankheit dieses Staates kennen. Höre darum meinen Bericht. Wenn er zu ungerecht ausfällt, — ei, hier sitzt mein Brnder Isidor, der Fürsprech aller Verurtheilten,“ höhnte er. — „Ich war jahrelang fern von Hispanien, in Byzanz, in Rom, wo ich damals Gregor zum Freund gewann. Als ich wiederkam, fand ich einen neuen König und ein neues Reich. Der neue König war mein eigener Schwager, Leovigild, dem in erster Ehe unsere Schwester, Theodosia, von unserem Vater Severianus vermählt worden war.“ — „Die Tochter eines altedeln Römergeschlechts — des

großen Imperators Theodosius! — einem Barbaren, einem Ketzer!“ grollte Fulgentius. — „Sie führten eine vollendet glückliche Ehe,“ mahnte Isidor. — „Aber die beiden Söhne der Katholikin, Hermenigild und Refared, wurden im Ketzertum erzogen. Und bald nach unsrer Schwester Tod freite er die hitzige Arianerin Godiswintha, König Athanagilds Witwe. — „Seither verfolgt er die heilige Kirche.“

„Vergib, Bruder Fulgentius,“ unterbrach Isidor, „das ist nicht so. König Leovigild läßt sich nicht durch ein Weib leiten. Was er — nicht gegen unsere Kirche —, gegen unbotmäßige Bischöfe, tut, tun muß . . . —“ — „Schweig, Archipresbyter! Das geht zu weit. Verlaß uns! Wir sind, scheint es, deiner nicht sicher.“ Isidor wollte widersprechen: aber der Metropolitan hob mahnend den Zeigefinger der rechten Hand: demütig sich neigend glitt der Bruder aus dem Gemach.

II.

„'s ist besser so,“ sprach Fulgentius. „Er würde unsre Pläne nicht verraten, aber durch hartnäckigen Einspruch hemmen. — Also höre weiter. In Byzanz, in Rom konnte ich damals dem Imperator und dem Papst die Auflösung, den Untergang dieses Reichs bestimmt in nahe Aussicht stellen: Feinde bedrohten es ringsum. Das tiefste Verderben dieses Staates ist, daß alle seine Feinde Söhne der heiligen Kirche sind, welche die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden, die vielmehr alle ihre Widersacher unter ihre Füße treten wird wie der Engel

des Herrn die schuppigen Drachen: katholisch sind die Sueven in den Bergen des Nordens, katholisch die Franken im Westen . . . —“

„Gar eifrige Christen sind die Merowinger! Gregor lobt sie stets!“ nickte der Gesandte.

„Katholisch das oströmische Reich im Osten, dem vor Gott und Menschen dieses Hispanien, die alte römische Provinz, gehört. Schon vor zwei Menschenaltern hatte der Imperator Justinianus, nachdem er die Reiche der Vandalen und der Ostgoten zerstört, die Hand auch nach diesem dritten keiserlichen Barbarenreich ausgestreckt: — und mit Erfolg! Eine ganze Reihe von Seefestungen, von Küstenstädten trägt seitdem die Besatzungen, die Fahnen des Imperators. Greifen diese drei katholischen Mächte verbündet an . . . —“ — „So muß das Goten-Reich erliegen,“ frohlockte Fulgentius. — „Denn es ist unterwühlt von seinem gefährlichsten Feind, von seinen eignen katholischen Untertanen, von dem römischen Adel und —“ — „Von uns, den Bischöfen und Priestern des Herrn: alle paar Jahre lobert ein Aufstand gegen die Goten empor.“

„Und gerade vor dieses eisernen Leovigild Wahl war das Unheil des Reiches in vollster Blüte: sein greiser Bruder, König Leova, war gestorben, der gotische Adel lag in selbstzerfleischendem Wahlkrieg, Sueven, Franken brachen über die Grenzen, die Byzantiner in Cordoba zogen ins offene Feld, die Vasken in ihren Bergen, die Römer in Tarraconien standen in den Waffen: der Gotenstaat schien verloren. Da eilte ich zurück, um zu verhüten, daß es einen Helden wie dieser Leovigild — Gott sei's geklagt! — nun einmal ist, zum Herrscher, zum einzig möglichen Retter erhalte: — denn ich — wie wir alle — will Byzanz, das rechtgläubige, herrschen sehen auf

der ganzen Halbinsel von Meer zu Meer. Ich eilte also selbst zu unserem Schwager, dem die Mehrzahl der Wähler die Krone antrug. Ich beschwor ihn, abzulehnen, sich nicht dem sichern Untergang im Kampf mit jenen übermächtigen Feinden zu weihen: — ich zählte ihm all' diese Gegner, diese Gefahren eindringlich auf: — weißt du, was der Kühne mir zur Antwort gab? Er sprang auf von dem Feldbett, auf dem er sinnend, schweigend gesessen: „Danke,“ rief er, „Schwager! Ich schwankte: du hast mich entschieden. Ja, das Reich ist bedroht, ganz wie du schilderst. Ich nehme seine Krone: ich rette das Gotenvolk oder falle.“ Und stürmte zum Zelt hinaus und begann — zur Stunde — sein Werk.“ — „Das — das ist groß!“ staunte der Römer. — „Und wie hat er's gefördert und vollendet!“ fuhr Leander fort. „Der Haß selbst muß das bewundern. Ein zerfallendes Reich, ein rings bedrohtes, hatte ich verlassen — und so Kaiser und Papst geschildert — ein stolz aufgerichtetes, sieghaft gerettetes fand ich wieder. Gleich nach seiner Thronbesteigung,“ erzählte der Bischof weiter, „schlug er in vier Schlachten hintereinander die Byzantiner aus dem Feld, entriß ihnen nach zähem Widerstand die schöne Cordoba, die stets wie ein feurig edel Roß in den gotischen Bügel knirscht, unterwarf den Aufstand der Vasken und der Cantabrer, dort die Bauern, hier die Städter, scheuchte die Sueben, die zu Hilfe heranzogen, in ihre Berge zurück und trat überall mit eherner Ferse die letzten Funken der Empörung des römischen Adels und der römischen Bischöfe aus.“

„Und all' das hat ein Mann, hat eine Menschenkraft vollendet?“ forschte Sabinianus. — „Nein,“ grollte Fulgentius, „das eben ist's: der Satan, ich zweifle nicht, hilfst dem Reiterkönig, der sich ihm verschworen.“

„Nach diesen Siegen und Erfolgen,“ fuhr Leander fort, „schwang er wie bisher das Königsschwert fortab gewaltig den Königstab, schuf das starke Toledo zu seiner Burg und Residenz, bestrafte die bestechlichen Richter, schrieb schwere neue Steuern aus und füllte habgierig — mehr noch: herrschgierig! — seinen Schatz mit den eingezogenen Gütern und Geldern der vielen Geschlechter des römischen Adels, die mit Byzanz sich verschworen hatten, und ach! vieler, sehr vieler Bistümer und Klöster, die, unvorsichtig, ihre Neigung zu den katholischen Fahnen zu deutlich verraten.“

„So nahm er mir die Hälfte meines Kirchenguts,“ zürnte Fulgentius, „nur, weil ich für den Sieg der kaiserlichen Waffen hatte beten lassen.“ — „Erführ’ er all’ das andre,“ meinte der Metropolitan, „schückte nicht die Inseln dein Haupt.“ — „So soll ich in Rom berichten,“ fragte der Archipresbyter, „bei deiner Heimkehr habest du alles verändert gefunden, und gegenüber diesem gewaltigen Barbarenhelden gebt ihr jede Hoffnung auf Befreiung, jeden Widerstand auf?“

Hestig sprang der Metropolitan von seinem Thron empor: „Nein! Nie! Niemals. Solang ich atme, hass’ ich ihn und dieses Reich der Ketzer. Nie verzichte ich auf die Hoffnung, den orthodoxen Imperator herrschen zu sehen von den Pyrenäen bis an den Ocean. Das sage dem weisen Gregor! Und er muß dazu helfen, jetzt schon und bald vom Stuhl Sankt Peters herab. Schon hab’ ich einen neuen Plan ersonnen. Oder vielmehr einen Plan des Tyrannen heimlich wider ihn selbst gewandt. Er soll sich wundern! Er will die Merowinger für sich . . . — doch Geduld! Das ist noch nicht reif. Du, Freund Sabinianus, überbringst selbst dies geheime Schreiben an die Frankenkönigin Brunichildis. Dein Rückweg führt dich

ja über Gallien. Ein andrer Bote trägt in hohlem Stab einen Brief an den Sueventönig Miro, der Rache sinnt für viele Schläge, die ihm der Tyrann geschlagen. Freund Gregor aber laß ich bitten, täglich — gleich uns — sein Nachtgebet zu schließen mit den Worten: „Verdirb, Herr Christus, König Leovigild und dieses Ketzerreich der Goten. Amen!“

III.

An dem Tage, der diesem nächtlichen Gespräch in Sevilla folgte, wandelten in dem Palastgarten zu Toledo unter reich blühenden und stark duftenden Mandelbäumen auf den — nach römischer Gartenkunst — streng geraden Linien, mit rotem, gelbem, weißem Sande bestreuten Wegen zwischen den gleichmäßig geschorenen Tarnsbüschen hin ein hoher Greis und zwei Jünglinge, offenbar seine Söhne: die Ähnlichkeit der Züge bezeugte das, unerachtet der starken Verschiedenheit des Ausdrucks. Des Vaters weißes Haar flatterte noch dicht in langen Wellen auf die mächtigen Schultern: nur an den Schläfen hatte es der vieljährige Druck des Helmes abgeweht. Er trug keine Kopfbedeckung: der Wind spielte frei in dem Silbergewoge; sein schlichtes, braunes Wollwams reichte bis an die Knie, der Behrgurt barg keine Waffe. „Mein Schwert heißt Refared, meine Brünne Hermenigild,“ hatte er auf die Mahnung der Gattin geantwortet, die vor den an diesem Hof so häufigen Mordanschlägen gegen die Könige warnen wollte.

Und in der That: der jüngere braunlockige Sohn, der zur Linken schritt, schien in seiner jugendlichen Kraft und

in der wachen Klugheit seines Blickes eine scharfe Waffe für den Vater. Der ältere — zur Rechten — war stets einen Schritt zurück: oft blieb er sinnend, wie träumend stehen, strich die schlichten, blonden Haare aus der Stirn und schlug dann die meist gesenkten blauen Augen, wie suchend, wie fragend, gen Himmel auf. Jetzt kreuzte raschelnd den Sandweg gerade vor dem König eine Wette, die so schädliche Maulwurfsgrille, die Tausende von Pflanzenwurzeln durchbeißt. „Gibt acht, Vater!“ rief Hermenigild. „Schone des Tierleins!“ Aber der König zertrat es mit festem Schritt. „Nein, mein Sohn. Schädlich Gewürm muß man zertreten, wo man's findet. Merke dir das, künftiger König.“ — „Künftiger König!“ wiederholte seufzend der Sohn. „Wenig freut mich die Aussicht.“ — „Man ist nicht zum eignen Vergnügen König, Bruder, nur zum Heil des Reiches,“ sprach der Jüngere ernst. — „Du hast recht, wie immer, Refared! Ach, weshalb bist du nicht der Erstgeborne? Du gehörst auf den Thron. Ich aber . . . — Ich hätte längst gebeten . . . Nur eines hält mich ab.“ Dies flüsterte er fast unhörbar vor sich hin. Aber scharfen Ohres wie Auges hatte Refared es doch verstanden: „Ich will dir's verraten, dies eine,“ lächelte er ihm leise zu, ihn einen Schritt zurückziehend, „du willst Leander und den Katholiken ein mildrer Herrscher werden als der Vater ist und als ich — wie du fürchtest — sein würde. Wenig kennst du mich.“ — „Schweig vor dem Vater,“ bat Hermenigild. — „Gewiß: ich hüte dein Geheimnis, obwohl nicht du mir's vertraut.“

Leovigild wandte sich um und winkte beide wieder heran. „Du möchtest vielleicht ins Kloster?“ grollte der König. „Beten, träumen und faulenzeln? Nichts da, Herr Sohn. Meine Söhne gehören nicht der Kirche: und

— auf Erden — auch nicht dem Himmel, sondern ihrem Volk. Allzuviel verkehrst du mir schriftlich — und auch mündlich in Sevilla — mit Leander.“ — „Er ist meiner seligen Mutter Bruder, Vater.“

„Ja, leider. Ich wollt', er wäre andern Mannes Ohm. — Übrigens, wenn du die Krone deines Volkes verschmähst — kein Gesetz bevorzugt den Erstgeborenen, auch deinen Bruder mag der Reichstag wählen. Oder man könnte auch,“ sprach er bedächtig und die Söhne scharf dabei musternd, „das Reich unter euch teilen: du, Hermenigild, könntest hier in Toledo herrschen, — oder bei deinem geliebten Ohm in Sevilla, eh? — Refared in seinem Nekopolis, das ich — ihm zu Ehren seiner Siege über die Keltiberer, die Vasken — gebaut und benannt habe.“ — „Ja, gern!“ rief Hermenigild rasch. Aber Refared schüttelte unwillig das Haupt: „König Leovigild, das ist nicht dein Ernst. Du hast mit Heldenkraft das vielzerrissene Reich geeint: du wirst es nicht mit eigner Hand wieder spalten. Und ich? Ich bin kein Halbmann, auch kein Halbkönig.“

Der Vater schlug ihm auf die Schulter, sah ihn freundlich mit den goldbraunen Adleraugen an und sprach: „Gut, mein tapfrer Sohn. — Ihr wähltet beide wie ich's gedacht. — Du aber, frommer Heiliger, — welch ein Glück, daß ich — trotz deiner Mutter Bitten! — dich arianisch, nicht katholisch taufen ließ — sonst wärst du Leander längst gar und ganz verfallen! — du kannst wirklich nicht ins Kloster gehen,“ spottete er gutmütig. „Denn du mußt heiraten.“

Betroffen blieb Hermenigild stehen; er fand kein Wort. Refared machte große Augen.

„Ja, heiraten. Und zwar ganz geschwind. Tretet näher heran. — Dies ist noch tief geheim — ein Plan,

der ausgeführt sein muß, bevor jene Leute davon erfahren, die ihn vereiteln würden. — Hört mich an. Ihr wißt, seit jenem Unheilskönig Chlodovech, der durch den Schlag bei Voulois uns fast all unser Land in Südgallien entriß, haben die Merowingen, diese frommen Lieblinge des heiligen Vaters, mit Raubgier und Gottseligkeit — denn wir sind ja Ketzer! — uns in Krieg und Frieden zu Schaden gesucht nach Kräften, unablässig, länger als siebenzig Jahre. Stets im Bund mit unsern andern katholischen Feinden, Byzanz und Sueven von außen, und den ärgeren von innen — mit den Bischöfen, Äbten, dem Adel der Römer in unserm Lande — haben sie uns offen und geheim bekämpft.“ — „Ja, und nur deine Heldenkraft, Vater, hat sie, die schlimmsten und mächtigsten, bisher abgewehrt!“ — „Mit äußerster Mühe, oft nur um Haarsbreite das Verderben meidend. So geht's nicht fort. Ich bin alt, bin müde . . .“ — „Man merkt's nicht,“ lachte Refared. „Laß nochmal die Stürme ringsher dich bedrohen, — wie vor Jahren wirst du sie bestehen.“ — „Und bin ich tot? Hermenigild ist fromm und gut, aber allzugut, das heißt er ist schwach. Er liebt seine Feinde, der sanfte Tor.“ — „Und ich segne, die mir fluchen,“ schloß dieser, „wie der Herr gelehrt.“ — „Der war nicht Totenkönig!“ brauste Leovigild auf, „und hatte nicht ein bedrohtes Volk zu schützen. Duldet er doch das Römerjoch auf der Seinen Nacken. Natürlich! Die linke Wange lehrt er zum Schläge reichen nach der Rechten, dem Räuber des Mantels das Wams dazu geben. Dabei kann kein Reich, kein Recht bestehen. Der war auch zu fromm — wie du!“ — „Lästre nicht, Vater!“ rief Hermenigild erschrocken. „Einen Menschen vergleichen mit ihm, der Gott selber ist.“ — „Wa — Was war das?“ schrie der König, zornig herumfahrend gegen den Sohn. „Was

wagst du zu sagen? Bist du katholisch?" — „Schweig doch, Bruder, schweig!" mahnte Refared. „Glaub' was du willst. Aber rede nicht zur Unzeit." Hermenigild erbleichte: er verstummte.

„Also soweit hat er dich schon gebracht, der tückische Bischof von Sevilla?" — Hermenigild sprach mit gesenkten Augen: „Vergib, Vater. Ich will es nie mehr sagen." — „Nicht denken sollst du's, ungeratener Sohn!"

„Denken? Vater!" mahnte Refared. „Wer kann für Gedanken? Sie fragen nicht, ob sie kommen dürfen: — sie sind da." — „Wohl! Aber solche Gedanken führen in meinem Reich nicht auf den Thron, auch nicht in ein katholisches Kloster, sondern in einen gotischen Kerker. Hüte dich, Träumer! Solche Träume sind gefährlich, aber nur dem, der sie träumt. — Also hört zu Ende. Um die Zahl unsrer Feinde zu mindern, den Mächtigen zum Freunde zu gewinnen, — lange such' ich dazu nach einem Weg. Ich hab' ihn gefunden: wir werden uns mit den Merowingen verbünden, verschwägern. Du, mein Ältester, wirst eine Königstochter der Franken freien: du hast sie als mein Gesandter am Hof zu Metz gesehen, sie ist dir keine Fremde, es ist deine Stiefnichte Jugundis." Hermenigild fuhr zusammen: er erröthete. „Die Enkelin meiner Gemahlin Godiswintha, die Tochter ihrer Tochter Brunichildis und des ermordeten Gatten, des Königs Sigibert von Austrasien." — „Und die Merowingen willigen ein?" Refared fragte so, nicht Hermenigild. — „Ja, das heißt Frau Brunichildis! Nicht deren Todfeinde, Chilperich und Fredigundis. Aber die haben ihr nichts zu verbieten und diese blutige Spaltung schwächt das Haus und die Macht der Merowingen. Und du, frommer Sohn, ich meine, du bringst dies Opfer gern? Deine Schilderung der Nichte nach deiner Heimkehr war . . ."

Da sank der Jüngling vor dem Vater auf die Kniee, suchte dessen Hand und küßte sie: „Dank, Vater, gütigstes Herz! Du weißt nicht, welche Erlösung du mir bringst. Ich schalt mein Wünschen, seit ich sie verlassen, mein Sehnen nach der Lieblichen als Sünde, als verbotenes Begehren: und nun verwandelst du diese Liebe in ein schönes Recht und eine heilige Pflicht. Dank dir!“ — „Steh auf und fasse dich! Ich mag so weiche Nührung nicht.“ Er wandte sich zu Refared, sah ihm gütig in die Augen und sprach leise: „Danke heute dem Himmel, daß du einen Bruder hast.“ — „Das tu' ich längst und alle Tage. Aber warum heute mehr?“ — „Weil sonst du die Merowingin freien müßtest. Und was würde dazu schön Babdo sagen? Schweig! Ich weiß alles. Brauchst dich nicht deines Geschmacks zu schämen. Das Mädel ist bildschön.“

IV.

Am Abend dieses Tages finden wir Refared in dem Garten des katholischen Nonnenklosters der heiligen Eulalia, das in dem stillsten Teile der Königsstadt, hart an dem Tajo-Tor, in immergrünen Büschen versteckt lag: nur der fromme Gesang der Nonnen und ihrer weltlichen Schülerinnen — Töchter der vornehmsten römischen Adelshäuser — unterbrach zu genau geregelten Stunden des Tages und der Nacht das feierliche Schweigen des lauschigen Ortes. Er wandelte neben einem schönen Mädchen zarten Alters, das nicht die schwarz und weißen Gewande der Sanctimoniales des Klosters, aber doch nur dunkle Farben und auf der Brust ein großes Kreuz von schwarzem

Marmor trug. Gar oft suchten und zärtlich sauden sich die Blicke des jungen Paares: sie sprachen wenig: sie waren glücklich in einverstandenen Schweigen. Da bückte sich der Jüngling, pflückte aus einem duftenden Beet eine schöne weiße Narzisse und reichte sie der Geliebten: „Bitte, stecke sie vor jenes schwarze Kreuz, das dich der Welt und ihrer Freude zu entfremden droht. Ich fürchte es, meine Baddo.“ — „Keine Ursache,“ lächelte diese und barg die Blume an dem Busen. „Mich hält ein starker Anker fest in der Welt. Freiwillig verlaß ich deren Glück, ach! deren Hoffnung nicht.“ — „Nun, gezwungen wird keine Freie unter König Leovigilds Schild, nicht die ärmste Ziegenhirtin seines Reichs, und nun erst seines Sohnes Braut!“

Das Mädchen errötete: — es strich erregt die weizenblonden Locken zurück, die aus dem grauen Schleier quollen — „o schon wieder dies Wort, das allzukühn! Fordre nicht den Himmel heraus! Wer weiß, ob das jemals wird. . .“ — „Und warum soll das nicht werden? Mein Vater —, heute hab ich's erfahren — hat — Gott weiß, wie? — mein, unser Geheimniß erkundet: — er zürnt nicht. Er hat dich auch gesehen und. . .“ — „Ja, er war hier, der Äbtissin seine neue Klostersteuer anzukünden. Er fragte nach meinem Namen — er streichelte mein Haar.“ — „Also! Was König Leovigild will, das geschieht in seinem Reich!“ — „In seinem Reich!“ wiederholte das Mädchen ernst. — „So bist du eine Fremde?“ rief Refared, stehen bleibend. „Ich dachte es wohl. Aber wer auch dein Vater. . .“ — Sie schüttelte traurig das Haupt: „Ich habe lang schon keinen Vater mehr.“ — „Nun denn, dein Muntwalt! Und wär's der Imperator zu Byzanz, er sagt nicht nein, wirbt Held Leovigild für seinen Sohn. O Geliebte, du hast geschworen, sagst du,

wie die Äbtissin, solange du hier weilst, nichts von deiner Herkunft zu verraten: — keiner Seele. Und mir hast du das Wort abgenommen, nie zu fragen. Ich hab's gehalten bis heute: — ich halt' es bis du mich davon entbindest — aber diese Geheimhaltung kann alles verderben! Wie soll ich dich erringen, weiß ich nicht, wem ich dich abzurufen habe, in Güte oder mit Gewalt?" — „Ich habe geschworen, Refared.“

Er senfte tief. „Welche Qualen legt mir dies Rätsel auf seit Wochen! — Seit, . . . seit jenem Tag, da ich dich mit der Äbtissin in der Tagus-Fähre erblickte, sofort in das Schifflein sprang . . .“ — „Ja, so ungestüm,“ lächelte sie, „daß es fast umschlug. Die Äbtissin — sie ward gar naß! — erschrak und rief: „Prinz Refared!“ Da erschrak auch ich. Der schöne Fremdling ein Königssohn! Aber bald wich der Schreck der Freude, als der Königssohn nicht mehr von mir ließ. Und es war recht gut, daß der geliebte Mann der Königssohn war: einen andern hätte die gestrenge Frau Äbtissin nicht so oft in den Klostergarten bringen lassen.“ — „Wah, bist ja keine Nonne. Und sollst keine werden, bei meines Vaters Haupt!“ — „Aber katholisch bin ich. Und dein Vater . . .“ — „Ei, meine Mutter war auch katholisch. Damit richtet er nichts aus. Also, wann du genug gelernt hast bei den frommen, hochgelehrten Schwestern . . .“ — „Ich meine,“ lächelte sie anmutig, „es reicht schon. Ein Weib braucht gar nicht soviel zu wissen, um . . .“ — „Selig zu machen und selig zu sein! Und wann du endlich deine Sippe nennen darfst, dann tu's sogleich, o Geliebte, nicht einen Tag wart' ich mehr! — Dann hol' ich dich, Süße, Heißgeliebte!“ Und er umschlang die schlanke Gestalt und bedeckte ihr Antlitz mit glühenden Küssen. — „Halt ein, Geliebter. Halt! Du mußt jetzt fort. Die Äbtissin schickt

den Pförtner — horch, wie er schon von weitem mahnend mit den Schlüsseln klrirt.“ — „Ich gehe. Noch einen Kuß. Und was immer uns trennen mag von außen: — wir sind eins. Und deine Seele ist mein?“ — „Auf ewig!“

Am Morgen des folgenden Tages war Refared mit einigen Gefolgen aus Toledo geritten, Musterung über ein paar Tausendschaften seiner Reiter — er war der Führer der gotischen Reiterei — in Elbora, den Tajo abwärts, vorzunehmen.

Kaum war er fort, als dem König ein Schreiben der Äbtissin von Sankt Eulalia überbracht wurde, das lautete: „Nicht ohne Bestärkung melde ich dir, Herr König, daß die Almina Baddo, die du mir so dringend empfohlen, heute Nacht von den Ihrigen in die Heimat abgeholt wurde. Vergebens hat ich um die Erlaubnis, jetzt wenigstens ihre Herkunft dir mitteilen zu dürfen. . .“ — „Gut, daß ich sie längst kenne, diese Herkunft.“ — „Sie schied unter heißen Tränen.“ — „Das glaub' ich! — Nun, mein tapferer Sohn, nun holst du dir bald die Braut mit dem Schwert. Aber nicht bevor ich's dir in die Faust drücke.“

V.

Wenige Wochen danach durchdrang die Königsstadt am Tajo freudige Bewegung: zahlreiche Begnadigungen, — zumal von Staatsverbrechern in früheren Empörungen, — wurden unter Trompetenschall in den Straßen verkündet, zugleich mit den „öffentlichen Freuden“, wie man sagte,

wegen der Verlobung des Thronfolgers mit der fränkischen Königstochter: bei solchen und ähnlichen Anlässen pflegten derartige Hulderweisungen zu erfolgen. Bei der römischen Bevölkerung ward die Freude erhöht durch das katholische Bekenntnis der Braut: unmöglich konnte der König fortan noch die Befenner des Glaubens seiner eignen Schwiegertochter verfolgen. Zudem schien die Verbindung mit den Merowingen den stets zu befürchtenden Angriffen der Franken auf das gotische Südgalien ein Ende zu machen: den katholischen Römern standen die katholischen Franken viel näher als ihre heidnischen Beherrscher, die Goten.

Es verdroß den König, daß gerade einige seiner treuesten Gefolgen und Waffengehilfen die Festfreude nicht so recht zu teilen schienen. Und bei dem Bespertrunk, dem „Dämmertrunk“, sagten die Goten, gab er diesem Unwillen Ausdruck, als die beiden Treuesten und Verdientesten dieser alten Kämpen, die Brüder Garding und Gardila, ebenfalls durchaus nicht vergnügt erschienen. Es waren zwei Riesen, der jüngere um eine halbe Fingerbreite kürzer, aber auch noch erheblich länger als der doch auch über die Mittelgröße ragende König.

Schweigend traten sie in das kleinere Trinkgemach, in dem Leovigild die vertrautesten Goten bei Sonnenuntergang um sich zu sammeln pflegte, bevor in dem großen Speisesaal dieses einst kaiserlichen Palastes der Abendschmaus mit den zahlreichen — gotischen und römischen — Palatinen gehalten wurde. Schweigend begrüßten sie erst die Königin Godiswintha, dann schweigend den König an ihrer Seite, schweigend ließen sie sich dem Paare gegenüber an dem länglichen Bronzetiisch nieder.

„Nun, Kleiner,“ redete Leovigild den einen Riesen an, „ist auch dir heute die Zunge in die durstige Kehle gefallen? Von deinem langen Herrn Bruder sind wir

schon gewohnt, daß er schweigt, wenn er nicht brummt.“ — „So brumm' ich denn, Herr König, wenn dir mein Schweigen mißfällt. Sorge dafür, daß bei den dummen Freudenfesten deine lieben Römer nicht ihre Freudenfahnen deinen treuesten Gefolgen auf die Köpfe fallen lassen. Gerade hab ich den Feszen da abgerissen.“ Er zog ein Stück eines rot- und goldgestreiften Flaggentuches aus dem Behrgurt, zeigte ihn der Königin und warf ihn unter den Tisch. — „Das macht, der Große ist zu groß,“ lachte Gardila. „Ich kam glücklich darunter durch.“ — Aber Leovigild war ernst geworden: „Rot und Gold?“ grollte er. „Das sind der Merowinger Farben! Wer wagt in meinem Toledo . . .?“ — „Ei,“ lachte Garding grimmig — Bären würden so lachen, könnten sie's — „natürlich ein frommer Römer, der sich freut und der dich dadurch zu erfreuen hofft.“ — „Und hoffen darf,“ ergänzte Gardila, „ehrt er — in ihren Farben — doch deine Schwiegertochter, die Katholikin!“

Da fuhr die Königin heftig auf, die hohe Gestalt aufrichtend: sie war fast eine Greisin, das Antlitz mußte bildschön gewesen sein, aber das Fehlen des linken Auges und ein rotes Brandmal der rechten Wange entstellten es arg, mehr noch der bitterböse Ausdruck der allzuspitzig geschnittenen und von Leidenschaften durchwitterten Züge: er war unheimlich drohend: so erschrak der alte Hüne als sie nun wie eine Schlange gegen ihn fuhr. „Gardila,“ schrie sie mit schriller Stimme, „hüte dich! Vieles verzeih ich dir und Garding — um manches starken Schwertstreiches willen: — aber das laß mich nicht noch einmal hören. Bei meinem Born! Ich und eine katholische Schwiegertochter? Eher erwürge ich sie mit diesen Händen.“ Man traute ihr das zu, so drohte das funkelnde Auge. „Gemach, Frau Ungestüm,“ beschwichtigte der König. „Nicht

Streit in der Sippe, nicht Glaubensgezänk, — ich habe genug daran! — Friede und Versöhnung auch mit den Franken ist der Zweck meines Planes. Darauf laß uns trinken."

Die Brüder taten Bescheid. Dann sprach der Ältere, die bärtigen Lippen wischend: „Möge der Wunschgott . . .“ — „Was faselst du da?“ zürnte Godiswintha. — „Verzeiht, fromme Frau. Schwer ist's in diesem Reich, just das Richtige zu glauben! — Möge der Himmel diese fränkische Verschwägerung zu besserem Ende führen als alle früheren. König Amalarich brachte sie den Tod.“ — „Ist lange her," meinte Leovigild und trank. — „Aber nicht lang ist's her, Frau Königin, als Ihr die beiden Edelperlen, Eure Töchter, den Merowingen vermähltet.“ — „Schweig, Unheilsrabe!" rief Godiswintha und verdeckte das Antlitz mit der Hand. Aber der fuhr unerbittlich fort: „Tot, erwürgt von Fredigundis, der Walandine, liegt die sanfte Galswintha, die Lilie der Goten.“ — „Und tot liegt, ermordet durch Fredigundis, Frau Brunichildens edler Gemahl, sie selbst verwitwet, gefangen, ihres Knaben beraubt . . .“ — „Schweigt, sag' ich," schrie Godiswintha. — „Und nun abermals," schloß Garding, „eine merowingische Ehe?" — „Schweig wirklich, Garding!" herrschte ihn der König an. „Die Staatskunst muß Vergangenes vergessen können um der Zukunft willen. Siehst du denn nicht die Vorteile dieses Bundes? — „Meiner Treu, nicht einen.“ — „Franken und Gote sind wie Wolf und Edelhirsch, sagt man in unsrem Volk.“ — „Und ein andres Mahnwort lautet: den Franken halt fern, sonst frißt er dich. Schon flattern fränkische Farben in Toledo. Und diese katholische . . .“ — „Ingundis legt jene Farben wie ihren Glauben ab, sobald sie Hermenigilds Weib," entgegnete der Herrscher ernst. „Übrigens, du bist doch

sonst immer noch mehr Heide als Arianer," grollte Godiswintha. „Ich glaube, du opferst zuweilen noch Wodan! — du verehrst . . ." — „Ich verehere den Siegesgott, Frau Königin, ihm ist dies Schwert geweiht und das ist den Schlachten deines Gemahls bisher ganz gut bekommen," erwiderte er trozig. — „Schande mir, vergaß ich's je und eure vierzehn Schlachten an meiner Seite," sprach dieser und reichte beiden über die Tafel hin die Hand. „Aber du mußt doch einsehen, Brummkopf: haben wir die Franken als Mitstreiter, können wir den Sueven die ewigen Seitenhiebe vergelten und die Kaiserlichen ins Meer werfen." — „Können wir beides auch allein," sprach Gardila, „solange wir mit uns Leovigild haben." — „Und den Siegesgott," schloß Garding. „Da kommen Priester. Ich gehe; komm, Bruder!"

Während sie die Marmorstufen aus dem Palast auf die Straße herabstiegen, sprach Gardila unmutig: „Warum hat er sie genommen, die üble Heze, die Einäugige . . ." — „Still! Andre Leute sind auch einäugig." — „Aber warum?" — „Sie ist ein gewaltig Weib und war die Witwe seines Vorgängers Athanagild. Groß war ihr Anhang im Adel und alle wütigen Arianer . . ." — „Ich wollte, sie wäre anderswo! Samt ihrer merowingischen Enkelin. Der Mond ging blutrot auf. Das bedeutet nicht Versöhnung!"

VI.

Einstweilen bewegte sich das stattliche Brautgeleit Ingundens gar langsam, weil auf allerlei Umwegen — denn Brunichildens Tochter konnte man nicht Fredigundens

• Machtbereich betreten lassen — auf der alten Römerstraße am Rhone-Ufer hin von Lyon über Valence, Avignon und Nîmes nach Narbonne, der Hauptstadt des gotischen Galliens, in dessen stattlichem Palatium Raft gehalten und die Braut von Hermenigild empfangen werden sollte. Wie erstaunte daher diese, als ihr alsbald in dem Empfangssaal statt des Bräutigams entgegen trat — dessen Oheim Leander. Der vielerfahrene Seelenergründer erkannte leicht die Enttäuschung des Mädchens: „Bürne mir nicht, Königskind,“ begann er in seiner leisen einschmeichelnden Stimme. „Nur ganz kurze Zeit mußte ich dich allein sprechen: — das heißt, bevor er eintrifft.“

Die Tochter Brunichildens hatte viel von deren stolzen Schönheit, aber wie deren dunkle Augen und Haare auch den hochgemuten stolzen Sinn und die feste Willenskraft, mit der die Witwe Herrn Sigiberts den trohigen Adel Austrasiens bändigte, kräftiger, mutiger als mancher Mann auf diesen fränkischen Thronen. Das edle Haupt in den Nacken werfend, sah sie dem Bischof scharf in die Augen und sprach, sich auf den purpurbehangenen Sitz niederlassend: „Ich werde kein Geheimnis haben vor meinem Gemahl.“ — „Sollst du nicht, meine wackre Nichte. Ich selbst werde ihm künden, was ich dir sage: — aber zur rechten Stunde. — Ingundis, ich kenne deine Seele.“ — „Du hast mich nur dreimal gesprochen,“ meinte sie streng. — „Aber dein Beichtvater, Fronimius von Agde, dein Erzieher im rechten Glauben, ist mein nächster Freund. Er schrieb von seinem Bögling, seinem Liebling gar viel in jedem Brief.“ — „Und aufs wärmste,“ nickte die Braut nun freundlicher, „hat er dich mir empfohlen. Dir, dir allein soll ich vertrauen in jenem Land der Ketzer. Gift ist diese Ketzerei!“ Sie fürchte die stolz geschwungenen Brauen.

Er faßte rasch ihre Hand. „Herrliches Kind, Dank! Dank für dies Wort. Es eint uns für immer: — es kürzt meine Aufgabe. Ich weiß von deinem Lehrer, wie tief durchdrungen du bist von unserem heiligen Glauben.“ — „Er ist das Leben meiner Seele,“ rief sie und schlug die Augen auf gen Himmel. „Christus weiß es!“ — „Wohlan“ — er sah sich scharf um, dann flüsterte er leise in ihr Ohr: „Man will ihn dir entreißen.“ — Sie lachte verächtlich: „Ich reißen sie den Morgenstern vom Himmel! — Wer will das?“ — „Der König, die Königin. Alle Goten.“ — „Auch Hermenigild?“ — „Der liebt dich — und will nichts, was dich betrübt. Aber er kann dich nicht schützen.“ — „Ist er kein Mann?“

Leander zuckte die Achseln: „Ein weich, ein sehr weich Gemüt.“ — „Woher weißt du . . ?“ — „Woher? Weil ich allein — weil meine Klugheit, meine Liebe zu dir — mehr noch: meine heilige Sorge um deine Seele dich gelöst hat aus dem Neze, das über deinem Haupt zusammenfallen sollte. Höre. Der König hatte deine Mutter bereits dafür gewonnen, daß du vor der Vermählung — wie umgekehrt sie und ihre Schwester bei der Heirat mit den Merowingern katholisch geworden sind, — unsern heiligen Glauben mit jener Ketzerei vertauschen sollst.“ — „Unmöglich!“ rief Ingundis und sprang auf: ihre Augen bligten. „Abscheulich! Niemals!“

Mit Wohlgefallen betrachtete sie der Bischof: „So gefällst du mir, tapfre Nichte. Vernimm, wie ich den Plan vereitelt habe:“ er zog eine Rolle aus den Falten seiner Sutane, „ich hatte den Auftrag von beiden, den Vertrag über eure Vermählung zu verfassen: in dem Entwurf standen ausdrücklich die Worte: ‚katholisches, . . . arianisches Bekenntnis‘. Ich änderte so: ‚die Vertragenden sind darin einverstanden, daß die Gatten auch durch das gleiche Be-

fennntnis werden verbunden sein.“ — „Aber — ich verstehe nicht . .“ — Überlegen lächelte der Bischof. „Ja! auch der König verstand es nicht. Wenigstens nicht richtig. Er dachte natürlich nur an das Bekenntnis Hermenigilds.“ — „Jawohl! Und der ist Arianer!“ — „Er darf's nicht bleiben,“ sprach Leander fest. — „Ah, Oheim, teurer Ohm!“ — „Du verstehst mich. Das gleiche Bekenntnis, das euch verbinden soll, ist unser heiliger Glaube. Nicht du wirst Ketzerin, — der Königssohn wird rechtgläubig.“

„Ein schwierig Werk!“ — „Nicht für dich. — Du bist sehr, sehr schön, bist heiß begehrenswert. Er liebt dich mit aller Kraft, deren seine zarte Seele überhaupt fähig ist. Ein hoher Geist in Rom. “ — „Gregor! der Mutter Freund!“ — „Und ich haben kräftig vorgearbeitet. Schon lange schwankt er: — du, du mußt ihn zu uns herüberziehen.“ — „Ich! Wie kann ich das?“ — „Indem du, bis er katholisch geworden“ — hier flüsterte er ganz leise — „ihm alles, alles weigerst, was der Liebende, der Gatte ersehnt. Den Brautkuß freilich mußt du ihm — vor allem Volk! — gewähren. Aber nach diesem einen Kuß nicht die kleinste Gunst: — hörst du? Kaum einen Handschlag. Alles hängt davon ab. Bleibe fest, meine Tochter, bleibe scheinbar hart. Nur scheinbar; denn es gilt seine unsterbliche Seele zu retten: — das bedenke. Du kannst ihn bekehren: — eine Todsünde lädst du auf dich, unterläßt du's aus Weibesschwäche, aus — Liebe.“

Da zuckte sie die Achseln: „Ich weiß nicht, was das ist. Er ist mir gleichgültig. Aber die Seele des Gatten vor den Flammen der Hölle retten: — ja, das will ich.“ — „Der Himmel wird dir lohnen. Und bedenke, Königskind: nicht diesen einen Ketzer rettetest du: Leovigild ist ein Greis. Sein Sohn folgt ihm bald auf den Thron:

ein katholischer Gotenkönig aber mit einer solchen Königin: — sie werden das ganze Gotenvolk zum rechten Glauben herüberziehen. Das letzte Heckerreich im Abendland verschwindet und das, dies große, dies heilige Werk ist dein Verdienst, meine Tochter. Willst du mir folgen?" — „Ja, ich will,“ rief sie leidenschaftlich mit Tränen der Rührung in den Augen. „Ich verspreche dir's bei Christus dem Herrn.“ — Und sie sank vor ihm auf die Kniee und küßte seinen Bischofsring. Er legte die Hand auf das schöne Haupt und sprach feierlich: „Und Christus der Herr wird dich dabei führen, stärken und segnen. Amen.“ Im stillen aber sprach er zu sich selber: „Jetzt, Herr König, zieht Unfriede in dein Haus und das Verderben in dein Reich.“

VII.

Festlich und prachtvoll schmückte sich die stolze Königsstadt Toledo an dem Tage, da das junge Brautpar seinen Einzug hielt. Von Narbonne aus hatte es, auf dem Seeweg Barcelona ansehend, dann den Ebro zu Berg Tortosa und von dort, auf der alten Legionenstraße die Berge überschreitend, den Tajo und die Residenz erreicht. Die Römer hatten all' ihre Haustüren — Balkone und Fenster nach der Straße zu gab es noch nicht — mit den Blumen des Sommertages geschmückt und gar oft mit Teppichen in den merowingischen Farben: die alte blaue Gotenfahne sah man selten.

Der Abend des Einzugstages kam heran: die lauten Feste waren vorüber, die vielen hundert Gäste hatten das Palatium verlassen. Die Königsfamilie mit wenigen ver-

trautesten Freunden blieb noch beisammen in jenem kleinen Dämmertrunk-Gemach. Da sprach die Königin — sie hatte die Eiskälte der Enkelin, die sich ihr nach Kräften fern hielt, den ganzen Tag über scharf vermerkt: — „Und nun, Jngundis. Du hast zu bestimmen: wann soll die Taufe, wann die Trauung sein?“

Da fiel Isidor, der weise und herzensgute Archipresbyter, ein: „Verzeiht, Frau Königin, ein wohlgemeintes Wort. Es wird uns, — den Katholischen — besonders schwer, bei dem Übertritt die Taufe zu erneuen. Das sieht aus, als gelte unsere Taufe nicht. Ich bitte, verzichtet auf die nochmalige Taufe.“

Grollend wollte die Königin ablehnen: allein Refared kam ihr zuvor. Seit er, heimgekehrt, die Geliebte spurlos verschwunden gefunden, hatte ihn tiefes Weh verdüstert: er lebte nur noch der Pflicht, das hieß für ihn: dem Reich: aber diesem so eifrig, eifriger als je zuvor. „Gewähre das, Vater,“ bat er. „Abt Gregor, der weise, in Rom hat es erbeten. Und“ — fügte er flüsternd bei — „es erleichtert ja den Übertritt.“ — „Es sei, mein kluger Sohn,“ sprach Leovigild. „Was liegt dem Reich an einer Taufe oder zweien! — Aber die Vermählung! Auf wann, liebe Tochter, setzt du sie fest?“ — Da erhob sich Jngundis von ihrem Sitz ihm gegenüber: noch einen Blick warf sie auf Hermenigild, der das Haupt senkte und, leise zitternd, sitzen blieb: dann trat sie hart vor den König, hob das schöne Haupt und sprach mit fester Stimme: „Herr König, wir sind bereits vermählt.“

Da sprangen alle auf von ihren Sätzen: ein Gewoge von Stimmen, von Rufen erschallte durcheinander: aber alles, auch Godiswinthas Hornruf überrönte Leovigilds dröhnendes Wort: „Vermählt? Wo . . . Wann?“ — „In Narbonne. Vor zwei Wochen.“ — „Durch wen getraut?“

— Nun erhob sich Hermenigild: er war bleich, aber nun hatte er sich gefaßt: „Oheim Leander.“ — „Katholisch getraut!“ gellte die Königin. — „Das ist nichtig,“ sprach der König, „du bist Arianer.“ — „Gewesen!“ entgegnete Ingundis. „Der Metropolitan hat ihn aufgenommen in unsere heilige Kirche.“ — „Mein Sohn! Sag’ nein!“ — Ruhig trat Hermenigild vor. „So ist’s. Ich mußte.“ — „So? Nun sollst du sehen, was ich muß. Garding, ergreife den Verräther. In den Römerturm mit ihm! Königin, dir übergeb’ ich die Verführerin. Du stehst dafür, daß sie ihn nicht sieht.“ — „Ich stehe dafür,“ erwiderte Godiswintha und ergriff sie mit harter Gewalt am Arm: sie ließ es ohne Widerstand geschehen.

„Ah, dieser Leander, der Betrüger,“ rief der König. — „Er hat nicht betrogen,“ erwiderte Ingundis. „Was steht in dem Vertrag? Auch des Glaubens Einheit soll uns verbinden: wohlan: sie verbindet uns.“ — „Der Hohn! Der Hohn! Ein echter Priesterstreich!“ Da stürmte Gardila ins Gemach: „Nun freue dich, altes Schwert Leovigilds! Du bekommst wieder zu tun. Auf, Herr König! Drei Boten trafen soeben zusammen vor den Thoren deines Palastes von Nord, von Süd, von West. Der Suevenkönig Miro brach aus seinen Bergen und hat den Duero überschritten: eine Flotte der Byzantiner ist den Bätis zu Berg gesegelt nach Sevilla und hat, von Leander empfangen, viele Tausende gelandet: die Römer in Merida, Cordoba, Carmona, Astigi haben sich empört und die Vasen ziehen in hellen Haufen auf Saragoßa.“

„Weiter nichts?“ lachte der alte Held grimmig. „Nun, sie haben’s gut vorbereitet, unsere Feinde. Das klappt ja trefflich! Alles auf einen Schlag! Auf einen Tag! Nun wartet! Der alte Gott lebt noch und der alte Leovigild auch. — Verlaßt mich jetzt alle. Ich muß mir ein

paar Sachen überlegen. Es ist spät. Morgen bei Sonnenaufgang, Refared, versammelst du auf dem Platz vor dem Palatium alle Gotenkrieger zu Toledo!"

VIII.

Die Strahlen der eben aufgegangenen Sonne glitzerten auf den Helmen, den Speerspitzen, den Schilden und Brünnen der Hundertschaften und Tausendschaften, die sich, Reiter und Fußvolk, dem ergangenen Heerbann gemäß, auf dem alten „Forum des Theodosius“ wohlgeordnet geschart hatten: lustig flatterten im Morgenwind die langen blauen „Gunsfanon“. Freudig lauter Lärm begrüßte den König, wie er mit Refared und seinen obersten Führern vollgerüstet aus dem Mittelstor auf die breite Oberstufe der Marmortreppe trat. Er winkte mit der Rechten: sofort verstummte der Lärm.

„Dank euch, meine Goten. So muß denn nochmal das Schwert — ich hatte es in der Halle für immer, — dacht' ich, — aufgehängt, ihr kennt es! — aus der Scheide fahren gegen die alten Feinde. Ihr kennt auch sie: besonders von hinten.“ Eine schallende Lache war die Antwort auf den derben Lagerwitz. „Aber diesmal steck' ich die gute Klinge nicht ein, bevor sie gründlicher Ruhe geschaffen hat als je zuvor. Und da nun Untreue immer wieder ihr Haupt erhebt, will ich mir gegen solche Untreue einen lebend'gen Schild der Treue schmieden. — In dieser schlummerlosen Nacht kam mir der Gedanke: zwei Hundertschaften auserlesener Krieger will ich um mich scharen, nicht meine Brust, meinen Leib zu schützen — das tu' ich selbst!

— Mein: als mein fleisch-gewordner Wille allüberall meine Befehle zu vollstrecken, den Ungehorsam niederzuschlagen mit scharfer Gewalt, als ob meine Hand zweihundert Schwerte schwänge. Welchen kann sich jeder Wehrmann: ich lese sie aus: nicht nach Adel der Geburt, — edel ist, wer edel tut — nach Würdigkeit. In eurem Führer aber bestell' ich Graf Wandalar von Valencia, den tapfern Mann, den Bezwiner Kastiberiens: ihm sollt ihr in allen Stücken blind gehorchen wie mir selbst. Erwartet keinen Lohn, keine Günstgeschenke: die Ehre ist euer Lohn: ‚die Schar der Treuen‘ sollt ihr heißen — und sein. Wollt ihr das, meine Goten?“

„Heil! Heil König Leovigild! Das wollen wir!“ riefen die Scharen und erhoben die Waffen.

„Gut! Ich wähle aus, bevor wir aufbrechen. Und nun vernehmt sogleich mein erst Gebot, Getreue. — Was ich voraus gewußt, sobald die erste Kunde von dem Aufstand der Basten, von der Empörung der Römer eintraf — spätere Boten haben es bestätigt — überall, in den bastischen Bergen wie auf den Ebenen um Sevilla, sind es die Priester, die höchsten wie die untersten, die den Brand geschürt, die Flammen geweckt haben: der Bischof von Astigi, Helm auf dem Haupt, Schwert in der Faust, hat am Altar gepredigt, ich sei ein Dämon der Hölle, wer mir gehorche, gehorche dem Satan und sei dem verfallen auf ewig: feierlich hat er die mit Grauen auf den Knien vor ihm Lauschenden mit geweihtem Wasser übersprengt, sie Christus und Sanct Eulalien geweiht und alle Katholischen vom Eid der Treue gegen mich entbunden.“ Ein Murren zuerst des Grolls, bald ein Schrei des Zorns lief durch die Reihen. „Überall, in Osetum, in Luca, in Pampilona, haben die Geistlichen — gegen ihre Canones! — selbst die Waffen ergriffen: sie führen die Haufen an,

die über die vereinzeltten Gehöfte der Goten im Flachland wie in den Bergen herfallen, die Häuser verbrennen, die Bewohner erschlagen: — auch Weiber und Kinder . . .“ — „Rache! Rache!“ scholl es in der Runde. — „Nicht Rache: Strafe! Aber gegen wen? Nicht gegen die betörten Vasen, die armen Berghirten, die von Kindheit auf gewohnt sind, alles blind zu glauben, was der Priester jagt, nicht die verführten Bauern an dem Bätis, nein: — die Verführer gilt's zu treffen. Zersprengt die Haufen, die Gefangnen entwaffnet und laßt sie laufen — doch jeden Priester, den ihr trifft in Waffen — sei's Diakon, Bischof, Metropolit! — Getreue, hängt ihn an den nächsten Baum. Sie sollen's lernen, was des Königs ist. Ich laß ihnen Himmel und Hölle, sie sollen mir nur dies Land, dies Volk und mein Haus lassen.“ Brausender Zuruf antwortete ihm. „Wir aus Toledo brechen sofort auf: mein Sohn gegen die Sueven, gen Nordwesten, ich gegen Sevilla und die Byzantiner gen Süden: die Aufgebote der andern Landschaften, — von allen Seiten ziehen sie uns nach — von morgen, übermorgen an. Es eilt . . .“

Da drängte sich durch die waffenblitzenden Reihen der Hundertschaft gerade gegenüber der Hochterasse ein ärmlich gekleideter alter Mann und stieg mühsam die Stufen hinan, auf einen langen Stab sich stützend: er mahnte einen zweiten, der gar schen und schüchtern umherblickte, zu folgen: „Komm nur, Sacharja, Freund Gottes! Komm getroßt und fürchte dich nicht. Der Herr König — Gott segne seinen Samen! — sieht wohl grimmig wie der Löwe auf Karmels Höhn, doch sein Herz hat lieb die Gerechtigkeit.“ Ermüdet folgte der andre. — „Was willst du, Jude?“ rief der König unwillig. „Ich kenne dich, Sojada ist dein Name, bist ein redlicher Jud': — das gibt's

auch! Hast einen Handel bei Gades an der See. Aber du siehst doch, jetzt hab ich keine Zeit für Tausch und Kauf.“ — „Herr König, hast du auch nicht Zeit fürs Recht? Wofür hat dich der Herr gesetzt auf den Thron? Ist der Thron nicht der Stuhl des Richters?“ — „Ja, Mensch,“ grockte der König. „Aber ich muß jetzt auf den Gaul, nicht auf den Thron. Mach's kurz. Was willst du?“ — „Gerechtigkeit.“ — „Die wird dir. Was ist's?“ — „Was es ist? Weh geschrien über das, was ist. Die Christen, beides, deine blonden Langmächtigen und die schwarzen, die Römischen, haben gemacht große Gewalt in Gades der Stadt und haben verbrannt unser Bethaus und geraubt die Silberleuchter und . . .“ — „Genug! Wenn sich's erwahrt, stellen sie beide, Goten und Römer, das Bethaus her auf ihre Kosten und die Räuber sterben.“ — „Hast du gehört, Sacharja, du Gerechter Gottes? Was hab' ich gesagt von unserem Herrn, dem König? Solchen Herrn habt Ihr nicht im Reich der bitterbösen Merowingen — er ist nämlich aus Paris, ist der Sacharja: — da ist ein Gewaltherr, heißt Chilperich.“ — „Gott sei's geklagt! Was hat er für Bosheiten am Leibe gegen das auserwählte Volk!“ — „Na, ich hätte mir ein andres auserwählt! — Aber ich kenne Fredigundens Gemahl, Alter. — Noch was, Jozaba?“

Der warf einen verschmitzten Blick auf seinen Genossen, der sollte sagen: „Jetzt merk' erst recht auf.“ — „Ja doch, Herr König, großmächtiger. Ich habe eine Tochter: — Rebekka ist sie geheissen und ist so schön wie der Granatbaum und die rote Blüte des Granatbaums und die weiße Lilie von . . .“ — „Saron. Ich glaub' es schon. Was ist mit ihr?“ — „Ist da dein großer Herzog über Malaccitana . . .“ — Der König nickte. „Etabila, einer meiner besten Helden und mein Freund.“ — „Weiß

geschrien über ihn! Er hat nachts überfallen mein Haus, davon geschleppt Rebedchen und hat ihr Gewalt getan.“ — Leovigild erbleichte. „Jude, das ist nicht wahr!“ — „Hörst du?“ flüsterte der aus Paris. „Ich sagte es doch.“ — „Ist es aber wahr,“ fuhr der Herrscher fort, „bei Gottes Born, fällt sein Haupt.“

Da warf sich Jozada vor ihm auf die Knie und küßte den Saum seines Mantels. „Dank dir und Heil, Herr König, du Turm der Gerechtigkeit! Hörst du, siehst du nun, Zweifler? Er ist, wie ich gerühmt, nicht wie euer Chilperich. — Verzeih, gewaltiger Kriegesheld. Rebedchen ist unverfehrt daheim.“ — Der Greis fuhr zornig auf. „Was wagtest du, Elender?“ — „Verzeih, wir haben gewettet. Der Gastfreund wollte nicht glauben, daß du auch dem armen Juden wider deine Schwertgewaltigen zu seinem Rechte verhilfst. Wir haben gewettet um tausend Solidi . . .“ — „Schau, schau, die armen Juden!“ — „Herr König, die Wette ist nicht dein Schade. Zum Waffenkrieg gehört Geld, — grausam viel Geld! Ich haß ihn wie ich ihn fürchte! Aber ich schenke dir die zehnmal hundert schönen Goldstücke.“ — „Welche Frechheit!“ — „Gelt, es ist dir zu wenig? Nun, da nimm diesen Schlüssel zu meiner großen Truhe. Da findest du mehr. Und alles ist dein was Jozada hat.“

Aber Leovigild wehrte mit der Hand unwillig ab: „Pade dich, Jude, und danke Gott, daß du ungeahndet den König belogen hast.“ — Er wandte sich nun zu seinem Sohne. „Ich weiß, es bedarf des Spornes nicht, dich vorwärts in den Kampf zu treiben.“ — „Ich werde meine Pflicht tun, Vater.“ — „Ja, wie immer. Aber damit du sie gar freudig tuest: — höre noch eins. Weißt du, warum ich dich gerade gegen die Sueven schicke? Weil . . . nun: ich erwarte, daß du diesmal die Räuber

nicht bloß — wie bisher — über die Grenze nach Hause treibst . . .“ — „Wir sollten diesem bösen Nachbarreich der Störenfriede ein Ende machen für immer, ihr Land dem unsern einverleiben . . .“ — „Das sollst du, mein Sohn. Diesen Ruhm hab' ich dir zugebach. Du bringst den Weichenden nach bis in ihre Hauptstadt Astorga. Dort durchsuche genau den Palast des Königs.“ — „Wegen der Schätze?“ — „Ja! Zumal um einer Perle willen. Die bringst du nach Toledo. Die heißt — Baddo.“ — „Vater!“ jubelte Refared. „Wie . . .?“ — „Frage jetzt nicht. Säume nicht. Dort unten scharrt ungeduldig dein Hengst. Eile! Bald wirst du alles erfahren.“

IX.

Das junge Ehepaar war getrennt, Hermenigild in den festen Turm des alten Römerkastells auf der Nordseite des Palastes abgeführt, — in das Erdgeschoß, — Ingundis in das letzte der Frauengemächer gebracht worden, in welches nur eine Thür — aus dem Schlafgemach der Königin — führte. Godiswintha selbst begleitete die Enkelin dahin: sie bemerkte deren suchenden Blick: „Nein,“ lachte sie giftig, „schönes Vögelein, du bleibst in diesem Käfig. Das Fenster ist vergittert, und vor dem Ausgang aus dem Frauenflügel steht Tag und Nacht eine Speerwache. Du bleibst hier gefangen bis du deine Irrlehre abgeschworen.“ — „So werd' ich hier sterben,“ sprach Ingundis ruhig und ließ sich auf dem Ruhebett nieder. — „Das wollen wir sehen,“ meinte die Großmutter. „Schon stärkeren Troß hat man gebrochen. Laß sehen, wie lange

du mir widerstehst, bringe ich Tag und Nacht auf dich ein: — in Güte oder, muß es sein, — anders.“ — „Das Leben kannst du mir nehmen, nicht meine Seele, das heißt meinen Glauben. Mich zwingen? Ich bin Brunnichildens Tochter.“ — „Und meine Enkelin. Du sollst sie kennen lernen, diese Großmutter. Ich werde nicht rasten, bis . . .“ — „Oh, ich bin erschöpft von 'all' dem. Laß mich schlafen.“ — „Gerade schlafen sollst du nicht: man kirt die wildesten Falken, indem man sie immer rüttelt. Ja, schließe nur die Augen, ich werde rütteln. Tag und Nacht.“ Sie faßte sie unsanft an der Schulter. — „Großmutter! Warum bist du so böse? Warst du immer so!“ — „O nein, du freche Tragerin. Ich war sanft und still und scheu und schön — wie du, nein, viel schöner. — Und alle lobten mich, die mich sahen, sogar die Mädchen, die Frauen. Und die Männer, ei die! Das Palatium des Vaters, des Herzogs zu Tarracona, ward nicht leer von Freiern. Aber ich bat den Vater, nein zu sagen zu allen: denn tief im Herzen barg ich die Liebe zu ihm, dem Herrlichsten von allen; — ach auch dem Treuesten wählte ich! — Sigifar, dem Grafen von Tortosa. Und auch er liebte mich: — glaubte, mich zu lieben. Gleich nach unserer Verlobung brach wieder einmal eine Empörung der Katholiken in Tarraconien aus. Ich eilte fliehend von Barcelona, — aus dem Meerbade — nach Hause. Aber bevor ich die Tore von Tarraco erreichen konnte, ward ich mit meinem Gefolge von einer Rotte der Aufständischen gefangen und vor den Bischof von Egara gebracht, der in Waffen im Felde stand gegen König Agila. Der Glende drang mit Gewalt in mich, in seinen römischen Pfuhl zu springen. Er drohte, mich zu töten. Ich blieb fest: da sprach er: „Nun, ich weiß, was du mehr fürchtest als den Tod, eitle Puppe: die Häßlichkeit. Wohlan, lebe: aber entstellst, den

Menschen ein Abscheu. Brandmarken will ich deine glatte Larve und dir die troßigen Augen aus dem Gesicht reißen.‘ Und ich blieb standhaft und das Schensal hielt Wort. „Ah,“ schrie sie auf, „sowie ich’s gedenke, spür’ ich wieder das heiße Eisen an der Wange, den bohrenden Stachel in der leeren Augenhöhle. Und mich noch grausamer zu quälen in Angst vor dem unn gekannten Schmerz, sollte mir das andre Auge, die andre Wange erst nach drei Tagen zerstört werden, wenn ich nicht nachgäbe. Ich wimmerte vor Angst, aber ich gab nicht nach. Da — in der zweiten Nacht — überfiel mein Vater das Lager der Aufständischen, zersprengte sie und befreite mich. Auch mein Geliebter war unter den Siegern. Als er aber die Brant erschaute, da schrie er auf, wandte sich, floh und zerriß das Band der Treue! Das alles dank’ ich Rom und seinen Priestern. Glend, vom Geliebten verlassen, ungeliebt, von allen Glücklichen gemieden schleppte ich das Leben dahin, bis König Athana-gild, des Vaters alter Freund, mich zu sich auf den Thron erhob. Und nun soll ich meine Enkelin und den Nachfolger in diesem Reich als Glieder der verhaßten Kirche leben sehen? Lieber sollen sie sterben.“

„Aber Großmutter, meine Mutter und ihre Schwester sind doch auch . . .“ — „Ah, woran mahnst du mich, Unselige!“ und im Zorn ihrer nicht mehr mächtig holte die Greisin aus und versetzte ihr mit der Faust einen Schlag ins Augesicht.

Jugundis fuhr auf, riß eine lange scharfe Nadel aus ihrem Haar, das nun in dunklen Wellen auf ihre Schultern herabflutete, und zückte sie zur Abwehr: „Rühr’ mich nicht nochmal an — sonst . . .“ Aber Godiswintha entwand ihr die Waffe und stieß sie ihr in den Arm: hochauf spritzte das Blut auf das weiße Brantgewand. „Ah du stichst, schöne Biper? Wart’, ich lasse dich durch meine Knechte

binden und geißeln bis noch mehr fließt von dem verhaßten Merowingensblut.“ Ingundis sank stöhnend vor Schmerz auf das Lager. Triumphierend beugte sich die Alte über sie: „Da liegt die Martyrin! Willst du jetzt nachgeben?“ — „Niemals.“ — „Was mußtest du meine tiefste Wunde aufrühren? Ja, ich hatte mich bewegen lassen durch König Athanagild, um der weltlichen Vorteile willen meine beiden Töchter den Merowingen und deren verhaßtem Glauben hinzugeben. Die Strafe Gottes blieb nicht aus. Gar bald war meine holdselige, sanfte Galswintha erwürgt, meine Brunichild verwitwet, gefangen im eignen Land. Und nun versührt ihre Tochter den künftigen Gotenkönig zum Abfall! Warte, du sollst mir's büßen.“ Sie stürmte aus dem Gemach und ließ Ingundis in Ohnmacht auf dem Pfühle liegen. Als diese aus ihrer Betäubung erwachte, konnte sie die Arme und Füße nicht heben: sie waren in schwere Fesseln geschnitten.

Und Wochen vergingen so: tief schnitten die harten Ketten in den zarten Leib der Dulderin. Tag um Tag drang die Greisin in ihr Opfer: — ohne jeden Erfolg: die Gequälte antwortete nicht mehr.

Aber in einer Nacht stürmte die Königin, eine Fackel in der Hand, in das Gemach. „Verfluchte,“ gestellte sie, „die Hölle ist mit euch! Hermenigild ist entflohen. Der Wächter vor seinem Turm ist erdolcht. Sterbend berichtet er, drei Männer in Mönchsgewanden brachen aus dem Gebüsch, stießen ihn von rückwärts nieder, erkletterten auf hoher Leiter das Turmfenster und entführten den Gefangenen. Dich sollen sie nicht entführen! Ihr Knechte, erhebt sie und tragt sie hinunter in den Eiskeller. Zwei Speerträger vor die Eisentür des Gewölbes.“

X.

Hermenigild war es gelungen, durch Hilfe der zahlreichen Glaubensgenossen, welche nur die Furcht vor Leovigild abhielt, sich dem Flüchtling offen anzuschließen, auf schmalen, allein den Umwohnern bekannten Steigen über die Carpetaniſchen Berge nach Alca, dann nach Merida und von hier über das Marianische Gebirge nach Sevilla zu entkommen, das er von Leander in beſten Verteidigungsſtand geſetzt fand. Der Metropolitan übergab ihm nun die weitere Führung, nachdem er ihm in der Kathedrale feierlich die Krone des Gotenreiches auf das Haupt geſetzt hatte: — das anfängliche Sträuben des frommen Gläubigen — der ganze Eifer des Neubefehrten hatte ihn ergriffen — war bald überwunden worden durch den Hinweis auf die Pflicht, die heilige Kirche vor der Verfolgung des — für abgeſetzt erklärten — Ketzerkönigs zu ſchützen: das verlangte ſchon der Dank für die mirakelhafte Befreiung! Der neue König der Goten führte den in der katholiſchen Taufe ihm beigelegten Namen „Johannes“ und prägte eifrig Münzen auf dieſen Namen. Leander aber erklärte nun, er müſſe fort, ſo lang der Bätis und die See noch nicht durch die Schiffe Leovigilds geſperrt ſeien. Es gelte, neue Truppen aus Byzanz herbeizurufen: denn die biſher gelandeten reichten offenbar nicht aus, die Goten zu bezwingen. Schweren Herzens ſah der junge König dem Eilſchiff nach, das ſeinen gewaltigen Metropolitan entführte: er war ſeine einzige Stütze geweſen: in ſich ſelbſt fand er keinen Halt, ſeit ihm die kühne Tochter Brunichildens fehlte. Und näher und näher drang das Verderben gegen ihn heran.

Der alte Held hatte die vereinten Byzantiner und die empörten Hiſpanier in Schlachten und Gefechten geſchlagen,

Merida erstürmt und zog nun in Eilmärschen gegen den Bätis und Sevilla. Wenige Tage nach Leanders Flucht sperrten Leovigilds Truppen die Stadt im Süden von der Flußmündung ab, während gleich darauf er selbst sein Landheer im Norden und Osten die alten, noch von den Römern angelegten Befestigungen, zumal aber im Westen bei Italica eng umklammern ließ. Ausfälle der Belagerten wurden blutig zurückgeschlagen. Garding und Gardila hielten scharfe Wacht. Gleichwohl war die hier versammelte Streitkraft zu schwach, die ausgezeichnet stark befestigte Römerstadt mit Sturm zu nehmen. Das Beste leistete bei der Verteidigung nicht der wenig kriegerische Königssohn, sondern Basilus, der tapfere und vielerfahrene Feldherr der Byzantiner. Er war die Seele des Widerstands: allgegenwärtig schien er an jedem bedrohten Punkt, mit aufopferndem Eifer setzte er sich Tag und Nacht den Geschossen der Belagerer aus, mehr als einmal ward er getroffen. Hermenigild fühlte sich nicht nur von Dankbarkeit, von herzlicher Reigung zu dem Manne hingezogen, der die beste Stütze seiner Sache war. Als er wieder einmal den Blutenden seines Dankes versicherte, erwiderte der Grieche: „Dank? ich tue meine Pflicht, drum ist mir wohl im Herzen. Und dich mit deiner sanften Seele hab' ich lieb gewonnen.“

Ungeduldig ertrug der ungestüme Greis draußen vor den Thoren die Verzögerung. Groß war daher die Freude, als die ersten Reiter Refareds in das Lager sprengten mit der frohen Meldung eines Doppelsiegs über die Vasken und über die Sueben — König Miro sei gefallen — und seines baldigen Eintreffens im Lager. Ungeduldig ritt der Vater dem Sohn entgegen. Von weitem schon begrüßten sich mit freudigem Wiehern die beiden Hengste: waren sie doch auch Vater und Sohn. Aber zur Rechten

neben dem Rappen des Sohnes sah Leovigild einen zierlichen weißen Zelter traben: „Er hat sie!“ lachte der Alte in den Bart und spornte sein Pferd. Am Ausgang eines Pinienwäldchens trafen sie zusammen. Als bald sprangen beide ab und umarmten sich, dann hob Refared eine schlanke Gestalt von dem Zelter und schlug ihren Schleier zurück: „Hier ist sie, die Perle des Suevenreichs.“ — „Willkommen, Töchterchen beim Vater.“ Und er schloß sie in die Arme.

Ihre Augen strahlten „Vater? Ach ich hab’ ihn kaum gekannt. Er starb so früh.“ — „Ihm hätte der Königstab der Sueven gebührt,“ nickte Leovigild. Aber sein Vetter Miro wünschte ihm den Tod, der Tod kam und Miro ward König.“ — „Mich schickte er nach Toledo in die Ferne, in eine Art Gefängnis unter dem Vorwand des Klosters.“ — „Aber geheim, zumal geheim vor mir, damit ich dich nicht als Geißel für seine oft gebrochene Vertragstreue behielte. Doch ich erkundete alles, auch von dieses Helden eifrigen Klosterbesuchen. Hatte ich doch meine Freude daran. — Zuletzt hat dem Argen die Äbtissin was gesteckt und schleunig holte er das Vögelein zurück. Ich aber wußte, nächstens schlägt er doch wieder los: dann mag der Bräutigam sich die Geliebte holen. Wie fiel der König?“ — „Auf der letzten Schanze von Istorga: — von meinem Speer. Hier ist sein Schwert. Das Volk der Sueven huldigt seinem König.“

„Du hast sie dir verdient: — nimm die Befreite.“ Und er legte sie an Refareds Brust. — „Dank, Vater! Aber du weißt: sie ist katholisch.“ — „Und ich bleib’ es,“ sprach das Mädchen fest. Einen Augenblick holte der König tief Atem: „Das setzt bösen Streit mit meiner Königin. Aber bleib’ es. Es ist vielleicht wohlgetan, den allzustraff gespannten Bogen . . .“ — „O, König

Leovigild!“ rief Refared feurig. „Das ist ein weiser Gedanke, ja ein rettender für dieses Reich. Halt ihn fest.“ — „Das werd’ ich. — Aber Töchterchen, mach’ mir ihn nicht auch katholisch — wie die andere den anderen. Nun kommt in das Lager: jetzt machen wir ein Ende mit König Johannes.“

XI.

Und rasch ging’s — nach dieser Verstärkung der Belagerer — zu Ende mit Sevilla. Vor dem Beginn des Kampfes erbat Refared vom Vater kurzen Aufschub: er möge vorher das ganze Heer zur Beichte und zum Erlass der Sündenstrafen gehen lassen. Mit großen Augen sah Leovigild auf den Sohn: „Glaubst du wirklich . . .?“ Dieser lächelte. „Nicht, daß dann die Engel des Herrn für uns kämpfen, Wunder für uns geschehen werden! Aber die Leute werden freieren Herzens und deshalb erfolgreicher kämpfen, ihr Leben freudiger wagen: steigen sie dann doch — ohne Sündenschuld — geradenwegs gen Himmel auf. Gleichviel, ob’s wahr ist: sie glauben’s: das wirkt ganz, als ob’s wahr wäre.“ — Der König zauderte: „Die Religion ist dir . . .?“ — „Sehr viel. Sehr! Aber auch Mittel zum Wohl des Reichs, zum Zweck des Sieges.“ Da gab Leovigild nach: und es wirkte gut. Nach Vollendung der Vorbereitung befahl der König den Sturm im Doppelaugriff: in der gleichen Stunde der dunklen Herbstnacht nahm er selbst von Westen, von Italica her, die Brücke über den Bätis und brach in die Stadt: — der Älteste war der erste hinter dem von seiner Streitart zertrümmerten Thor: — während Refared von Norden, von

Carmona her, den Wall erstieg. Noch auf der Wallkrone leistete hier Basilus tapfer Widerstand: als aber den Schwerverwundeten seine Doryphoren aus dem Getümmel davonzogen, verzagten die Kaiserlichen auch an dieser Stelle und flohen. In der Mitte der Stadt, auf dem Forum des Theodosius, bei dem roten Licht der Fackeln und dem gelben brennender Häuser trafen die beiden Sturmhaufen der Sieger zusammen. „Halt ein, Vater!“ flüsterte der Sohn. „Nicht gegen . . . — ihn. Dort ragt das Palatium, darin ist er gewiß nicht. Dort raste, warte bis ich ihn bringe!“ — „Gefangen! Meinen Sohn!“ sprach der König, die Art in den Wehrgurt steckend. „Ja! — Wahre sein Leben!“ — „Sorglicher als das meine!“ Und schon war er verschwunden in der Nacht. Bald war der Flüchtling gefunden. Er hatte es nicht über sich gebracht, mit dem Vater, dem Bruder das Schwert zu kreuzen: weder Wall noch Tor hatte er verteidigt: auf dem Forum hatte er den Ausgang abgewartet. Nach der Entscheidung suchte er Asyl. Die Seinen rieten ihm das einer arianischen Kirche, das würden die Sieger am sichersten ehren. „Nein,“ sprach er, „ich will nichts dem Glauben verdanken, den ich verlassen!“ So floh er in die erzbischöfliche Hauptkirche der Katholiken. Die gewährte vor den Goten nicht Asyl. Aber Refared, der das Versteck bald erraten hatte, ehrte ein Recht, das gar nicht bestand. Er legte das Schwert vor der Türe der Basilika ab und ging waffenlos zu dem Bruder hinein. Er fand ihn auf der untersten Stufe des Hauptaltars vor der Apfisis sitzend, Kronhelm und Schwert hatte er von sich getan: das Haupt hatte er in beide Hände — auf den Knien — gelegt: er weinte. Refared hemmte den Schritt in dem breiten Mittelgang: die Kirche war leer, die Flüchtlinge hatten den Schutz der arianischen Kirchen gesucht: spärlich Licht fiel auf den Altar.

„Armer Bruder! Unseliger! Aber kein König der Götten,“ dachte er. — „Komm, Bruder,“ rief er ihn nun an. Hermenigild erhob sich langsam. „Wohin? Am liebsten zum Tod!“ — „Nicht doch! An das Herz des Vaters. Du kennst es nicht, dies Herz. Es verzeiht: — ich bürgе für dein Leben. Komm zum Vater!“

Als der Gefangene in die hell erleuchtete Palast-Halle trat, ward wie dem Vater so auch dem Bruder der Jammer dieses Anblicks erst klar: Blut floß von der Stirn — ein scharfer Schleuderstein hatte ihn hoch im Bogen getroffen — über das entstellte Gesicht: sein Königsmantel war zerseht, von eignem und von fremdem Blut besudelt: denn er hatte die Verwundeten, die man aus dem Gefecht zurücktrug, gepflegt: — die Augen wagte er nicht zu dem Vater aufzuschlagen. Der sah mit tiefem Weh auf ihn. „Absalon,“ rief er, „mein Sohn Absalon!“ Der Gefangene sank vor ihm auf beide Knie. „Bruder,“ mahnte Retared, „sage, daß du alles bereuist.“ „Nicht alles,“ erwiderte der Gefangene. „Nur die Empörung — von ganzem Herzen! Nicht die Annahme des wahren Glaubens.“

Scharf prüfend sah der König ihm in die nun zuerst aufgeschlagenen Augen: „Du trittst zurück zu unserem Glauben oder du stirbst.“ — „So sterb' ich.“ — Da nickte der König und hob ihn auf: „Das war wacker. Ich verzeihe dir. Retared, führ' ihn zu meinem Arzt. Er blutet stark.“



XII.

Nach kurzer Zeit konnte der König nun sein siegreiches Heer in die Heimatprovinzen entlassen: der Fall Sevillas, die Gefangenahme Hermenigilds entmutigte die Aufständischen, sie legten die Waffen nieder und unterwarfen sich: die Byzantiner flohen in die von ihnen früher schon besetzten Küstenfesten. Leovigild legte in Sevilla, Cordoba, Astigi ausreichende Besatzungen und kehrte mit den Seinen nach Toledo zurück, wo alsbald die Vermählung Refareds erfolgen sollte. Hermenigild hatte sein Wort gegeben, nicht zu entfliehen. So ward er ungefesselt mitgeführt und in der Hauptstadt in einem zu dem Palast gehörigen Nebengebäude in dem weiten Garten untergebracht, ohne Wache und bei offenen Türen.

Der König fragte gleich bei der Begrüßung seiner Gemahlin nach Ingundis. Achselzuckend erwiderte diese: „Sie ist krank. Nach der Flucht des Empörers mußte ich sie sicher verwahren.“ — „Wo?“ — „In den Kellern; das hat sie, scheint es, schlecht vertragen.“ — „Abscheuliche! Sofort führt sie herauf!“ befahl Leovigild den Palastdienern. „Hierher! Zu mir.“ — „Aber! Sie weigert — noch immer — hartnäckig den Übertritt,“ mahnte die Königin. — „Wie der Gatte. Das gefällt mir.“ — „Wie? Was?“ — „Ja, das ist doch Treue. Gefiele dir's besser, verleugneten die beiden aus Furcht oder um des Vorteils willen ihre Überzeugung?“ — „Wirßt du vielleicht den Rebellen auf deinen Thron nachfolgen lassen?“ lachte sie höhnisch. — „Das werd' ich nicht: ich werde Refared durch das Volk wählen lassen.“ — „Ei, warum? Um den Preis der Krone tritt er wohl über, der Märtyrer.“ — „Nicht um den Preis des Lebens. — Hilf Gott! Ist das

Jugundis oder ihr Geist? Sie kann kaum stehen.“ -- „Ich war krank, Herr König.“ --- „Hat man dir was zu leide getan?“ — Sie schwieg. — „Ja, ich,“ sprach die Königin. „Ich habe sie geschlagen, die verstockte katholische Schwiegertochter.“

Da fürchte Leovigild die gewaltige Stirn und streng sprach er. „Damit du nicht auch die zweite Schwiegertochter schlägst, Refareds Braut und dich entwürdigst — nicht die Geschlagenen! — räumst du sofort den Palast und Toledo. Weit weg von uns! Garding, du bringst die Königin nach Astorga, jetzt meine zweite Residenz. Schweig, Godiswintha. Jetzt beginnt hier eine andere Zeit: — sie würde dir schlecht gefallen. Refared hat Recht: der Bogen war zu straff gespannt. Gib mir die Hand, Jugundis, ich führe dich zu deinem Gemahl.“

XIII.

Bald nachdem die Vermählungsfeier, an der auch Hermenigild und Jugundis teilnahmen, vorüber war, berief der König seine nächsten Freunde und vertrautesten Räte zu einer wichtigen Besprechung: es waren meist Goten, aber auch Römer, sogar einer ihrer Priester, der milde und weise Isidor. Vor Eröffnung der Beratung theilte der König seinen Entschluß mit, durch Heer und Volk alsbald Refared zu seinem Nachfolger wählen zu lassen, was einstimmig gebilligt ward: — ein Vorzugsrecht der Erstgeburt bestand ja in keiner Weise. Refared schwieg: er kannte den Beschluß des Vaters als unwiderruflich und zu seiner Gattin sprach er: „Ich glaube selbst, es ist besser so fürs

Reich der Goten. Der arme Bruder ist allzuweich.“ — „Unverläßig ist er,“ schloß Baddo. „Ich würde ihm nicht vertrauen.“

Dann verkündete der König Begnadigung aller, die sich an der Empörung beteiligt hatten: „Ich kann nicht den Anführer begnadigen und die Anhänger bestrafen,“ meinte er. — „Aber wohl die Anstifter,“ grollte Garding. „Leander, der das Ganze eingefädelt . . .“ — „Und seinen Bruder Fulgentins, der ihm nach Kräften geholfen,“ schloß Gardila. „Er hat — im Mönchsgewand — den Turm Hermenigilds erklettert.“ — Isidor wagte einzufallen: „Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr.“ — „Der Herr König in diesem Fall!“ rief Leovigild. „Nein, guter Isidor. Schreib du weiter an deinem vielbändigen Werk, das verstehst du besser: — aber den Staat laß mir: — den versteh’ ich besser. Deine beiden Brüder sind friedlos gebannt: sie sterben, werden sie ergriffen.“ — „Leider werden sie sich nicht ergreifen lassen,“ meinte Garding.

Der Herrscher fuhr fort: „Aber nicht bloß dies Einzelne wollt’ ich mit euch beraten. Mein Sohn Refared hat von jeher — und allmählich immer stärker — in mich gedrungen, die Strenge, die mir gegen die Papstkirche notwendig schien, zu mildern: die Katholiken nicht durch den Schrecken niederzuhalten als Feinde, durch Milde zu gewinnen als Freunde. Sprich nun, mein Sohn, zu unsern Freunden, wie du so oft zu mir gesprochen.“

Refared erhob sich und begann: „Welch’ arge Greuel erleben wir in diesem Reich, seit zuerst der unselige Streit der Bekenntnisse entbrannte! Welch’ blutige Frevel vor alters und vor kurzem. ‚Religionis erat tantum suadere malorum‘, sagte ein Dichter: nur die Religion kann soviel Unheil bewirken. Aber hier nicht die Religion, — ver-

schiedene Bekenntnisse derselben Religion! Wieviel Blut ist geflossen um ein Jota, ganz buchstäblich: — ein Jota: ‚homoiousios‘, wesensähnlich, sagen die einen von Christus, ‚homooousios‘, wesenseins mit Gott, die andern. Und deshalb hassen und verfolgen sie sich auf Erden und verfluchen sich in die Hölle! Ich aber meine: das Wesen Gottes ist unerforschlich. Und solche Haarspalterei der Gelehrten darf nicht die zwei Hälften eines Reiches spalten. Ziehen wir heran, was uns eint, schieben wir zurück, was uns trennt. Der König hat vor Jahren ein großes Religionsgespräch angeordnet, die Bekenntnisse zu versöhnen: feindseliger sind sie auseinandergegangen als sie zusammengekommen sind! Laßt doch jeden glauben und bekennen was er will, viel mehr was er muß. Heben wir Goten alle Nachteile auf, welche die Römer, das heißt die Katholischen, in unserm Reich bedrücken: dann werden sie keinen Grund mehr haben, aufzustehen, und Byzantiner und Franken keinen Vorwand mehr, ihnen beizustehen. Schon hat die Ehegenossenschaft sich durchgesetzt trotz der Verbote beider Kirchen: katholisch war meine Mutter, katholisch ist mein Weib.“

Gedankenvoll hatte ihm der König zugehört: nun unterbrach er ihn: „Und katholisch wirst vielleicht auch du?“ — Refared zuckte: dann strich er mit der Hand langsam über die Stirn: „Vater, . . . das wirst du niemals sehen.“ — „Wohl an,“ so schloß Leovigild die Verhandlung. „Folgen wir dem Rat des künftigen Königs. Er hat die Folgen, die Verantwortung zu tragen: ich nur noch kurze Zeit. Isidor, bereite die Geseßentwürfe vor.“

XIV.

Wenige Tage darauf ergriff Refared das böse Fieber, das die sumpfigen Ufer des Tajo im Herbst häufig ausbrüten. Wochenlang lähmte es seine Kraft. Noch hatte er sich nicht vom Lager erhoben, als die gleiche Krankheit den Vater niederwarf. Sehr zur Unzeit, wie beide schalteten. Denn plötzlich meldeten Flüchtlinge aus Malacitanien, — im Südosten der Halbinsel — eine byzantinische Flotte von dreißig Trieren habe bei Tavium starke Streitkräfte gelandet, die in Eilmärschen geradewegs von Süd nach Nord auf Toledo zögen.

Des Königs bewährte Feldherren, Garding und Gardila, weilten jenseit der Pyrenäen in Septimanie, verdächtige Rüstungen des Merowingen Guntchramn, nahe der gotischen Grenze angehäuften Scharen zu beobachten und nötigenfalls abzuwehren. Da hatte der alte Held die Natur zwingen wollen: gegen das Verbot der Ärzte hatte er sich die Waffen an das Lager bringen lassen: er stand auf und — sank sofort um. Nun ließ er Refared auf dessen Pfuhl in sein Gemach tragen: dem war jeder Versuch, sich zu erheben, streng untersagt. „Laß mich — trotz allem — zu Pferd,“ bat der Sohn. — „Soll ich meinen gewählten Nachfolger, die Hoffnung der Zukunft, in den Fiebertod schicken? Nein, ich ließ dich bringen, dir einen andern Entschluß mitzuteilen. Ich werde Hermenigild vorausschicken.“

Da erschrak Refared: „Vater! Gegen die Byzantiner? seine Glaubensgenossen?“ — „Nun, so abgrundtief treulos, so ganz chelos wird mein Sohn doch nicht sein, — soviel erwiesene Großmut mit neuem Verrat zu vergelten. Dann sollte er . . . — aber jeder Gedanke daran tut ihm schwer Unrecht.“ — „Er ist kein starker Feldherr.“ —

„Ist nicht nötig. Die beiden Hünen sind aus Septimanie zurückgerufen durch eilende Boten. Vor der Entscheidungsschlacht — Hermenigild muß die hinauszögern — können sie bei ihm eintreffen . . .“ — „Dann laß ihn doch hier.“ — „Du traust ihm nicht!“ grollte der Vater schmerzlich. „Mißtrauen züchtet, Vertrauen ersticht die üblen Reime. Begreifst du nicht? Mein ehrendes Vertrauen soll den Tiefgesunkenen heben. Hat er doch aufrichtig bereut.“ — „Vater, du meinst das schön. Und du mußt entscheiden. Es ist dein Sohn und dein Reich.“

Leovigild ließ Hermenigild rufen und sprach: „Mein Sohn, du hast gehört: der Feind steht wieder im Land. Die Kaiserlichen, die Leander in Byzanz erbat — dich und Sevilla sollten sie entsenden — kamen hiersür zu spät. Aber jetzt sind sie gelandet und ziehen auf Toledo. Sprich, mein Sohn, wessen ist die Schuld, daß das geschieht?“

Hermenigild schlug die Augen nieder: „Die meine, Vater.“ — „Gut, daß du's einiehst und gestehst. Wohl: wessen Sache ist's, wessen Ehre gebent, die Herbeigerufenen auszuschaffen?“

„Die meine wäre es,“ brachte er errötend — mühsam — hervor. „Jedoch . . . ich . . .“

„Wohl denn: es soll die deine sein. Zieh ihnen entgegen mit 6000 Helmen: darunter meine ‚Getreuen‘, verjage sie aus unserem Vaterland und stelle deine Ehre wieder her.“

„Vater, Vater! welche Güte!“ er sank ihm schluchzend zu Füßen. „Wodurch verdiene ich das?“

„Bisher durch nichts. Du sollst es verdienen durch Eifer und durch Treue.“

„Das andre, Bruder,“ flüsterte Refared leise, „das Undenkbare . . . er würd' es, mein' ich, nicht überleben, der alte Mann.“ — „Refared! Dieser Zweifel tut

wesh.“ — „Vergib mir, Brnder. Es ist nur die Sorge um den Vater. Die Krankheit hat den Greis gar arg entkräftet.“

XV.

Am Tage darauf brach Hermenigild mit den „Getreuen“ und einem kleinen Heer auf, das bald durch die von Garding und Gardila von der Grenze herangeführten Scharen verstärkt werden sollte. Seine Gemahlin hatte ihn auf seine Bitte ins Feld begleiten dürfen; gegen Relareds Rat, der sie als Pfand zurückbehalten wissen wollte; unwillig wies der Vater diesen Gedanken ab. — Da beide Heere in Eilmärschen widereinander rückten, trafen sie bald zusammen: bis Voecula war's, ungefähr halbwegs für beide.

Schon ging die Sonne zu Golde hinter den grünen Marianusbergen im Westen, als Hermenigild — er führte als berittene Vorhut die „Getreuen“ — der ersten Haufen des Fußvolks der Byzantiner ansichtig wurde, die, keines Angriffs gewärtig, — ein Wäldchen auf der Krone des Hügel verdeckte die Goten — in lockeren Reihen den steilen Hügel hinaufkamen. Schon hatte Hermenigild das Schwert gezogen, schon wollte er den Befehl zum Angriff geben, auf den die „Getreuen“ ungeduldig warteten: — da erkannte er den feindlichen Anführer: es war Basilius. Er senkte den Arm, sein Auge umflorte sich, die Stimme versagte den Befehlsruf: „Ich Unseliger!“ stöhnte er! „Schuld, Schuld, was ich auch beginne, wohin ich mich wende. Undank, Abfall, Zwiespalt zerreißt mir die Seele. Was tun, was lassen?“

„Nun, Königssohn, wird's bald?“ raunte ihm der Führer der Getreuen, Graf Wandalar, zornig zu. „Da haben wir die Verhafteten — sie sind verloren, die Munnungslosen! — wir halten den sichern Sieg in Händen und du zögerst? Gib den Befehl oder ich greife an — ohne dich!“

Der Gequälte raffte sich auf, er winkte mit dem Schwert. Die Reitertrompeten schmetterten. Wie ein Bergsturz rasselten die Gepanzerten auf die Überraschten herab: nur wenige leisteten Widerstand, zusammengehalten von Basilus.

„Flieh, Patricius!“ rief ihm einer seiner weichenden Doryphoren zu. „Weißt du, wer die Goten führt? Dein Freund, König Johannes!“ und er enteilte. — „Unmöglich!“ rief Basilus. „Der Undankbare!“ Im selben Augenblick stürzte er, überritten, zu Boden. Er ward von den Goten erkannt: ein paar Reiter sprangen ab und banden ihn mit Stricken.

Hermenigild kehrte soeben von der Verfolgung der Fliehenden zurück, die sich in die nahen Tore von Boecula retteten. „Sieh, Königssohn, wen wir dir da bringen,“ rief Graf Wandalar freudig. „Der beste Fang, den wir machen konnten!“ Und er schob jenen — die Hände waren ihm auf den Rücken gebunden — dicht an das Pferd Hermenigilds. Dieser fand zunächst kein Wort: dann sprach er: „Um Gott, Freund, wie stehst du vor mir!“ — „Als dein Gefangener,“ erwiderte der Feldherr mit blinkenden Augen. „Aber nicht um die Krone der Welt möcht' ich vor dir stehen, wie du vor mir, Eidbrüchiger, Verräter! Behalte deine falsche Freundschaft!“ Der Gescholtene sprang ab, zog den Dolch und zerschchnitt die Stricke des Gefangenen. „Geh, du bist frei!“ — „Was, Hermenigild?“ schrie Graf Wandalar. „Rasest

du? Unfern gefährlichsten Feind! So lohust du deines Vaters Großmut, Undankbarer? Nein, Verräter, das geschieht nicht." Und er stieß dem Griechen das Schwert in den Hals. — „Gut, gut!“ jubelten die Getreuen. „Heil Wandalar!“

Stärker als der Born Hermenigilds war sein Weh: noch bevor er daran dachte, den Meuterer zu strafen, kniete er neben den Freund, suchte den Bluterguß zu hemmen, griff nach seiner Hand. Mit letzter Kraft stieß ihn der Sterbende zurück: „Fort die Verräterfinger. Fluch über dich!“ Auf sprang Hermenigild von der Leiche: „Wandalar, was wagtest du zu tun?“ — „Meine Pflicht. Ich habe dem König Treue geschworen. Die halt' ich: wir sollen seinen Willen vollstrecken, gehorsam wie sein Schwert. Sein Wille war nicht, — sicher nicht! — was du getan. Du hast deinen Vater zum zweitenmal verraten.“ — „Ergreift ihn, Goten,“ befahl Hermenigild. „Entwaffnet ihn.“ Aber keine Hand rührte sich. „Nein,“ riefen die Getreuen durcheinander. „Recht hat er getan! Recht nach des Königs Willen! Ihm gehorchen wir, nicht seinem verräterischen Sohn.“ — Graf Wandalar sprang in den Sattel. „Auf! folgt mir, ihr Getreuen! Wir verlassen den Abgefallenen. Auf! Garding und Gardila ziehen heran, — ihnen entgegen: sie sollen uns führen.“ Und wie der Sturmwind jagten alle zwei Hundertschaften davon nach Osten.

Allein, verlassen von allen stand Hermenigild bei der Leiche: denn seine andern Scharen, das Fußvolk, erreichten jetzt erst oben die Höhentrone. Zerschmettert faßte er sein Pferd am Zügel und schritt langsam gesenkten Hauptes den Hügel — gen Norden — hinan. Hier befahl er, Lager zu schlagen und unten auf dem Schlachtfeld die Toten zu bestatten.

Er hob Ingundis von ihrem Sessel herab, sank an ihre Brust und stöhnte:

„Ich bin der Unseligste der Menschen.“

XVI.

Als es dunkel geworden war über Berg und Thal, erschien in dem Lager ein Bote aus Boecula und lud Hermenigild und Ingundis in die Stadt zu einer Zwiesprach mit einem Führer der Kaiserlichen: der schlage vor, gemeinsam einen Weg zu suchen, weiteres Blutvergießen zu vermeiden. Die Byzantiner seien — unter gewissen Bedingungen — bereit, das Land zu räumen. Blutvergießen vermeiden! Heute noch mehr als je entsprach das dem Herzenswunsch Hermenigilds: auch Ingundis billigte lebhaft seinen Entschluß. So bestiegen sie die Pferde und folgten, von wenigen Kriegern begleitet, dem Boten in das nahe Städtlein. Unheimlich, schaurig mutete die Gassen bei dem roten Schein der Fackeln der Totengräber der Anblick des Schlachtfeldes an. Plötzlich gab Hermenigild dem Pferd die Sporen.

„Was eilst du hier so?“ fragte die Frau, ihm nachreitend. — „Hast du nicht gesehen? Er war's! Seine Leiche! Noch der Tote schien mir zu fluchen aus dem weit aufgerissenen Munde! Komm, komm! Rascher!“

In die kleine Stadt eingelassen wurden die Gatten in deren stattlichstes Haus — das des ‚defensors‘ — geleitet, in welchem die Feldherren Wohnung genommen hatten und, während ihre Begleiter in dem Atrium harreten, in den Speisesaal geführt. Hier trafen sie einen ihnen

unbekannten vornehmen Byzantiner, der sie mit stummem Gruße feindselig empfing. Hermenigild hob an: „Gern bin ich bereit, mit dir über Waffenstillstand und Frieden zu verhandeln . . .“

„Ich, Protoſpatharius Megas, des Baſilius Bruder, verhandle nicht mit Eidbrüchigen. Da kommt er, der mit dir verhandeln will.“ Er ſchritt zur Thüre hinaus, auf einen dunkeln Vorhang deutend, der den gegenüberliegenden Eingang verhüllte: — aus dieſem trat nun in das Gemach eine hochragende Prieſtergeſtalt.

„Leander!“ riefen beide Gatten. Und Hermenigild wollte ſeine Hand ergreifen. Aber der trat zurück, erhob das Haupt und fragte ſchroff: „Sprich, haſt du, wie den Imperator, auch Chriſtus den Herrn verleugnet? Biſt du wie ein Verräther deines Verbündeten auch ein Verräther Gottes, ein Keger, geworden?“ — „Ich bin und bleibe unſrer heil’gen Kirche treu. Wie konnteſt du wäñnen . . .?“ — Leander zuckte die Achſeln. „Ein Eidbrüchiger!“ — „Waß redeſt du da?“ forſchte Ingundiſ. — „Die Wahrheit. Sprich, König Johannes! Haſt du nicht an deinem Krönungstag in der Baſilika der heiligen Leoladia — auf deren Überreſte im Glaſſarg! — geeidet, — nicht eher biſt du geſchworen, gab ich dir die Krone! — du werdeſt von Stund ab zeitlebenſ ein treuer Verbündeter, ein Mitkämpfer ſein deſ großen Imperators Mauriciuſ zu Byzanz, ein Schützer deſ rechten Glaubens überall gegen alle Keger? Haſt du daß nicht geſchworen?“ — Ingundiſ erbleichte: „Mein Gemahl! Sag nein!“ Aber der ſenkte verſtummend das Haupt: ſeine Kniee wankten: er ſank auf den nächſten Siß und bedeckte daſ Antliß mit beiden Händen. „Er kann nicht nein ſagen,“ fuhr Leander ſchonungsloß fort, „er kann nicht lügen mir inſ Angeſicht wie er Gott dem Herrn gelogen hat, dem Abweſenden,

wie er wähnte: aber der ist allgegenwärtig und läßt sich nicht spotten. Gott war zugegen, als du den Eid leistetest, fortan zeitlebens ein treuer Verbündeter des Imperators' — so lautete die Formel — und Gott war zugegen heute, als du mit deinen Panzerreitern des Imperators Krieger überfielst."

Der Gequälte rang die Hände: „Du vergiffest . . . — inzwischen ward ich gefangen! — Was kann ich dafür . . .?“ — „Nichts. Aber niemand hat dich gezwungen, diese Feldherrnschaft zu übernehmen.“ — „Der Dank! Dank gegen meinen Vater.“ — „Ah, wem gilt deine höchste Pflicht, deinem Vater, dem Keger, oder Christus dem Herrn? Wahrlich, wahrlich, wer nicht Vater und Mutter verläßt und mir nachfolgt, spricht der Herr, wird nicht in das Reich Gottes kommen. Eidbrüchiger! Das Blut des gemordeten Basilus schreit um Rache gegen dich gen Himmel.“ — „Das hat er nicht gewollt, bei Gott!“ rief die Frau. „War er doch sein Freund.“ — „Gewiß! Und doch trägt er die Schuld an diesem Blut. Die Sünde erzeugt auch nicht gewollte Sünde. Erkenne die Strafe Gottes: — sie züchtigt den Sünder an seinem Liebsten. Bald wird auch deines Weibes Haupt . . .“ — „Ah,“ schrie Hermenigild, „halt ein! Nicht sie! Nur nicht sie! Wende das ab, heiliger Bischof, durch dein Gebet.“ — „Wie kann ich, wenn du in der Sünde verharrst! Du bist durch deinen Eidbruch abgefallen von der Kirche — — du bist innerlich schon ausgeschlossen von der Gemeinschaft der Christen, noch bevor ich die Exkommunikation ausgesprochen, die ich jetzt aussprechen muß über dich. Und über Ingundis, läßt sie nicht von dir.“ — „Niemals!“ rief diese und ergriff des Gatten Hand. „Im Unglück hab' ich ihn lieben gelernt.“ — „O nicht, nicht, Oheim Leander! Nicht das Anathem über mich. Bei der Seele

meiner Mutter beschwöre ich dich“ — „Kenne sie nicht, die fromme Christin: sie verwirft dich mit allen Seligen im Himmel. So spreche ich denn . . .“ feierlich erhob er beide Hände. — „Nein, ich flehe!“ rief Ingundis und fiel ihm in den Arm. „Was soll er tun, den Fluch von sich zu wenden?“

Ein Strahl der Befriedigung schoß über Leanders finstere Züge. „Vor allem — bereuen.“ — „Was bereuen?“ fragte Hermenigild. — „Deinen Eidbruch.“

„Ja, ja! Ich bereue ihn von ganzem Herzen: — Gott weiß es, wie ich des Freundes Tod beklage.“ — „Und die Sünde lassen, nicht mehr kämpfen gegen den Imperator!“ — „Gern! Hier nimm mein Schwert. Ich bin dein Gefangener.“

Aber Leander schüttelte das Haupt und sprach: „Mitleiden. Das ist keine Umkehr, keine Buße, keine Besserung.“ — „Ja was — was soll ich noch . . .?“ — „Deinen Eid erfüllen, halten, gut machen, so weit du kannst.“ — „Was meinst du?“ fragte Ingundis, ahnungsvoll. — „Du fragst? Er hat geedict, als des Imperators Waffengenoss dessen Feinde, die Ketzer, zu bekämpfen allerorten. Wohlan: — vor dieser Stadt im Norden — auf jenem Hügel — lagert ein Ketzerheer: dort steht dein Feind! Nicht abgeben sollst du dein Schwert, — nein, ziehen sollst du's und als des Kaisers Feldherr, an Basilus' Stelle, es schwingen gegen des Kaisers Feind. Du führst unsern Ausfall an.“ — „Wie kann ich!“ rief er. — „Nimmermehr!“ schrie Ingundis.

Ein scharfer Blick, ein drohender traf sie. „Das sollst du büßen, Weib,“ dachte der Priester. Aber laut sprach er: „Er weigert die Reue, die Besserung. Wohl. Ihr habt gewählt. — Beide. — So tu' ich denn mein Amt und ich spreche kraft meines bischöflichen Amtes den Fluch

der . . .“ — „Entbinde ihn von jenem Eid,“ bat Jugundis. — „Warum? War er etwa erzwungen? Freiwillig, öffentlich, vor allem Volk, vor dem Hochaltar — hell brannten die Kerzen! — laut sprach König Johannes den Schwur.“ — „So laß mich sterben!“ rief Hermenigild und fuhr ans Schwert. — Aber mit ehernem Griff hielt ihm Leander den Arm. „Halt, Sünder! Häuse nicht Selbstmord zu Eidbruch. Gehorche oder — beim Zorne Gottes! — ich spreche die Verfluchung.“ — „Nein, nein, alles, nur das nicht.“ — „So rüste dich zum Kampfe. In einer halben Stunde führt Megas den Ausfall aus dem Nordtor. Du reitest an seiner Seite und, statt dir zu fluchen, segn’ ich dich und dein Schwert.“ — „Tu’s nicht,“ schrie Jugundis. Tu’s nicht! Deine Ehre! Das ist ärgste Untreue. Denke des Vaters!“ — „Schweig, Weib,“ herrschte der Bischof sie an. „Willst du seine Seele und die deine verderben? Schweig!“ — „Ach! Ich sehe keinen Ausweg; aus Schande und Sünde! Rings Abfall, Schuld und Verrat!“ jammerte sie und brach bewußtlos zusammen.

Hermenigild kniete neben sie und küßte sie auf die Stirn. Dann sprang er auf. „Wohlan, segne sie und mich. Ich bin bereit. Zur Schlacht! Dort, unter den Speeren der Goten, find’ ich den Frieden.“

XVII.

Aber es kam anders. Der Ausfall der Byzantiner hatte anfangs Erfolg. In tiefster Stille führte Megas bei vollster Dunkelheit — nicht Mond nicht Sterne zeigte

der Himmel — seine Scharen gegen den Hügel im Norden zu über das Schlachtfeld des Mittags hin. Hermenigild, das Schwert in der Scheide, ritt an seiner Rechten. Unvermerkt kamen die Angreifer bis an die Sohle des Hügels, unvermerkt bis auf dessen Krone: erst hier gerieten die Vordersten in den Bereich der Wachtfeuer vor den ersten Zelten: nun riefen die Wachen sie an. Lautes Schlachtgeschrei der Angreifer war die Antwort und sofort ergossen sich diese in die vordersten Zeltreihen der Goten. Überrascht, führerlos, zu gutem Teil ohne die abgelegten Schutz-
waffen, aus dem Schlummer geschreckt, vermochten diese dem Überfall nicht standzuhalten: sie wichen.

„Nach! Nach!“ befahl Megas. „Unser ist der Sieg! Vorwärts, König Johannes! Oder willst du vielleicht nochmal umfattern? Das wäre dein Tod!“ Und er bedräute ihn mit dem Schwerte, faßte das Pferd am Zügel und riß es mit sich vorwärts. Willenlos ließ Hermenigild alles geschehen: er zog auch jetzt nicht das Schwert: er trug weder Helm noch Schild noch Brünne: stumpf sah er vor sich hin, den Tod erwartend, ersahnend: aber Pfeile und Wurfspeere schienen ihn zu meiden.

„Vorwärts!“ wiederholte Megas. „Was stockt ihr?“ — „Schau dort hin!“ riefen seine Doryphoren. „Rechts! Nach Osten schau! Von dort her neue Feinde!“ Und also war's.

In dichten Haufen drangen von Osten gotische Waffen heran. Voran flogen rasche Reiter, dann dröhnten die Schritte starker Scharen von Fußvolk. Auch Hermenigild sah sich nun zögernd um. „Wandalas und die Getreuen!“ rief er. „Und dahinter? — Das sind Garding und Gardila: Megas, Ihr seid verloren.“ — „Aber du mit,“ schrie dieser. „Verräter, du hast uns in diese Falle gelockt.“ Und er hob das Schwert gegen ihn. Doch bevor

er den Stoß vollführen konnte, stürzte er, von Wandalar durchspeert, aus dem Sattel.

„Ah, was ist das?“ rief der Sieger. „Hermenigild an seiner Seite, neben dem Feldherrn des Kaisers! Ergib dich, Verräter! Ergreife ihn, Getreue, bindet ihn, fest bindet ihn! Bringt ihn Gardila! Ich muß weiter vor.“

Die Goten der Lagerbesatzung hatten den eingetroffenen Entsatz nun erkannt: sie hielten wieder stand, ja, sie drangen vor. Die Byzantiner, von vorn und von der rechten Flanke her grimmig — von Übermacht — angepöbt, flohen, soweit sie dieser Zange entweichen konnten — die meisten fielen oder wurden gefangen — den Hügel abwärts auf das Städtlein zu. Hermenigild sprach kein Wort. Stumm ließ er alles über sich ergehen: Schmähworte, das Fesseln seiner Hände, das Zerlegen seines Mantels, auch einen Faustschlag ins Gesicht. Nur als er vor Garding und Gardila stand und diese ihm zuriefen: „Doppelter Verräter, elender Bube!“ da stürzte er besinnungslos auf sein Antlitz.

Bei Sonnenaufgang zogen die Sieger gegen die Tore von Boecula: sie fanden sie geöffnet, die Stadt von Byzantinern leer: die Bewohner kamen ihnen, um Gnade bittend, entgegen. Sie ward ihnen gewährt: denn man glaubte ihrer Beteuerung, daß sie die Kaiserlichen nur gezwungen aufgenommen hätten; und Leovigild und Refared hatten äußerste Schouung der Römer eingeschärft. Hermenigild, in dem Haus eingesperrt und scharf bewacht, daß er gestern mit Ingundis betreten, erfuhr auf seine Fragen, der Metropolitan habe die sich heftig Sträubende — sie hatte den Gatten hier erwarten, sein Geschick teilen wollen — mit Gewalt in seinem Gefolge mitführen lassen, als er bei dem Eintreffen der ersten Flüchtlinge aus der Stadt

eilte, gen Süden, dem Meere zu, nach Caricum, wo die Flotte der Byzantiner ankerte.

Unverfolgt erreichte Leander mit seiner Gefangenen die rettenden Schiffe. Bald drang hierher die Nachricht von Hermenigilds Gefangenhaltung. Nun begehrte Ingundis, zu ihm zurückgesandt zu werden. „Oder gib mich nur frei,“ bat sie, „und laß mich in das Frankenreich zu meiner Mutter zurückgehn. Ach hätt' ich es nie verlassen! Nie auf dein Betreiben den Unseligen . . . —“ — „Ach,“ sprach er höhnisch, „jetzt bereu'st du gar noch die einzige gute That deines Lebens, ihn für die heilige Kirche gewonnen zu haben. Nein, Wankelmütige, du folgst mir nach Byzanz als Geisel für die Treue der Merowingen. Viel Gold haben sie vom Imperator empfangen, um Goten und Langobarden zu bekämpfen. Wenig haben sie dafür geleistet. Du siehst die Mutter und das Frankenreich nicht wieder, bis . . .“ — „Also nicht als Befreite, als Gefangene führst du mich mit dir?“ — „Nimm's wie du willst. Der Imperator soll erfahren, wer durchaus jenen Schwächling abhalten wollte, seinen Eidbruch gutzumachen.“ — „Als Gefangene nach Byzanz! Hab' ich das um dich verdient, Verräter?“ — „Dies Wort sollte seine Gattin meiden,“ growlte er. „Wen und was hat er nicht verraten? Seinen Glauben, seinen Vater, den Imperator und nochmal seinen Vater!“

Aber nicht als Gefangene sollte Ingundis nach Byzanz kommen, als Leiche. Zerrissen von widerstreitenden Gefühlen erkrankte sie auf der Fahrt und starb nach der Landung auf Sizilien.

XVIII.

Zum erstenmal seit sie sich von der Krankheit und dem Lager erhoben, wandelten in dem großen Marmorsaal des Palastes zu Toledo Leovigild und Refared, sich gegenseitig stützend: — doch meist der Sohn den völlig erschöpften Greis. — Da trat vor sie, vom Staube des Eilritts über und über bedeckt, Graf Wandalar. Er berichtete alles, der Wahrheit getreu, auch seine eigne rasche That gegen Basilus: — Alles, bis auf den Augenblick, da er den Königsohn an der Seite des Byzantiners gefangen nahm. „Nun, Herr König, richte. Was soll mir geschehen? Was deinem Sohn?“

Der Alte sank langsam nach rückwärts an Refareds Brust. Aber sofort, mit einem letzten Aufwand von Kraft, raffte er sich auf, löste eine goldne Kette von der Brust und hing sie dem Grafen um den Hals. „Dem Treuesten der Getreuen! Die That war recht. Er aber, der mich und das Reich zweimal verraten hat: — er muß sterben. Pfeilschnell jage zurück: Garding soll ihm vor allem Volk das falsche Haupt abschlagen lassen.“ — „Vater! Mein Brnder! Ich flehe dich an!“ „Herr König! Dein Sohn!“ — „Wollen auch die Treuesten nicht mehr Treue halten? Gehorche!“ Es war sein letztes Königsgebot.

Während Wandalar aus dem Saal eilte, sank er bewußtlos um: er blieb es tagelang. Als er sich und die Sprache wiedergefunden, war sein erstes Wort: „Das Urtheil . . . ist es vollstreckt? Wo ist Wandalar?“ — „Zurück. Es ist vollstreckt,“ antwortete Refared ernst. — „Das Reich, das Heil der Voten hat's erheischt. Mein Sohn, mein Refared — stets — alles, alles für Volk und Reich.“ Und er drückte ihm die Hand und starb.

Von dem Sarge hinweg, der in der Krypta der Basilika der Arianer zu Toledo beigesetzt ward, schritt König Refared in das Schreibgemach, wohin er Isidor beschieden hatte.

„Metropolitan von Sevilla . . .“ sprach er diesen an. — „Herr König, mein Bruder lebt.“ — „Ich setz' ihn ab. Ich allein. Ohne Papst und ohne Konzil, den Hochverräter, kraft des Rechts des Königtums und seiner Pflicht, den Staat zu retten.“ — „Das ist wider die Canones. Ich kann nicht . . .“ — „Dann folgt ihm ein andrer! Setze sofort ein Schreiben auf an alle Bischöfe und Äbte deiner Kirche, an alle Herzoge, Grafen und Großen des Reichs, Römer wie Goten. Lade sie zu einem Konzil und Reichstag nach Toledo auf den ersten des nächsten Monats. Schreibe wörtlich: dort wird der König mit seinen Getreuen beraten, ob er aus himmlischen und aus irdischen Gründen, vergiß dies ja nicht! — ich mag nicht heucheln! — das katholische Bekenntnis annehmen soll.“ — „Herr König! Das ist . . .“ — „Verwunderlich, nicht wahr? Fast am Sarg des großen Heerkönigs! Aber sein letztes Wort war: alles für Volk und Reich.“ — „Und — und deine Gründe? Hat die Frau Königin . . .?“ — Refared lächelte schmerzlich: „Auch du! Dacht' ich's doch. So werden viele wähnen. Wäre Baddo doch heidnisch! Wär' mir lieber! Nein, eines Weibes Andringen bezwänge mich nicht. Und nie hat sie solch Wort gewagt.“ — „Also du bist überzeugt . . .?“

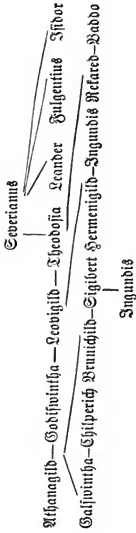
Sehr ernst erwiderte der junge König: „Ja. Ich darf ja sagen: denn ich fühle, daß Eure Lehre mehr folgerichtig ist, glaubt man — wie ich — an den Erlöser. Ein Halbgott ist — eine Halbheit. Aber das allein würde mich nicht bestimmen. ‚Irdische‘ Gründe füge bei, hörst du? Seneven, Franken, Byzantiner aus Feinden zu Glaubens-

genossen machen, und zumal im Reiche selbst Goten und Römer versöhnen, das ist wohl ein Gewinn, um den der König ein Jota hingeben mag als Preis: ‚Homoiousios‘ oder ‚Homooousios‘ — was kommt drauf an für einen König, der einer ist? Und ich — ich will und werde einer sein!“

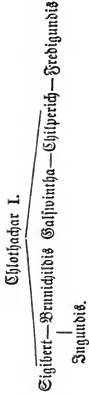


Stammbäume.

I.



II.





Stanford University Library
Stanford, California

**In order that others may use this book,
please return it as soon as possible, but
not later than the date due.**

